

DAS LETZTE AUFGEBOT

ROMAN

MORITZ SEIBERT

KARIBU

MORITZ SEIBERT

**DAS
LETZTE
AUFGEBOT**

ROMAN

Mitarbeit: Oscar Kafsack

Nach dem gleichnamigen Theaterstück von
Moritz Seibert, Oscar Kafsack,
Fabiola Mon de la Fuente, Karl Junker

KARIBU

»Schaut nicht auf das, was euch trennt.
Schaut auf das, was euch verbindet.
Seid Menschen. Seid vernünftig.«

Margot Friedländer

»Weißt du noch, wie man betet?«, fragt er ihn und greift nach seiner Hand.
Martin sieht ihn überrascht an. »Ja, natürlich«, antwortet er,
»ich war doch Messdiener.« Er drückt Hannes' Hand und zögert.
»Ich bin nur nicht mehr sicher, ob es wirklich einen gibt,
der zuhört.«

1.

Ich höre, wie mein Vater ruft. Er ruft nach mir. Er schreit um Hilfe. Ich springe auf und renne los, den Berg hinauf, in die Richtung, aus der seine Rufe kommen.

»Beeil dich, Jakob«, schreit er, und ich höre am Klang seiner Stimme, dass er furchtbare Angst hat, Todesangst.

Ich renne, so schnell ich kann, aber der Weg wird immer steiler. Ich krieche jetzt fast auf allen vieren, die scharfen Kanten der Steine schneiden mir in die Hände und die Knie und die Sohlen meiner Füße. Dann kann ich ihn plötzlich sehen. Er hängt an einem Ast oder einer Wurzel über dem Abgrund. Mit den Beinen tastet er verzweifelt nach einem Halt in der Felswand, aber er rutscht immer wieder ab. Ich bin jetzt ganz nah bei ihm, lege mich auf den Bauch und robbe bis an den Abgrund zu ihm. Ich strecke meine blutende Hand nach seiner aus, unsere Blicke treffen sich, er lächelt mir zu, während seine nach meiner Hand greift, aber in dem Moment rutscht er ab und stürzt mit einem Schrei in die Tiefe.

Ich wache auf und bin schweißgebadet. Diesen Traum habe ich oft in letzter Zeit. Es dauert nicht lang, bis ich ganz wach bin und mir klar wird, dass es wieder nur dieser blöde Traum war. Die Sonne ist gerade erst aufgegangen, aber die Luft ist jetzt schon stickig und heiß in der engen Kammer, die ich mir mit meinem zwölfjährigen Bruder Emil zum Schlafen teile. So heiß wie dieses Jahr ist es noch nie gewesen im August. Aus der Stube nebenan höre ich Mutter,

genauer gesagt, die Schüsseln und die Löffel, mit denen sie den Tisch für das Frühstück deckt. *Heute ist mein Geburtstag!* – schießt es mir durch den Kopf, und ich bin plötzlich hellwach. Heute ist Freitag, der 18. August 1944. Heute werde ich 15 Jahre alt. Ob heute endlich ein Brief von Vater kommt? Oder sogar ein Päckchen?

Zu meinem 13. Geburtstag vor zwei Jahren hat Vater mir ein Fahrtenmesser geschenkt. Voller Stolz habe ich es noch am selben Tag zum ersten Mal getragen, zu meiner Hitlerjugend-Uniform. Vater hat mich zum Treffen unserer Ortsgruppe begleitet, er in seiner Uniform von der Wehrmacht und ich in meiner von der HJ. Stolzer war ich in meinem ganzen Leben noch nicht. Eigentlich war ich damals noch zu jung für die Hitlerjugend. Aber in unserem Dorf in der Eifel werden solche Dinge nicht allzu genau genommen. Ich war schon ziemlich groß für mein Alter und konnte gut boxen, und es gab eh nicht genug Jungen hier, also brauchte ich nicht länger zu den Pimpfen vom Jungvolk und durfte schon bei den Großen in der Hitlerjugend mitmachen. Ein paar Tage nach meinem Geburtstag musste Vater zurück an die Ostfront, und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.

Ob Vater noch lebt? Ob er jetzt an mich denkt, und an meinen Geburtstag? Ganz sicher hat er ihn nicht vergessen, egal wo er jetzt ist. Sein letzter Brief kam vor über einem Jahr, aber geschrieben hatte er ihn mehr als ein halbes Jahr davor. Ein ganzes halbes Jahr hatte sein Brief aus dem ukrainischen Kaff mit dem völlig unaussprechlichen Namen quer durch das Großdeutsche Reich bis hierher gebraucht. Als Vater ihn im September 1942 schrieb, hat er uns ganz fest versprochen, dass er spätestens zu Weihnachten wieder zu Hause ist. Aber bis Weihnachten hatte nicht mal sein Brief den Weg zu uns geschafft. Und seitdem warten wir vergeblich auf ihn, oder wenigstens auf ein Lebenszeichen. Viele deutsche Soldaten sind an der Ostfront

gefallen. Aber viele wurden auch von den Russen gefangen genommen. Bestimmt lebt Vater noch. Ganz sicher denkt er an uns. Und an meinen Geburtstag.

Mit diesem Gedanken richte ich mich auf, schlüpfe in meine Hose und gehe durch die Stube und hinaus auf den Hof, um mich zu waschen.

»Nicht schauen«, ruft Mutter mir grantig zu. Natürlich schaue ich trotzdem. Sie steht am Tisch, gebeugt über ein Knäuel aus braunem Packpapier, unter dem sich deutlich der Umriss eines Stiefels abzeichnet. Das muss mein Geschenk sein. Endlich neue Stiefel! Ich muss mich zusammenreißen, um nicht vor Freude laut zu jubeln.

Ich hatte keine Schuhe mehr an den Füßen, seit Anfang April der letzte Schnee geschmolzen war. Meine alten Stiefel waren mir über den Winter zu klein geworden, und meine Füße wollten einfach nicht aufhören zu wachsen. Geld für neue Stiefel hatten wir nicht, doch selbst mit Geld ist es kaum noch möglich, welche zu bekommen. Alles ist jetzt knapp, weil die Wehrmacht alles für den Endsieg braucht. Stiefel gibt es nur noch für die Soldaten, aber nicht für uns.

Also laufe ich seit vier Monaten nur noch barfuß. In den ersten Wochen war es dafür eigentlich noch zu kalt, aber die Kälte an den Füßen war besser zu ertragen als der Schmerz, den mir die viel zu engen Stiefel bereiteten. Nur geschämt habe ich mich dafür, jedenfalls anfangs, als ich noch der Einzige war, der in der Schule, in der Kirche und sogar bei der Hitlerjugend ohne Schuhe herumlief. Selbst die Pimpfe trugen ordentliche Lederschuhe, wenn sie zum Dienst gingen. Sie bekamen sie von ihren älteren Geschwistern, oder die Familien tauschten untereinander, aber in meiner Größe gab es hier im Ort einfach keine Schuhe, oder die Besitzer wollten sie nicht hergeben.

Ich nehme die große Schöpfkelle aus dem Bottich neben unserem Brunnen und lasse mir das Wasser über den Kopf und den Körper laufen. Das Pochen hinter den Schläfen, mit dem ich aufgewacht bin, lässt etwas nach. Ich wasche mir das Gesicht und die Achseln und klopfe dann vorsichtig an die offen stehende Tür.

»Darf ich reinkommen, Mama?«

Das Paket mit den Stiefeln steht jetzt auf dem groben Holztisch, zwischen den Bechern und den Schüsseln mit Haferschleim, die Mutter für das Frühstück gedeckt hat. Auf dem Platz, an dem Vater immer gesessen hat, steht an besonderen Tagen eine brennende Kerze. Mein Geburtstag ist so ein Tag. Mutter glaubt schon lange nicht mehr, dass er noch lebt.

»Ja, komm schon!«, antwortet sie mürrisch. Sie ist nicht schlecht gelaunt, jedenfalls nicht schlechter als sonst. Sie spricht nur nicht mehr viel, seit Vater weg ist. Was sie denkt und was sie fühlt, das braucht niemand wissen.

»Herzlichen Glückwunsch, mein Großer«, sagt sie und drückt mich fest an sich, obwohl mein Körper noch ganz nass ist.

»Danke, Mama«, antworte ich und ertrage ihre Umarmung geduldig, obwohl ich es kaum erwarten kann, endlich das Paket zu öffnen. Die Stiefel auszupacken und anzuziehen. Sie morgen zu tragen, erst beim Dienst in der Hitlerjugend und dann am Abend, zum Schützenfest. Maria wird Augen machen. Seit fast zwei Monaten sind wir jetzt schon zusammen. Und morgen ist das erste große Fest mit Tanz und allem, zu dem wir gemeinsam gehen. Ich mit ihr, und mit meinen neuen Stiefeln.

»Schau. Das da ist für dich«, sagt meine Mutter und scheint dabei vor Stolz fast zu platzen.

»Darf ich es aufmachen?«, frage ich und gehe gespannt auf den Tisch und das Paket zu.

Emil ist inzwischen auch aufgewacht und steht mit verschlafenem Blick in der Tür zur Stube. »Glückwunsch, Jakob«, murmelt er und setzt sich an den Tisch, um mir zuzusehen, wie ich mein Geschenk auspacke. Behutsam öffne ich den Knoten in der Kordel, die das Päckchen zusammenhält, entfalte feierlich das Papier und nehme die Stiefel in den Arm. Sie sind schwarz und glänzen, als wären sie noch ganz neu. Sie duften nach Schuhcreme und Wachs. Mit den Fingerkuppen fahre ich sanft über das Leder.

»Danke, Mama! Danke, danke, danke!« Viel mehr bringe ich nicht heraus.

»Gefallen sie dir? Na los, zieh sie schon an.«

Ich gehe in die Kammer, ziehe mir eilig Strümpfe über und schlüpfe dann mit dem linken Fuß in den fast wie neuen Stiefel. Ich öffne die Schnürsenkel so weit wie möglich, doch es hilft nichts – mein Spann passt nicht durch den Knick, und meine Ferse bleibt im Schaft stecken, egal wie feste ich ziehe und trete.

»Passen sie nicht?«, flüstert Emil besorgt. Schnell lege ich den Zeigefinger auf die geschlossenen Lippen und ermahne ihn mit strengem Blick, die Klappe zu halten. Mutter scheint ihn zum Glück nicht gehört zu haben. Hastig ziehe ich die Socken wieder aus und versuche, barfuß in die Stiefel zu kommen. Emil hilft mir, und mit vereinten Kräften gelingt es uns schließlich, meine Füße in die Stiefel zu zwängen.

»Und? Passen sie?«, ruft Mutter aus der Stube.

»Wie angegossen«, lüge ich und mache mich vorsichtig auf den Weg zurück zu ihr. Jeder Schritt tut weh, fast so sehr wie in meinen alten Stiefeln. Mutter darf es auf keinen Fall merken. Ich habe keine Ahnung, woher sie die Stiefel hat, aber es ist klar, dass sie einiges auf sich genommen haben muss, um sie für mich aufzutreiben.

»Tausend Dank noch mal, Mama«, sage ich und nehme sie in den

Arm. Es fühlt sich eigenartig an, sie zu umarmen, seit ich mit Maria zusammen bin. Aber manchmal muss es eben sein.

Dann stakse ich zurück in die Kammer, ziehe die Stiefel so schnell wie möglich wieder aus und schlage sie in das Packpapier ein. Heute geht es sowieso nur aufs Feld hinaus zur Kartoffelernte, da trägt keiner von uns Schuhe. Aber bis morgen muss ich mir etwas einfallen lassen. In diesen Stiefeln kann ich nicht zum Dienst gehen und schon gar nicht mit Maria tanzen.

2.

Auf dem Weg zu den Feldern mache ich einen kleinen Umweg am Postamt vorbei, um zu hören, ob vielleicht ein Brief von Vater gekommen ist. Und um meinen besten Freund Franz abzuholen. Herr Gause, sein Vater, ist der einzige Postbeamte hier im Ort, deshalb wohnen sie in der Dienstwohnung über dem Amt. Franz wartet schon vor der Tür auf mich.

»Nichts für euch dabei. Tut mir leid«, ruft er mir zur Begrüßung entgegen, erhebt sich und hält mir seine Hand hin. »Herzlichen Glückwunsch, Jakob!«, sagt er dann und schlägt mir aufmunternd auf die Schulter.

Dann gehen wir schweigend zu den Kartoffelfeldern des Bauern Bäumler. Der Bäumler hat den größten Hof hier im Ort und braucht jetzt jeden Tag Erntehelfer. Seine Knechte sind längst von der Wehrmacht eingezogen worden und kämpfen an der Front für Führer und Vaterland. Das ist gut für uns, denn so gibt es mehr Arbeit. Von zehn Kartoffeln, die wir in dem knochentrockenen Ackerboden bei der Nachernte noch finden, dürfen wir zwei behalten, das ist unser Lohn. Es ist nicht viel, aber es ist besser als nichts. Unsere eigenen Felder sind längst abgeerntet. Der Ertrag war mies dieses Jahr und wird uns nicht über den Winter reichen.

Eigentlich mag ich die Arbeit auf den Feldern. Meine kräftigen Hände reißen die verkrustete Erde wie von selbst auf und tasten darin nach den Kartoffeln, die bei der eigentlichen Ernte übersehen worden sind. Aber seit ein paar Tagen ist es einfach zu heiß. Als wir

um kurz vor acht mit der Arbeit beginnen, brennt die Sonne schon unbarmherzig auf uns nieder. Seit Wochen ist kein Tropfen Regen mehr gefallen. Die Luft ist so staubig, dass das Atmen manchmal wehtut, und selbst im Schatten ist es so heiß, dass man schon beim Nichtstun schwitzt. Aber hier auf dem Feld gibt es keinen Schatten. Der graubraune Staub der ausgetrockneten Äcker legt sich sofort auf meine Haut, bis er hier und da von einem Rinnsal aus Schweiß wieder gewaschen wird.

»Du siehst aus wie ein Zebra«, hatte Maria vor ein paar Wochen grinsend zu mir gesagt, als sie mich beim Salatpflanzen auf dem Feld besucht hat. Da war es auch schon so heiß, und wir waren noch nicht so richtig zusammen. Ich wusste damals noch nicht, was genau ein Zebra ist. Maria weiß viel mehr als ich, aber sie lässt mich das nie spüren. Sie kommt aus der Stadt und lebt erst seit zwei Jahren hier im Dorf, seit ihre Eltern gestorben sind und ihr Onkel sie bei sich aufgenommen hat.

»Wie ein Zebra?«, habe ich sie verwundert gefragt.

»Weil du so viele Streifen hast.«

»Ach so, klar«, habe ich lachend geantwortet und dabei gehofft, dass sie nicht merkt, dass ich nicht die leiseste Ahnung hatte, wovon sie spricht.

Die Wehrmacht hat ihre Panzer alle nach Wildtieren benannt. Selbst hier im Dorf weiß daher jedes Kind, was ein Panther, ein Leopard oder ein Königstiger ist. Einen Panzer namens Zebra gibt es bisher leider nicht, weswegen dieses Tier vielleicht im Naturkundeunterricht in der Volksschule etwas zu kurz gekommen war, jedenfalls hier bei uns. Maria schien Zebras zu mögen, jedenfalls klang es nicht abfällig. Mit ihrem Zeigefinger zeichnete sie spöttisch lächelnd einen der Streifen auf meiner Haut nach. Von der klei-

nen Kuhle unter meinem Kehlkopf hatte sich ein großer Tropfen Schweiß seinen Weg durch den Staub auf meiner Brust und meinem Bauch gebahnt, bis er vom Bund meiner Hose aufgesogen worden war. Marias Finger folgte dem Weg des Tröpfchens, ganz zart und unendlich langsam, folgte jedem seiner Umwege, und ich war heilfroh gewesen, dass es so heiß war und dass ich so sehr schwitzte, dass ich diesen Zebra-Streifen hatte, was auch immer das für ein Tier sein mochte.

An diesem Tag hat Maria mir dann von einer Reise erzählt, die sie vor langer Zeit mit ihren Eltern gemacht hat, nach Hamburg. Ich bin bisher nur einmal in einer Stadt gewesen, in Düren. Vater wollte einen neuen Pflug kaufen und hat mich mitgenommen. Der Weg dorthin kam mir vor wie eine Weltreise. Aber Hamburg? Das war einfach unvorstellbar. Unvorstellbar weit weg, unvorstellbar reich und groß. Dort gab es Kaufhäuser und Theater, feine Hotels und einen Tierpark, und in diesem Tierpark gab es auch Zebras, und dort war Maria mit ihren Eltern gewesen, als sie noch klein war. Und jetzt ist diese Stadt völlig verwüstet von den feigen Bombenangriffen der Amerikaner und der Engländer.

Aber das hätte ich besser nicht gesagt. Vom einen auf den anderen Moment war Maria wie ausgewechselt, traurig, verschlossen, wie eingefroren. Vielleicht hatte ich irgendwas Dummes gesagt. Vielleicht war es auch nur die Erinnerung an ihre Eltern. Sie schien nicht verärgert, nur plötzlich so furchtbar traurig zu sein, und ich hatte keine Ahnung, was ich sagen oder tun könnte, um sie wieder aufzuheitern.

Maria war dann bald gegangen. Meine Hände haben weiter wie von selbst Löcher in die Erde gerissen und die kleinen Setzlinge hineingepflanzt, während ich über Maria nachdachte, über alles, was sie mir erzählt hatte, und woher sie so viel weiß, warum sie oft

so fröhlich war und im nächsten Moment so furchtbar traurig wurde, wie gerade eben. Und was ich vielleicht dagegen tun könnte.

Und ich fragte mich, ob sie ahnt, wie sehr es mir gefallen hat, wie ihr Zeigefinger über meine Haut gewandert ist. Und wie gern ich diese Berührung erwidert hätte. Und warum ich mich das nicht getraut habe. Das war das Schöne an der Arbeit auf dem Feld: Ich konnte den ganzen Tag über diese Dinge nachdenken, und manchmal, seit diesem Tag vor etwa acht Wochen eigentlich fast jeden Tag, kam irgendwann Maria vorbei.

Franz hockt nur ein paar Meter von mir entfernt auf dem Feld und gräbt nach Kartoffeln. Es gab heute früh nicht genug Körbe für alle Helfer, also teilen wir uns einen. Wer wie viele Kartoffeln findet, spielt keine Rolle zwischen uns. Den Lohn werden wir uns heute Abend teilen, so wie wir eigentlich immer alles geteilt haben. Nur meine Liebe zu Maria kann ich nicht mit ihm teilen. Er hat sie nie besonders gemocht, und seit ich mit ihr zusammen bin, mag er sie noch weniger. Jedenfalls kommt mir das so vor. »Deine Geliebte« nennt er sie seitdem, und es klingt immer irgendwie abfällig.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Franz plötzlich die Arbeit unterbricht und einer Kartoffel ungewöhnlich viel Aufmerksamkeit schenkt, bevor er sie in der Tasche seiner Hose verschwinden lässt, anstatt sie zu den anderen in unseren Korb zu werfen. Neugierig stehe ich auf und gehe zu ihm.

»Rück die sofort wieder raus!«, rufe ich ihm streng zu. Franz erschrickt und starrt panisch zu mir hoch, als hätte ich ihn bei was Unsittlichem erwischt. »Die Kartoffel! Rück sie schon raus.«

Franz zögert noch einen Moment, dann ergibt er sich, zieht die Kartoffel wieder aus der Tasche und hält sie mir seufzend entgegen. Ihre Form erinnert entfernt an ein Herz. Jetzt ist mir alles klar.

»Für Gerti?«, frage ich ihn grinsend. Franz nickt zerknirscht.

Gerti ist die Tochter unseres Bürgermeisters und die Cousine von Maria. Seit ich mit Maria zusammen bin, lässt Franz nichts unversucht, um Gertis Gunst für sich zu gewinnen. Er ist ein paar Monate älter als ich, und dass ich schon eine Freundin habe und er noch nicht, das passt ihm überhaupt nicht.

»Die Gerti nimmt dich eh nicht. Und sicher nicht für 'ne Kartoffel!«, rufe ich ihm lachend zu. Aber Franz ist die Sache sehr ernst.

»Meinst du?«, fragt er mich besorgt.

»Die Gerti hat Ansprüche. Mit 'ner Kartoffel brauchst du der gar nicht erst kommen.« Ich gebe mir wirklich große Mühe, es wie einen Spaß klingen zu lassen. Tatsächlich weiß jeder hier im Dorf, dass Franz niemals bei Gerti zum Zuge kommen wird. Aber er hat sich da ziemlich hineingesteigert, und sehr viel Auswahl bietet die weibliche Bevölkerung unseres Ortes ihm auch nicht. Ich nehme ihm die Kartoffel ab, lege sie in den Korb und will mich wieder an die Arbeit machen.

»Du, Jakob«, ruft Franz mir nach, »meine Mutter hat noch eine Mettwurst im Räucherschrank!« Seine Augen strahlen vor Hoffnung und Zuversicht, und ich hasse mich dafür, dass ich ihm die nehmen muss. Aber es hilft ja nichts.

»Eine Mettwurst? Bist du irre?«, frage ich ihn also.

»Wieso denn? Die ist saulecker!« Franz meint es wirklich ernst.

Ich habe Mühe, mir das Lachen zu verkneifen, während ich mir vorstelle, wie mein bester Freund, liebestoll, wie er nun mal ist, ausgerechnet mit einer Mettwurst um Gertis Gunst buhlen will.

»Ja, du hast gut lachen!«, mault Franz, »du hast ja die Maria! Du hast deine große Liebe gefunden. Und sie liebt dich scheinbar auch. Wie hast du sie nur dazu gebracht?«

Das habe ich mich auch schon gelegentlich gefragt, bin aber bisher

noch zu keinem Ergebnis gekommen. »Also ganz bestimmt nicht mit einer Mettwurst«, antworte ich lachend, und das ist immerhin nicht gelogen.

Wie habe ich sie nur dazu gebracht? Ganz ehrlich, ich weiß nicht, warum sie sich unter all den Jungen in unserem Dorf ausgerechnet in mich verliebt hat, in den Jungen vom ärmsten aller Höfe hier, in den Jungen ohne Schuhe, in den Jungen, der bis vor Kurzem nicht mal wusste, was ein Zebra ist.

Ein paar Tage nach der Geschichte mit dem Zebra hatte es sich ergeben, dass Maria und ich am frühen Abend nach der Arbeit allein auf dem Feld übrig blieben und dann zusammen den Weg zurück zum Dorf gegangen sind. Es duftete herrlich nach Bärwurz, der gerade zu blühen begonnen hatte. Wir ließen uns Zeit und gingen einen kleinen Umweg und sprachen über dies und das, und es begann schon zu dämmern, als wir plötzlich das Surren von Flugzeugmotoren hörten, das schnell lauter wurde. Hoch oben am Himmel sahen wir im Licht der untergehenden Sonne ein amerikanisches Bombengeschwader. Maria bekam große Angst, obwohl klar war, dass die es nicht auf uns oder unser Dorf abgesehen hatten, sondern auf eine der Städte am Rhein oder noch weiter östlich. Aber um Maria zu beruhigen, haben wir uns doch in einem Gebüsch am Wegrand versteckt. Sie klammerte sich an mich, ich nahm sie in die Arme und flüsterte ihr ins Ohr, dass sie keine Angst haben braucht, weil die Amerikaner sicher nicht so blöd sind, eine ihrer Bomben auf unser armes Dorf zu verschwenden.

So lagen wir beieinander in dem Gebüsch und blieben einfach so liegen, als die Flieger schon längst nicht mehr zu hören waren und es eigentlich keinen Grund mehr für uns gab, uns weiter zu verstecken. Es gab auch keinen Grund mehr für uns zu flüstern, genau genom-

men hatte es nie einen gegeben, aber wir flüsterten trotzdem, weil es so herrlich kitzelte, wenn sie mit ihrem Mund ganz nah an mein Ohr kam, um mir etwas zuzuflüstern. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was wir uns gegenseitig alles zugeflüstert haben. Ich erinnere mich nur noch, dass ich mir gewünscht habe, dass wir für immer hier liegen bleiben und miteinander flüstern könnten. Und Maria schien es genauso zu gehen, und seit diesem Tag vor etwas weniger als acht Wochen sind wir jedenfalls zusammen.

Eine Weile graben Franz und ich schweigend weiter nach Kartoffeln. Gegen Mittag kommen immer ein paar der Mädchen aus dem Dorf auf die Felder, um den Feldarbeitern eine kleine Stärkung zu bringen. Maria deichselt es meist so, dass sie auf das Feld geschickt wird, auf dem ich arbeite. Der kleine Bollerwagen, auf dem sie den Proviant transportieren, zieht eine mächtige Staubwolke hinter sich her. Gerti ist auch dabei. Seit ihr Vater Maria vor zwei Jahren aufgenommen hat, sind die beiden unzertrennlich, als wären sie nicht Cousinen, sondern Schwestern und beste Freundinnen zugleich.

Maria steuert den Bollerwagen zielstrebig auf uns zu. Die anderen Jungen unterbrechen ihre Arbeit und kommen eilig her. Walter hat nur einige Meter von Franz und mir entfernt gegraben und ist als Erster zur Stelle, dicht gefolgt von Hannes und von Martin, dem Sohn des Bauern, auf dessen Feldern wir heute arbeiten. Maria nimmt die große Blechkanne von dem Wagen und will gerade beginnen, die Becher mit Apfelmilch zu füllen. Doch dazu kommt sie nicht, weil ich zu ungeduldig bin und ihr die Kanne entreiße, um sofort einige große Schlucke daraus zu trinken. Mit empörtem Gejaule jagt Maria mir nach und schimpft laut mit mir, während sie versucht, mir die Kanne wieder wegzunehmen. Lachend weiche ich ihr aus, packe mit

der freien Hand ihren Arm und nehme noch einen großen Schluck, bevor ich die Kanne hinter ihrem Rücken an Franz weitergebe.

Unser Streit ist nicht ernst. Er ist nur ein Vorwand, uns kurz zu berühren, uns etwas näher zu sein, als das in der Gegenwart der anderen ohne den gespielten Zank um die Kanne möglich wäre. Irgendwie wissen inzwischen alle, dass wir ein Paar sind, und es hat auch niemand etwas dagegen, abgesehen von Franz vielleicht. Aber Maria hier auf dem Feld am hellen Tag einfach so in den Arm nehmen oder ihr einen Kuss zu geben, das geht leider nicht.

Während wir noch raufen, spurtet Franz mit der Kanne zu Gerti und hilft ihr eifrig, die Becher für alle zu füllen. Er spart dabei nicht mit Komplimenten, doch es nützt ihm nichts. Gerti ist ausschließlich um Walters Wohlergehen bemüht und gießt ihm schnell nach, sobald er seinen Becher mit einem gierigen Zug geleert hat.

»Lecker«, lobt Walter die Apfellimonade und rülpst, und Franz muss hilflos mit ansehen, wie Gerti ihm strahlend noch ein zweites Mal nachgießt.

»Das freut mich, Walter«, flötet sie dabei, vermutlich auch, um Franz ein wenig zu ärgern.

»Bitte, Gerti, krieg ich auch noch einen Schluck?«, bittet Franz.

»Du nicht. Du hattest schon mehr als genug«, faucht sie ihn an.

Und dann ist es plötzlich wieder da, das Surren der Flugzeugmotoren. Walter hört es als Erster und sucht den Himmel Richtung Westen ab. »Amerikaner!«, schimpft er, als er sie entdeckt hat, »am hellichten Tag!« Das Geräusch der Motoren schwillt schnell an und wird bald brüllend laut. Ich sehe zu Maria, aber von Angst ist diesmal keine Spur bei ihr. Ich lege trotzdem meine Arme um ihre Schultern und ziehe sie zu mir.

»Herzlichen Glückwunsch, Jakob«, flüstert sie mir ins Ohr.

Gemeinsam starren wir in den Himmel und beobachten die feind-

lichen Flugzeuge, die in großer Höhe so seelenruhig über uns hinwegfliegen, als hätten wir nie eine Luftabwehr besessen.

»Jetzt ist Köln wieder dran«, spekuliert Walter, und seine Stimme bebt dabei vor Zorn.

»Oder Euskirchen«, erwidert Gerti, und Walter nickt.

»Wo bleiben denn bitte unsere Abfangjäger?«, brüllt Franz vorwurfsvoll in den Himmel, als hätte er da irgendwie mitzureden. »Ich versteh das nicht, dass die hier einfach so langfliegen können!«

Franz' Vater ist nicht nur unser Postamtsleiter, sondern auch ein ziemlich hohes Tier in der NSDAP. Deswegen klingt mein bester Freund manchmal wie jemand, der was zu melden hat, wenn es um Politik geht. Auf Gerti macht er damit jedenfalls keinen Eindruck. Und dann verschwinden die Flieger hinter dem nächsten Hügel, so schnell wie sie gekommen waren.

Hatte Maria ihre Furcht vor den Bombern damals, an diesem Tag vor zwei Monaten, nur vorgetäuscht? Das kann ich mir kaum vorstellen. Sie hatte am ganzen Körper gezittert vor Angst. Aber auch wenn sie das alles nur gespielt hätte, wäre ich ihr trotzdem ewig dankbar für den Schwindel und die Stunden mit ihr im Gebüsch. Oder hatte sie sich an die Überflüge der feindlichen Bomber einfach nur gewöhnt? Dann wäre es mir auch recht. Um zu zweit in ein Gebüsch oder einen Schuppen oder sonst wohin zu verschwinden, um uns ganz nah zu sein, brauchen wir keine feindlichen Bomber mehr als Vorwand.

Seit ich mit Maria zusammen bin, ist mir vieles nicht mehr so wichtig. Dass wir im Krieg sind, zum Beispiel. Oder dass alles so knapp ist und wir so arm, dass Mutter oft nicht ein noch aus weiß mit dem Geld. Oder dass mir die neuen Schuhe nicht passen. All das war mir – es war mir nicht gleichgültig, das wäre das falsche Wort. Aber es war viel weniger wichtig, weniger bedrohlich, solange es

nichts mit Maria zu tun hat. Vielleicht war es bei Maria ja umgekehrt genauso, mit ihrer Angst vor den Bombern der Feinde? Der Gedanke gefällt mir jedenfalls gut.

Dann müssen Maria und Gerti weiter, die Erntehelfer auf den anderen Feldern versorgen.

»Tschüss, Gerti!«, ruft Franz seiner Angebeteten fröhlich hinterher.

»Tschüss, Walter!«, erwidert sie mit zuckersüßem Lächeln und würdigt den winkenden Franz keines Blickes. Wir sehen den Mädchen nach, wie sie in der Staubwolke, die ihr Bollerwagen hinter sich herzieht, allmählich verschwinden.

»Habt ihr das gesehen?«, fragt Franz uns freudig erregt. Alle sehen zu ihm. Keiner weiß, was er meint.

»Wie scharf die auf mich ist?!«, entgegnet Franz unseren fragenden Blicken. Einen Moment lang ist gar nichts mehr zu hören.

»Bist du sicher?«, frage ich ihn vorsichtig.

»Ja klar. Dieses zornige Funkeln in ihren Augen – das ist ein eindeutiges Zeichen! Die ist scharf wie 'n Messer!«

Walter strengt sich sehr an, aber dann bricht sein bis dahin mühsam zurückgehaltenes Lachen doch prustend aus ihm heraus. Franz sieht gekränkt zu ihm.

»Du hast eben keine Ahnung von den Weibern«, faucht er ihn an.

»Was sich liebt, das neckt sich! Ist doch so, stimmt's, Jakob?«

»Ja, so ist das«, bestätige ich, ebenfalls lachend. Ich habe es aufgegeben, ihm das mit Gerti auszureden, und mache mich lieber wieder an die Arbeit.

Am späten Nachmittag kommt Martins Großvater mit einem Fuhrwerk aufs Feld und sammelt die Körbe ein. Er schätzt unseren Anteil sehr großzügig und füllt unsere Kartoffeln in zwei Säcke, die wir mit-

nehmen dürfen. Franz nimmt schnell einige Kartoffeln aus seinem und packt sie in meinen Sack. Sein Vater hat ja das Gehalt von der Post. Franz muss nicht arbeiten, damit sie über die Runden kommen, wie ich. Es ist mir zwar etwas unangenehm, aber er ist mein bester Freund, also nehm ich die Kartoffeln von ihm gerne an.

Dann machen wir uns auf den Heimweg, zusammen mit Martin, Walter und Hannes. Fließendes Wasser haben nur die wenigsten Höfe hier, und mit einem Bad in der Urft lässt sich der Staub und der Schweiß wesentlich angenehmer beseitigen als mit dem brackigen Wasser aus dem Brunnen auf unserem Hof.

3.

Mitten im Dorf, zwischen dem Marktplatz mit dem Rathaus und der alten Kirche, liegt eine Wiese, die bis an das Ufer der Urft reicht. Dort treffen wir uns oft am späten Nachmittag, wenn das Wetter schön ist. Der Bach ist hier einige Meter breit und gerade tief genug, dass man darin schwimmen kann. Das Wasser ist trotz der Hitze in den letzten Tagen noch angenehm kühl. Walter, Martin und ich liefern uns eine Wasserschlacht, und Hannes springt immer wieder von der Brücke und macht dabei eine Arschbombe nach der anderen. Er ist nicht sonderlich sportlich, vielleicht weil er gleich neben der Bäckerei wohnt. Körper kann er jedenfalls nicht, aber die Arschbombe macht keiner von uns so krachend wie er.

Ich steige aus dem Wasser und lege mich zum Trocknen auf das Gras. Auf der Festwiese gegenüber wird eine kleine Bühne aufgebaut. Morgen findet hier das Schützenfest statt, wie jedes Jahr am dritten Wochenende im August. Franz' Vater leitet den Aufbau. Er trägt seine Uniform und schimpft mit seinem Sohn und einem Polizisten, der scheinbar abkommandiert wurde, um ihm zu helfen. Ich kann nicht verstehen, worüber sie streiten, und es ist mir auch egal. Ich schließe die Augen und überlege, ob ich Maria heute noch sehen werde.

Plötzlich reißt eine Dusche aus eiskaltem Wasser mich aus meinen Gedanken. Walter kniet direkt über mir und findet es scheinbar lustig, wie ein Hund das Wasser aus seinen Haaren ausgerechnet in mein Gesicht zu schleudern. Es ist immer noch warm, und die Er-

frischung ist mir sehr willkommen, sobald ich mich von dem ersten Schreck erholt habe. Trotzdem kann ich mir diesen hinterhältigen Angriff nicht einfach so bieten lassen. Ich packe mir also Walters Handgelenke, ringe ihn zu Boden, schnappe mir einen seiner Arme und eins seiner Beine, schleife ihn durch das Gras bis zum Ufer und werfe ihn zurück ins Wasser. Walter brüllt dabei vor Vergnügen. Er ist ein gutes Jahr älter als ich, aber körperlich kann er schon lange nicht mehr mit mir mithalten. Dieser Überlegenheit war ich mir vielleicht etwas zu sicher und habe daher nicht mitbekommen, wie Martin sich zu Walters Unterstützung angepirscht hat und plötzlich direkt hinter mir steht, um mich hinterrücks wieder in den Bach zu schubsen. So geht das noch eine ganze Weile, bis irgendwann die Sonne hinter den hohen Wipfeln der Bäume verschwindet, die auf dem steilen Hang auf der anderen Seite des Baches seit Jahrhunderten in den Himmel wachsen. Drüben auf dem Festplatz über der Bühne hängen jetzt drei große rote Fahnen, mit dem weißen Kreis und dem schwarzen Hakenkreuz darauf. Franz' Vater scheint immer noch unzufrieden, er zupft wütend an einer der Fahnen herum, aber dem Polizisten reicht es für heute, er steigt auf sein Fahrrad und fährt heim.

»Ich komm gleich«, ruft Franz uns zu und fängt sich dafür eine Ohrfeige von seinem Vater. Wie ein begossener Pudel läuft er hinter ihm her Richtung Postamt.

Wir sitzen auf der Wiese und quatschen über dies und das, nur von den Mädchen fehlt bisher jede Spur. Scheinbar wollen sie heute nicht mit uns schwimmen, stellt Hannes enttäuscht fest. Hannes ist besessen von Frauen in Badeanzügen und noch besessener von Frauen ohne Badeanzüge. Unter seinem Bett hat er eine Kiste mit Katalogen und Zeitschriften, und Eselsohren markieren die Seiten, auf denen

eine Frau so knapp bekleidet oder sogar gänzlich unverhüllt abgebildet ist, sodass man ihre Körperrundungen oder noch mehr gut studieren kann. Niemand weiß, wo er die Heftchen herbekommt, aber wann immer er seiner Sammlung ein neues Exemplar hinzufügen kann, lässt er uns großzügig daran teilhaben. Das mit der Sittlichkeit wird hier nicht mehr allzu ernst genommen, seit unser Pfarrer vor rund drei Jahren vom einen auf den anderen Tag verschwunden ist. Niemand weiß genau, was damals passiert ist, aber es gab Gerüchte, dass er irgendwie gegen den Führer war und der Gause ihn deswegen bei der Gestapo verpiffen hat.

Jedenfalls war er dann plötzlich weg, und seitdem kommt alle paar Wochen der Pfarrer aus der Nachbargemeinde, hält den Gottesdienst und nimmt uns die Beichte ab. Er ist hager wie eine Bohnenstange, und er lispelt, und keiner von uns nimmt ihn ernst. Unter uns Jungen ist es irgendwann zu einem Wettbewerb geworden, uns möglichst abscheuliche Sünden auszudenken und sie ihm zu beichten, während die anderen um den Beichtstuhl herumschleichen, um möglichst viel mitzuhören. Vermutlich hat er die Hoffnung, das Seelenheil der Jugend in diesem gottlosen Dorf noch retten zu können, irgendwann begraben. Oder er hat uns durchschaut. Mehr als drei *Ave Maria* zur Buße brauchte jedenfalls keiner von uns je sprechen, egal wie unzüchtig wir es angeblich getrieben hatten.

Nur Martin scheint der Niedergang der Kirche in unserem Ort nicht gleichgültig zu sein. Unter unserem alten Pfarrer war er Messdiener, doch nachdem der verschwunden war, hatte er bald keine Lust mehr dazu. Bis heute spricht er vor jeder Mahlzeit und beim Schlafengehen ein kurzes Gebet, obwohl ihn schon lange niemand mehr dazu anhält. Davon abgesehen ist er aber sittlich genauso verkommen wie der Rest von uns.

Dann kommen sie doch noch, Maria und Gerti und zwei etwas jüngere Mädchen. Sie hatten in unserer Ortsgruppe vom Bund Deutscher Mädel »Dienst an der Heimatfront« leisten müssen, wie sie das jetzt nennen. Alle Familien im Dorf haben in den letzten Wochen möglichst viel alte Kleidung und andere Textilien zur Unterstützung unserer tapferen Soldaten abliefern müssen, und die Mädchen haben sie heute unter der Aufsicht von Franz' Mutter sortiert und gewaschen und so gut wie möglich ausgebessert, damit die Wehrmacht einen guten Eindruck von unserem Dorf bekommt, wenn sie die ausgedienten Klamotten demnächst abholen kommen.

Maria hält ein kleines Päckchen in den Händen, vermutlich mein Geburtstagsgeschenk. Aber erst mal setzen sie sich zu uns, und Maria erzählt uns von allen möglichen kuriosen Fundsachen in den für den Endsieg gespendeten Kleidern und denkt sich Geschichten dazu aus. Was die Wehrmacht mit all den alten Lumpen will, das ist uns allen ein Rätsel. Dafür hat Maria auch keine Erklärung.

»Wollen wir ein bisschen gehen?«, fragt Maria mich plötzlich. Ich nicke und springe auf. Wir spazieren eine Weile an dem Bach entlang Richtung Ortsausgang, bis wir die anderen nicht mehr hören.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, sagt Maria dann und küsst mich auf den Mund. Ich lege meine Arme um ihren Körper und streichele ihren Nacken, während wir uns küssen. Ihr Haar duftet so herrlich wie immer.

»Und jetzt dein Geschenk«, sagt sie dann und löst sich sanft aus meiner Umarmung, die sie mit dem Päckchen in der Hand nicht richtig erwidern konnte. Sie reicht es mir und scheint dabei genauso aufgeregt wie ich. Es ist nicht viel größer als eine Postkarte, aber dicker und schwerer. Auf das hauchdünne Seidenpapier sind winzige blaue Blümchen gedruckt.

»Mach es schon auf«, drängelt sie lächelnd.

Ich setze mich also ans Ufer und öffne die Schleife und das zerbrechlich wirkende Papier. Zum Vorschein kommt ein schwarzes Büchlein, gebunden in Leder. Ich habe noch nie ein Buch besessen, von meiner Schulbibel mal abgesehen. Auf dem Einband steht nichts. Vielleicht ist es über Zebras und andere Wildtiere, die uns in der Schule unterschlagen wurden? Ich sehe fragend zu Maria, sie nickt mir lächelnd zu und setzt sich neben mich. Also schlage ich das Büchlein, mein erstes eigenes Buch, gespannt auf. Aber die crèmefarbenen Seiten sind leer. Ich blättere ein wenig darin, aber es bleibt dabei. Die Seiten sind leer. Kein Wort, kein einziger Buchstabe steht in dem Buch. Will sie sich über mich lustig machen?

Sie ahnt wohl, was ich denke, und lacht.

»Es ist nicht zum Lesen, sondern zum Schreiben.«

Ich war ja auf eine Überraschung vorbereitet, aber ...

»Schreib einfach alles hinein, was du so denkst.«

»Wie ein Tagebuch?«, frage ich.

»Wenn du willst, wird es dein Tagebuch. Oder dein Gedankenbuch. Oder dein Träumebuch.«

Ich sehe etwas ratlos auf die vielen leeren Seiten des Buches. Ich bin mir nicht sicher, ob das eine gute Idee ist. Aber ich bin glücklich, weil Maria denkt, dass es eine gute Idee ist. Also werde ich es probieren. Ich denke, es wird mein Mariabuch.

»Danke«, flüstere ich ihr zu, berühre dabei ihr Ohr mit meinen Lippen und dann ganz vorsichtig auch mit meiner Zunge.

»Gerne«, flüstert sie zurück und gibt mir ein Küsschen auf den Hals.

Dann gehen wir zurück zu den anderen. Paul und Franz sind inzwischen dazugestoßen, und Paul hat zu Hause eine Flasche selbst gebrannten Kartoffelschnaps mitgehen lassen. Die macht jetzt die

Runde. Wir setzen uns dazu. Hannes bietet mir die Flasche an, aber ich lehne lieber ab. Maria mag es nicht besonders, wenn ich Schnaps trinke. Sie würde nichts sagen, aber ich spüre, wie sehr es sie freut, dass ich nicht davon trinke.

»Klug von dir«, sagt Hannes, nimmt dann schnell noch einen großen Schluck aus der Flasche, würgt ihn röchelnd runter und schüttelt sich dabei wie ein Hund, der gerade aus dem Wasser kommt.

»Schmeckt ja wie Ochsenpisse!«

Paul schaut beleidigt zu ihm und reißt ihm die Flasche aus der Hand. »Zwingt dich ja wohl niemand. Woher weißt du überhaupt, wie Ochsenpisse schmeckt?«, fragt er Hannes gekränkt.

»Habt ihr schon gehört?«, ruft Franz plötzlich in die Runde. »Am Montag kommt ein ganz hohes Tier von der SS!« Alle sehen ihn an.

»Hier zu uns nach Steinbach?«, fragt Hannes entsetzt.

Franz nickt mit wichtiger Miene und sieht dabei zu Gerti. »Hat mein Vater mir erzählt.«

»Und was wollen die hier?«, frage ich ihn.

Aber Franz macht es spannend. »Das wird ein ganz großes Ding! Es geht um den Endsieg!«

Martin springt auf. »Hurra! Um den Endsieg! Na endlich!«, ruft er mit übertriebener Begeisterung. Er imitiert dabei die Stimme des Führers und reckt den rechten Arm zum Hitlergruß. Die Ironie ist nicht zu übersehen. Franz starrt ihn wütend an. Die meisten hier trauen sich so was nicht, wenn Franz in der Nähe ist. Sie haben Angst vor seinem Vater und halten lieber die Klappe, wenn sie anderer Meinung sind. Martin ist einer der wenigen, der sich immer traut. Und Gerti auch.

»Die wollen uns bestimmt nur wieder bestehlen«, sagt sie trocken.

»Ach, sollen sie nur kommen. Bei uns ist eh nichts mehr zu holen«,

motzt Hannes und redet sich in Rage. »Das letzte Mal haben die uns alle unsere Geräte weggenommen, sogar die Feldhacken. Und jetzt darf ich mit bloßen Händen auf dem Acker schuften.«

Ein böser Blick von Franz genügt, um ihn zum Schweigen zu bringen.

»Ich mein ja nur«, murmelt Hannes zu seiner Entschuldigung.

»Die brauchen das Metall eben für die Waffenproduktion«, erwidert Walter.

»Ja, natürlich«, spottet Martin, »deswegen haben die uns auch den ganzen Schnaps aus dem Keller gestohlen. Für ein Prosit auf den Endsieg!«

Jetzt wird Franz wirklich sauer.

»Was seid ihr eigentlich für erbärmliche Waschlappen?«, brüllt er in die Runde. »Wenn der Führer euch hören könnte! Wenn alle Deutschen so egoistisch wären wie ihr, dann hätten wir den Krieg längst verloren!«

»Wenn alle Deutschen so tapfere Soldaten wären wie dein Vater, dann hätten wir den Krieg auch längst verloren«, kontert Martin ganz gelassen. Das ist Franz' wunder Punkt. Mit vorgestreckter Brust geht er auf Martin zu.

»Da kann mein Vater doch nichts für, dass er angeschossen wurde! Das war 'ne Judensau, das weißt du ganz genau! Eine bolschewistische Judensau! Aber das wird denen noch leidtun!«

Betretenes Schweigen. Franz' Vater war zu Beginn des Krieges kurz Soldat gewesen und wurde am Bein verletzt. Seitdem ist sein Knie steif, und er ist kriegsuntauglich. Und seitdem gibt er hier in der Heimat alles für die Partei und den Führer und für den Sieg unseres Tausendjährigen Reiches.

Maria steht plötzlich auf und will gehen.

»Was hast du?«, frage ich sie erschrocken.

»Nichts. Ich bin nur müde. Ich will nach Hause«, sagt sie bestimmt und geht weiter.

Ich springe schnell auf und laufe ihr nach. »Warte. Ich bring dich.«

Ich hole sie ein und nehme ihre Hand, und wir gehen schweigend den kurzen Weg durch das Dorf zum Hof ihres Onkels.

»Ich versteh nicht, wie der dein bester Freund sein kann«, sagt Maria, als wir schon fast angekommen sind.

Sie versucht meist, es sich nicht anmerken zu lassen, aber sie kann Franz noch weniger leiden als er sie. Statt ihr zu antworten, versuche ich es mit einem Kuss. Sie lässt ihn zwar zu, aber sie erwidert ihn nicht. Was soll ich dazu sagen? Franz ist zwar manchmal ein Wichtig-tuer, aber er ist nun mal mein bester Freund. Punkt. Und er ist in Ordnung. Niemals würde er einen von uns bei seinem Vater verpfeifen.

»Gute Nacht«, sagt Maria nach einem Moment und sieht dabei mit kaltem Blick durch mich hindurch. Ich bleibe noch stehen und überlege angestrengt, was ich sagen kann, um sie zu versöhnen. Ich will nicht, dass dieser Tag, mein Geburtstag, so endet. Und dann kommt sie plötzlich auf mich zu und gibt mir doch noch einen Kuss.

»Gute Nacht«, sage ich erleichtert, warte noch, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hat, und gehe dann nach Hause.

Unser kleiner Hof liegt gedrungen an einem ziemlich steilen Hang. Er besteht nur aus einem einzigen kleinen Haus. Im vorderen Teil leben wir, und dahinter ist der Stall für die Tiere, aber der ist jetzt leer. Unsere Schweine mussten wir alle verkaufen, das letzte vor ein paar Wochen. Heute ist Neumond, und die Umrisse des Giebels sind kaum noch zu erkennen vor den hohen Bäumen, so dunkel ist es schon. Es riecht nach frischem Harz. Vielleicht hat Emil Holz gemacht, für den Winter.

Ich öffne ganz vorsichtig die Tür, um ihn und meine Mutter nicht zu wecken, entzünde mit einem Streichholz die Öllampe in der Stube und setze mich an den Tisch. Ich nehme Marias Büchlein aus der Hosentasche und schlage es auf. In einer Schüssel auf der Anrichte hinter mir liegt ein stumpfer Bleistift. Mit dem Gemüsemesser spitze ich ihn an.

18. August 1944 schreibe ich sorgfältig oben auf die erste Seite.

Schreib alles auf, was du denkst, hat sie gesagt.

Ich liebe dich, Maria.

Das ist zwar nicht alles, was ich denke, aber doch das meiste. Und ganz sicher das Wichtigste. Plötzlich schießt mir die Geschichte mit der SS wieder durch den Kopf. Franz war gar nicht mehr dazu gekommen, uns zu sagen, was die nun eigentlich hier wollen. Falls das mit dem hohen Tier überhaupt stimmt. Vielleicht wollte er auch nur Gerti beeindrucken. Ich muss ihn unbedingt morgen fragen. Morgen ist Samstag, da sehen wir uns spätestens um zehn beim Dienst bei der Hitlerjugend.

Und was sag ich jetzt meiner Mutter, wegen der Schuhe? Dass ich sie noch schonen will, solange es warm genug ist, damit sie länger halten? Das wird sie mir nicht abkaufen. Oder ich nehme sie einfach mit und verstecke sie irgendwo auf dem Weg zum Sportplatz? Egal, ich bin zu müde, um das heute noch zu entscheiden. Ich lösche die kleine Öllampe, schleiche auf Zehenspitzen in die Kammer, verstecke das Büchlein in meinem geheimen Versteck im Holzboden unter dem Bett und lege mich schlafen.

4.

Am nächsten Morgen treffe ich Walter auf dem Weg zum Sportplatz. Wir tragen beide schon unsere Uniformen – braunes Hemd, schwarzes Halstuch, kurze schwarze Hose aus Cord und am linken Arm die Binde mit dem Hakenkreuz. Walter riecht nach Pomade, er hat sich die Haare streng zu einem Seitenscheitel gekämmt. Meine Mutter schneidet mir die Haare immer so kurz, dass ich sie nicht kämmen brauche. Walter trägt seine frisch geputzten Schnürstiefel und ich an den Füßen nichts. Ich bin einfach ohne Schuhe aus dem Haus gegangen wie immer in letzter Zeit, und Mutter hat zum Glück nichts dazu gesagt.

Ein paar von uns stehen schon auf dem Sportplatz zusammen und quatschen. Franz hilft seinem Vater, mit einem großen Hammer Pflöcke in regelmäßigen Abständen in den ausgedörrten Ascheboden zu schlagen, um dann Schnüre zwischen den Pflöcken zu spannen, gerade so hoch, dass man mit etwas Geschick darunter hindurchrobben kann, ohne die Schnur zu berühren.

Wir sind meist nur acht oder neun Jungen bei den Treffen der Hitlerjugend. Viel mehr Jungen in unserem Alter gibt es hier nicht, und jetzt, während der Erntezeit, durften ein paar nicht immer kommen, weil sie auf den Höfen gebraucht wurden.

Heute sind wir immerhin zu neunt, als wir pünktlich um zehn Uhr zum Fahnenappell antreten. Franz' Vater wirkt nervös. Er leitet seit einiger Zeit unsere Treffen, immer mittwochnachmittags und samstags den ganzen Tag. Früher haben das die älteren Jungen gemacht.

Aber seit vor ein paar Monaten der Jahrgang 1927 zur Wehrmacht eingezogen wurde, gibt es hier keine älteren Jungen mehr. Seitdem hat Herr Gause die Leitung der Hitlerjugend in Steinbach übernommen und gibt sich redlich Mühe, gute Soldaten aus uns zu machen. Da er selbst nicht mehr für das Vaterland kämpfen kann, sei das das Mindeste, was er dem Führer schuldig ist, hat er einmal gesagt.

»Was für ein Sauhaufen«, schimpft er, nachdem er uns in einer Reihe hat antreten und strammstehen lassen. Langsam geht er an uns vorbei und mustert dabei unsere Uniformen. Dass ich keine Schuhe mehr habe, damit hat er sich inzwischen abgefunden. Aber seit ein paar Wochen kommt auch Martin immer barfuß zum Dienst. Dreimal hat er schon Prügel dafür bezogen. Gause lässt ihn vortreten.

»Wie siehst du denn aus? Wo sind deine Schuhe?«, brüllt er ihm ins Gesicht.

»Melde gehorsamst, ich hab keine, Herr General!«, lügt Martin mindestens genauso laut zurück.

»Immer noch nicht? Dann sag deinen Eltern gefälligst, sie sollen dir welche kaufen!«

»Das geht nicht, Herr General! Schuhe sind ausverkauft, Herr General!«, brüllt Martin, schneidig wie ein richtiger Wehrmachtsoldat.

Dagegen kann Gause nicht viel sagen. General ist er allerdings auch in seinen besten Tagen nicht gewesen. Er hat es bei der Wehrmacht gerade bis zum Feldwebel gebracht. Hier bei der Hitlerjugend lautet sein offizieller Dienstrang »Unterscharführer«. Und das weiß Martin ganz genau. Aber er lässt keine Gelegenheit aus, um zu zeigen, was er von Gause und der Partei und der Hitlerjugend hält. Martin hat auch Schuhe, die ihm passen. Dass er meinem schlechten Beispiel folgt und neuerdings gegen alle Vorschriften barfuß zum Dienst kommt, ist nichts als Protest.

Wir verfolgen die Auseinandersetzung mit angehaltenem Atem. Ein paar von uns haben schon Mühe, ernst zu bleiben.

»Wenn du mich noch einmal General nennst, dann setzt es was!«, brüllt Gause jetzt mit hochrotem Kopf.

»Zu Befehl, Herr Oberpostamtsrat«, brüllt Martin pflichtschuldig und mit todernster Miene zurück. Das war Gauses offizieller Titel bei der Reichspost. Und das ist nun endgültig zu viel, jedenfalls für Hannes, der sein Lachen nicht mehr beherrschen kann und laut prustend aus der Reihe tanzt.

Martin kann sich so was erlauben. Ohne seine Familie und das Fleisch und das Gemüse von ihrem Hof läuft gar nichts hier im Ort. Gause kann ihm nicht viel anhaben außer den üblichen Strafen, ein paar zusätzlichen Liegestützen oder einer Tracht Prügel. Aber davor hat Martin keine Angst. Bei Hannes sieht die Sache anders aus.

Gause humpelt zu ihm, so schnell sein steifes Knie es ihm erlaubt.

»Was gibt es denn da zu lachen, du fette Sau?! Antworte!«

Hannes hört abrupt auf zu lachen und starrt Gause panisch an.

»Gar nichts, Herr Unterscharführer«, presst er mit gesenktem Blick durch die Zähne.

»Wie bitte?!«, schreit Gause. »Sieh mich gefälligst an, wenn ich mit dir spreche!«

Hannes hebt den puterrotten Kopf und sieht knapp an ihm vorbei. »Gar nichts, Herr Unterscharführer«, wiederholt er. Aber es nützt nichts.

»Du bist nicht nur fett, du bist auch noch saudumm«, poltert Gause und atmet einmal tief durch. »Fünfzig Liegestütze, jetzt sofort!«, befiehlt er ihm dann kalt. »Und laut mitzählen!«

Fünfzig Liegestütze hat Hannes noch nie geschafft, und die wird er auch heute nicht schaffen. Und das weiß Franz' Vater genau. Hannes beginnt mit den Liegestützen, während Gause wieder

an uns vorbeistolziert und dabei jedem von uns einmal fest in die Augen sieht.

»Rührt euch! Und hört mir gut zu«, sagt er, als er bei Franz angekommen ist. »Das Deutsche Reich steht in einem Feuersturm! In einem Feuersturm, den seine feigen Feinde entfacht haben, um uns zu vernichten. Aber wenn sie denken, dass sie diesen Krieg, den sie uns aufgezwungen haben, gewinnen können, dann haben sie sich getäuscht! Denn der Siegeswille des arischen Herrenmenschen macht am Ende den Unterschied, selbst wenn einer von uns gegen hundert Feinde steht!«

Hannes ist zwar eindeutig Arier, hat aber nach nur dreizehn Liegestützen schon einen alarmroten Kopf und schnappt bedenklich japsend nach Luft.

»Und ihr habt jetzt die große Ehre, mit eurer Tapferkeit, mit eurem Mut und eurem Siegeswillen um unser Deutsches Reich und für unseren geliebten Führer kämpfen zu dürfen«, fährt Gause fort. »Am Montag kommt die SS hier zu uns nach Steinbach, um euch zu den Waffen zu rufen!«

Hat er das wirklich gesagt? Um uns zu den Waffen zu rufen? Ich sehe unsicher zu Walter, der gleich neben mir steht. Walter schluckt nur und nickt.

»Ja, da staunt ihr! Endlich! Endlich ist es so weit! Endlich könnt ihr dem Feind zeigen, was ihr gelernt habt!« Gause macht sich wieder auf den Weg und humpelt noch mal die Reihe entlang. »Alle Hitlerjungen des Jahrgangs 28 werden zum Kriegsdienst an der Westfront eingeteilt.«

Hannes liegt platt auf dem Bauch und schaut panisch zu uns hoch. Hannes ist Jahrgang 1928, genau wie Walter, Martin und Klaus.

»Und alle, die Jahrgang 29 sind, brauchen sich nicht zu grämen.

Sie dürfen sich freiwillig melden und genauso um unser geliebtes Vaterland kämpfen.« Das gilt also für Franz und mich, für Paul, Heinrich und Helmut.

Gause beendet seine Ansprache mit einem Hitlergruß, den wir im Chor erwidern. Dann scheucht er uns über den Platz. Dass Hannes nicht einmal die Hälfte der Liegestütze geschafft hat, hat er scheinbar nicht bemerkt.

Wir rennen, so schnell wir können, vom einen zum anderen Ende des Platzes. Immer wenn Gause »Deckung!« brüllt, werfen wir uns aus vollem Lauf in den Staub und pressen uns flach auf den Boden. Kurz darauf brüllt er »Auf-marsch-marsch!«, und wir springen wieder auf und rennen weiter. So geht das vielleicht eine Viertelstunde, bis wir alle blutige Knie haben.

Dann lässt Gause uns der Reihe nach unter den Seilen durchkriechen. Wir müssen uns flach auf den Boden werfen, mit einem Spielzeuggewehr aus Holz in den Händen, und mit den Armen und Beinen so schnell wie möglich vorwärtsbewegen, ohne dabei die Seile zu berühren. Wenn man sich konzentriert, ist es nicht weiter schwer. Es tut nur ziemlich weh auf dem rötlich braunen Ascheboden. Aber uns deutschen Jungen macht das nichts aus.

Franz ist als Erster an der Reihe. Er legt ein Höllentempo vor, um seinen Vater zu beeindrucken. Ich bin der Zweite und krieche ihm hinterher und sehe, wie Franz das vorletzte Seil berührt. Nur ganz leicht, mit dem Absatz seines Stiefels. Er selbst hat es nicht einmal gespürt. Aber sein Vater hat es gesehen.

»Berührt!«, brüllt er über den ganzen Platz. »Berührt, du Saft-sack!«

Franz starrt ihn erschrocken an und dreht sich dann zu dem Seil um, das noch leicht vibriert. Er robbt schnell weiter, um nicht auch noch von mir überholt zu werden.

»Verzeihung, Papa«, stammelt Franz, nachdem er unter dem letzten Seil durchgerobbt und aufgestanden ist.

»Wie hast du mich genannt?«, erwidert Gause scharf.

»Verzeihung, Herr Unterscharführer!« korrigiert Franz, etwas lauter, mit bebender Stimme.

Ich robbe auch unter dem letzten Seil durch, ohne es zu berühren.

»Sehr gut, Jakob, sehr gut!«, ruft Gause mir zu. »Ich bin stolz auf dich!« Franz hätte alles gegeben für so ein Lob von ihm. Ich glaube, ich habe noch nie erlebt, dass sein Vater ihn für irgendwas gelobt hat. Dann wendet er sich wieder seinem Sohn zu. »Nimm dir ein Beispiel an Jakob, du Versager! Du hättest jetzt mindestens drei feindliche Kugeln im Arsch!«

Ich will schnell an den beiden vorbei und zurück zu den anderen, aber Gause packt mich am Arm.

»Zeig ihm, wie sich das anfühlt, Jakob!«

»Wie bitte?«, frage ich erschrocken.

»Zeig ihm, wie sich das anfühlt!«, wiederholt Gause und zieht dabei seinen Ledergürtel aus den Schlaufen seiner Hose. »Zehn Schläge auf den nackten Arsch!«

Ich starre ihn entsetzt an. Aber er meint es offenbar ernst und drückt mir seinen Gürtel in die Hand. Franz stehen die Tränen in den Augen. Bitte Franz, fang jetzt nicht auch noch an zu weinen, denke ich nur. Bitte tu ihm den Gefallen nicht, sonst wird das hier gleich unerträglich.

»Kein Mitleid, Jakob! Nur so wird er es lernen!«, ruft Gause mir hämisch zu, als hätte er meine Gedanken erraten.

»Jetzt mach schon«, raunt Franz mir zu, beugt sich vor und zieht sich die Hose hinten herunter.

»Na wird's bald!«, brüllt Gause zu uns herüber.

Ich krempele meine Ärmel hoch und stelle mich zwischen Gause und seinen Sohn. Ich packe Franz an seinem Hemd, hole aus und

schlage mit aller Kraft den Gürtel auf meinen Unterarm. Franz sieht überrascht zu mir hoch.

»Fester!«, brüllt auch schon sein Vater.

»Mach wenigstens mit«, flüstere ich Franz zu und schlage zum zweiten Mal auf meinen Arm.

Franz hat es nun kapiert und gibt ein unterdrücktes Stöhnen von sich. Mein Arm tut jetzt schon höllisch weh. Immerhin ist Gause nun davon überzeugt, dass ich seinem Sohn die angemessene Lektion erteile, und wendet sich Paul zu, der gerade unter den Seilen durchkriecht. Ich schlage also nicht ganz so fest ein drittes, viertes und fünftes Mal auf meinen Arm. Paul berührt eines der Seile, und Franz muss es irgendwie gesehen haben. »Der hat auch berührt«, ruft er zu meinem Entsetzen.

»Fresse«, zische ich ihm zu.

Zum Glück ist sein Vater zu weit weg und hört ihn nicht. Mit aller Kraft schlage ich Franz einmal richtig auf den Arsch. Seinen Schrei hört Gause deutlich.

»Genau so, Jakob! Kein Erbarmen! Noch vier!«, ruft das Schwein zu mir rüber. Vier Schläge noch. Meine Augen tränen, mein Unterarm ist feuerrot und brennt, als stünde er lichterloh in Flammen. Schnell krempele ich mir die Ärmel wieder runter.

»Danke, Kumpel«, flüstert Franz mir kleinlaut zu, während er sich die Hose hochzieht. Wortlos und ohne ihn anzusehen, gebe ich Gause seinen Gürtel zurück. Franz tritt hinter mir her.

»Lass dir das eine Lehre sein!«, ruft sein Vater ihm zu. »Vollständiger Bodenkontakt, sonst zerlöchert der Feind euch den Arsch!«

»Oder das Knie«, ergänzt Martin, für alle gut hörbar. Doch Gause tut so, als hätte er es nicht gehört. Und Hannes poliert lieber ganz schnell und gründlich die Kappen seiner Stiefel, damit er nicht wieder lachen muss.

Ein paar von uns müssen nachher beim Schützenfest in der Blaskapelle mitspielen, deshalb endet der Dienst heute früher als üblich. Gause lässt uns trotz der Hitze noch ungefähr eine Stunde lang marschieren und exerzieren, und zum Abschluss sollen wir in einem kleinen Turnier gegeneinander boxen. Für den Sieger habe er eine besondere Überraschung, erklärt Gause, um uns anzuspornen.

Ich gewinne meine Kämpfe, trotz der Schmerzen am Arm und ohne mich besonders anzustrengen. Im Boxen bin ich der Beste hier. Das Turnier hätten wir uns eigentlich sparen können, wenn es nur darum ging, das herauszufinden. Der Preis für meinen Sieg ist dann aber wirklich eine große Überraschung für mich. Ich darf am Montag dem SS-Offizier den Ehrenwimpel unseres HJ-Zuges überreichen. SS-Männer bekommen wir hier nicht oft zu sehen und Offiziere schon gar nicht. Aber jeder hier kennt irgendwelche Geschichten über diese Männer, die Helden für uns sind. Einem SS-Offizier die Hand zu schütteln, das ist schon etwas Besonderes. Jetzt freue ich mich richtig auf Montag.

5.

»Wirst du dich denn freiwillig melden?«, fragt Walter Franz, während wir den Hang hinauf zurück ins Dorf gehen.

»Natürlich! Was denkst denn du?«, antwortet Franz.

Walter sagt nichts, aber er nickt erleichtert. Zum Glück fragen sie mich nicht, denn ich habe keine Ahnung, was ich machen soll. Schon den ganzen Tag schießen mir immer wieder gute Gründe dafür und dagegen durch den Kopf, mich als Kriegsfreiwilliger zu melden.

»Schau mal, da kommt ja endlich deine Geliebte«, sagt Franz plötzlich.

Maria und Gerti kommen uns auf dem staubigen Feldweg entgegen. Sie haben sich schon herausgeputzt für das Schützenfest. Die Mädchen tragen jetzt ihre Sonntagskleider und Schuhe mit Strümpfen, und Gerti hat sich einen Kranz aus Wiesenblumen ins Haar geflochten. Franz kriegt sich kaum ein vor Begeisterung. Erwachsene sind nicht zu sehen, also umarme ich Maria, und irgendwie kommt sie dabei mit der Hand an meinen wunden Unterarm, und ich jaule und verziehe das Gesicht vor Schmerz.

»Was ist denn das?«, fragt Maria besorgt, als sie die wunde Stelle sieht.

»Nichts«, antworte ich. Aber sie lässt nicht locker.

»Was ist das, Jakob? Das hattest du doch gestern noch nicht.«

Ich sehe zu Franz und hoffe, dass er es ihr erklärt.

»Noch mal tausend Dank, Kumpel«, sagt der stattdessen. Walter begreift plötzlich, was geschehen sein musste. »Hast du ihn gar nicht

echt verprügelt?«, fragt er mich verblüfft. Franz ist das Thema sichtlich unangenehm.

»Doch, ein Schlag war echt. Und der hat mir auch gereicht«, sagt er und versucht zu lächeln.

»Du wolltest Paul verpfeifen! Dann hättest du den auch noch verprügeln dürfen.«

»Ja, ich weiß, tut mir leid«, mault Franz zerknirscht.

»Dein Vater ist so eine Drecksau manchmal«, erwidere ich.

Franz kaut auf seiner Lippe und fummelt an seinem Messer.

»Er meint es doch nur gut. Er will halt stolz auf mich sein, und auf uns.«

Ich kann es nicht glauben. Franz nimmt seinen Vater auch noch in Schutz.

»Wenn er das nächste Mal stolz sein will und du es nicht hinkriegst, dann verhaue ich aber dich und nicht mich.«

Inzwischen haben auch die Mädchen kapiert, was sich zugetragen hat.

»Ich versteh nicht, wie du dir das entgehen lassen konntest«, sagt Gerti. Sie meint damit mich, sieht aber Franz direkt in die Augen. Der wirft ihr trotzig einen Kussmund zu. Sie streckt ihm die Zunge raus. Was sich liebt, das neckt sich. Aber nicht alles, was sich neckt, liebt sich auch.

Wir kommen ins Dorf und setzen uns auf die Stufen vor der Kirche in den Schatten. Die schwere Holztür ist verschlossen. Trotzdem riecht es auch hier draußen nach kaltem Weihrauch und Ruß und Kerzenwachs. Der Stein ist noch angenehm kühl. Walter zieht sich sein Uniformhemd aus und legt sich mit dem Rücken auf die oberste Stufe, um sich etwas abzukühlen. Gerti mustert interessiert seinen nackten Oberkörper.

Auf der Festwiese wurde inzwischen der Schützenbaum aufgerichtet. Auf vielen kleinen Schildern aus Holz sind die Namen der Schützenkönigspaare der letzten Jahrzehnte eingraviert. Ich kann sie von hier nicht lesen, aber ich kenne sie fast alle. Schon komisch, denke ich plötzlich, ein Schützenfest zu feiern, wenn von den Schützen kaum einer dabei sein kann. Die meisten Feste haben sie jetzt verboten, weil Krieg ist, aber Schützenfeste sind noch erlaubt. Marias Onkel hatte trotzdem vorgeschlagen, das Fest dieses Jahr abzusagen, wie viele Orte in der Gegend es gemacht haben. Aber Gause und ein paar andere haben ihn überstimmt. Nur ein Schützenkönig soll dieses Jahr nicht gekrönt werden, weil das ungerecht wäre gegenüber all denen, die ihre Schießkünste jetzt an der Front in den Dienst des Vaterlandes stellen müssen und deshalb nicht dabei sein können. Aber das Leben muss weitergehen, sagt meine Mutter oft. Und es geht auch weiter, nur eben nicht für alle.

»Geht ihr denn auch nachher zum Schützenfest?«, fragt Maria die anderen. Franz sieht hoffnungsvoll zu Gerti. Gerti sieht hoffnungsvoll zu Walter. Walter richtet sich auf und sieht traurig zu dem mit drei hölzernen Bierfässern beladenen Fuhrwerk, das gleich neben der Bühne steht.

»Wisst ihr noch letztes Jahr, als ich das Wettschießen gewonnen habe?«, fragt Walter leise. »An dem Abend hat mein Vater mir ein Bier ausgegeben. Mein erstes Bier.« Er kämpft mit den Tränen. Ich weiß, was er denkt. Sein Vater ist auch an der Ostfront, genau wie meiner. Wir sind mitten im Krieg, denke ich plötzlich, nur hier bei uns findet er nicht statt. Jedenfalls noch nicht. Hier fehlen nur welche. Unsere Väter, zum Beispiel.

Ich setze mich zu Walter und lege ihm den Arm um die Schulter.

»Ist ja nicht ausgemacht, dass er gefallen ist«, sage ich leise. »Meinst du?« fragt Walter, nickt tapfer und zieht etwas Rotz die Nase hoch.

»Aber wenn er tot wäre«, frage ich ihn, »was würde er sich dann wünschen?«

»Hast ja recht«, antwortet Walter, und eine Träne läuft über seine Wange, und er lässt sie einfach laufen. Er hat jetzt einen Zebrastreifen im Gesicht, aber er hat keine Maria. Er könnte Gerti haben, aber die will er scheinbar nicht. Er schubst meine Hand von seiner Schulter und zieht sein Hemd wieder über.

Wir verabreden uns für den Abend. Nur Martin ist nicht sicher, ob er kommen will. Er hat seit Dienstende noch kein einziges Wort gesagt.

Ich gehe allein nach Hause und versuche, meine Gedanken etwas zu sortieren. Wenn ich mich freiwillig melde und Soldat werde, käme ich hier endlich mal raus. Zusammen mit den anderen. Wer weiß, in welches Land sie uns schicken? Ich wäre ein guter Soldat, da bin ich mir sicher. Es würde mir Spaß machen, mich an den Feind anzupirschen, seine Stellungen auszukundschaften, ihn in einen Hinterhalt zu locken.

Und meinen Sold werde ich Mutter schicken, denke ich, während ich durch die offen stehende Tür in die Stube trete. Dann braucht sie sich nicht mehr so zu sorgen. Der Sold meines Vaters geht fast vollständig an die Bank, für den Kredit für den Pflug, und was wir mit dem Hof noch verdienen, reicht einfach nicht für uns drei.

Mutter steht am Tisch und bereitet unser Abendbrot zu. Es gibt Pellkartoffeln mit etwas Quark, wie so oft. Die Kartoffeln sind abgezählt, drei für jeden von uns. Wir essen immer früh zu Abend, weil wir sehr früh aufstehen, obwohl das jetzt eigentlich nicht mehr nötig wäre, da wir keine Tiere mehr haben, die gefüttert und gemolken werden müssen. Bevor es Abendessen gibt, wasche ich mich schnell und ziehe mich um. Franz und Walter und einige der anderen Jun-

gen werden heute Abend beim Schützenfest ihre Hitlerjugend-Uniform tragen, weil Gause das gern sieht. Aber Maria mag die Uniformen nicht besonders, daher gehe ich lieber in Zivil. Ich bin jetzt schon größer als mein Vater, stelle ich überrascht fest, als ich eine seiner Tuchhosen und das weiße Hemd, das er seit der Hochzeit mit meiner Mutter besitzt, aus der Truhe nehme und anziehe. Aber wenn ich den obersten Knopf der Hose offen lasse und das Hemd über der Hose trage, wird es gehen. Mutter erschrickt kurz, als sie mich so sieht. Dann lächelt sie traurig und nickt mir zu. »Geh, hol deine neuen Schuhe.«

Es hilft nichts. Ich gehe in die Kammer und zwänge meine Füße in die Stiefel, beiße die Zähne zusammen und setze mich an den Tisch in der Stube. Beim Sitzen tut es nicht ganz so weh.

»Gut siehst du aus«, sagt meine Mutter stolz, nachdem sie mich gemustert hat. Ich bekomme mein Abendessen und schlinge es herunter, um möglichst schnell hier weg und raus aus diesen Stiefeln zu kommen.

»Gehst du denn auch zum Fest?«, frage ich Mutter auf dem Weg zur Tür.

»Vielleicht kurz«, antwortet sie müde. Es klingt zum Glück nicht so, als hätte sie es wirklich vor. Sobald ich außer Sichtweite bin, ziehe ich die Stiefel aus, verstecke sie in einem Gebüsch und gehe zum Hof des Bürgermeisters, um Maria abzuholen. Morgen werde ich schauen, ob ich die Stiefel irgendwie weiten kann, eine Naht auftrennen oder so. Am Montag, wenn die SS kommt, muss ich sie tragen. Koste es, was es wolle.

Ich komme früher als verabredet bei Maria an. Der Hof unseres Bürgermeisters ist ein kleiner Vierseithof, das zweistöckige Wohnhaus ist aus Fachwerk. Neben dem großen Tor, das in den Hof führt, gibt

es eine Tür, die genau wie das Tor aus schweren Holzdielen gezimmert und dunkelrot gestrichen ist wie die Fensterläden und die Holzbalken des Fachwerks. Ein großer Kübel mit bunten Blumen steht neben dem Eingang. Gertis Mutter, die Frau des Bürgermeisters, lebt nicht mehr, aber das sieht man dem Hof nicht an. Alles ist sehr gepflegt. Im Obergeschoss hat Maria eine kleine Stube ganz für sich allein. In dem Blumenkasten vor ihrem Fenster blühen die gleichen Blumen wie in dem Kübel. Ich ducke mich hinter ein Gebüsch vor dem Wohnhaus und werfe mit kleinen Steinchen gegen das Fenster ihres Zimmers. Das ist unser geheimes Zeichen. Vielleicht war es nicht geheim genug.

»Maria kommt gleich, Jakob«, ruft unser Bürgermeister mir aus der offen stehenden Tür zu, obwohl er mich noch gar nicht gesehen haben kann. Ich spüre, wie mein Gesicht rot anläuft und bleibe sicherheitshalber in dem Gebüsch hocken, regungslos und ohne zu atmen.

»Wo bist du denn?«, fragt er einen Moment später, und seine Stimme ist plötzlich ganz nah. Bevor ich ohnmächtig werde und er mich hier findet, komme ich lieber schnell aus dem Gebüsch. Er steht direkt vor mir. Die Hand geben kann man ihm nicht mehr. Er hat seinen rechten Arm verloren, schon im letzten Krieg. Ich murmle etwas wie »Hab nur mein Geld gesucht«.

»Und, hast du es gefunden?«, fragt er besorgt, als würde er mir glauben. Ich schüttele schnell den Kopf. Wir wissen beide, dass ich kein Geld habe, das ich verlieren könnte. Er greift in seine Hosentasche und gibt mir zwei Reichsmark. Er sagt nicht wofür, denn das ist klar. Für zwei Reichsmark bekomme ich auf dem Fest vier Bier, oder vier Fanta, oder am besten vielleicht erst mal zwei Fanta und später dann zwei Bier, eins für Maria und eins für mich.

»Danke«, sage ich leise.

»Viel Vergnügen euch beiden«, sagt er, als Maria zur Tür heraustritt.

»Wollen wir gehen?«, fragt sie mich fröhlich, greift nach meiner Hand und hat es scheinbar eilig. Aber dann ruft ihr Onkel sie noch mal zurück. Er zögert kurz, dann schickt er sie wieder ins Haus, irgendwas holen, und winkt mich zu sich.

»Ich weiß, dass du sie lieb hast und wie sehr sie dich lieb hat, Jakob«, beginnt er nach einem Räuspern. »Und das ist schön so. Und alles, was sich vielleicht ergibt, weil ihr beide euch lieb habt, ist gut und richtig. Auch wenn das nicht alle so sehen.«

Alles Blut schießt aus meinem Körper in den Kopf. Er sieht mir lange in die Augen, wohl um zu klären, ob ich verstehe, wovon er spricht. Ich nicke also schnell, und dann nickt er auch und atmet einmal tief durch.

»Das Einzige, was nicht passieren darf«, er räuspert sich noch mal, »das Einzige, was auf gar keinen Fall passieren darf, ist, dass sie schwanger wird. Dass du ihr ein Kind machst.«

Ich befürchte, dass mein Kopf jeden Moment platzt, und vergesse deshalb, noch mal zu nicken. Oder sonst irgendwie auszudrücken, dass ich ihm zustimme.

»Hast du das verstanden, Jakob?«

Ja! Nein! Ich bin vollkommen versteinert.

»Hat dein Vater mal mit dir darüber gesprochen, als er noch ...«

Nein! Ja! Mein Vater nicht, aber Hannes. Sogar mehrfach. Eigentlich ständig. Zählt das auch?

»Nicht direkt, aber ... Doch, ich denke doch«, stammele ich. Wenn ich Herr meiner Sinne wäre, würde ich mir selbst die Fresse polieren. Ich weiß, wie eine Frau schwanger wird. Warum sage ich das nicht einfach?

»Ich pass auf«, sage ich hastig, denn Maria kommt zurück.

»Ist gut«, sagt ihr Onkel und nickt mir freundlich zu.

»Worauf passt du auf?«, will sie wissen.

»Auf dich«, antworte ich.

Jetzt bin ich es, der es eilig hat, möglichst schnell hier wegzukommen.

»Gehst du denn nicht mit uns?«, fragt Maria ihren Onkel.

»Ich muss mich noch umziehen, für meine große Rede.« Er lächelt gequält. »Geht ihr ruhig schon.«

Gott sei Dank! Das hätte mir jetzt gerade noch gefehlt.

6.

Bis wir am Dorfplatz ankommen, hat sich das in meinem Kopf angestaute Blut wieder einigermaßen gleichmäßig auf den Körper verteilt. Die Blaskapelle spielt *Oh du schöner Westerwald*. Es klingt etwas schief, aber das stört niemand. Die Kapelle ist genauso unvollständig wie der Schützenverein. Hannes haben sie zwangsverpflichtet und eine Tuba in die Hand gedrückt. Er muss nur im Takt den immer gleichen tiefen Ton spielen. An den langen Holztischen vor der Bühne sitzen alle, die hier noch übrig geblieben sind – Frauen, Kinder und ein paar alte Männer. Um die Bierkutsche hat sich eine kleine Traube aus Menschen gebildet, die leere Gläser gegen frisch gezapfte tauschen und dabei schwatzen.

Gause steht an der Bühne, mit einem Klemmbrett in der Hand, und fuchtelt wild mit den Armen, während er mit einem Mann spricht, den ich nicht kenne. Vielleicht ist das der Kommissar von der Gestapo, mit dem Gause sich angeblich manchmal trifft? Nicht weit von der Kirche steht ein schwarzer Mercedes 320, mit einer SP-Nummer. SP auf dem Nummernschild steht für Sicherheitspolizei. Trotz der Hitze trägt Gause seine Uniform mit allem Lametta, mit Jackett und Schirmmütze und blank gewichsten Stiefeln. Aber keine Spur von Franz, und auch Walter kann ich nirgendwo entdecken.

Dafür ist Martin doch gekommen. Er sitzt an einem Tisch mit seinen Großeltern und seinen drei kleinen Geschwistern. Er sieht in unsere Richtung, er ist nur wenige Meter entfernt, aber er scheint uns nicht zu bemerken. Ich winke ihm zu, aber er nimmt mich

immer noch nicht wahr. Ich weiß nicht, was er sieht, während er durch mich hindurchsieht, aber sein Blick lässt ahnen, dass es etwas furchtbar Trauriges ist.

»Martin?«, frage ich vorsichtig, als ich direkt vor ihm stehe.

Er erschrickt, fast so, als hätte ich ihn aus einem Albtraum geweckt. Dann nickt er mir zu und lächelt kurz, bleibt aber bei seinen Leuten sitzen und nuckelt an der Fanta, die vor ihm steht.

Maria und ich bummeln über den Platz und die Wiese, natürlich schön züchtig, ohne uns an den Händen zu halten. Ich prüfe gelegentlich, ob die zwei Markstücke noch in meiner Tasche sind. Und Maria habe ich gebeten, mit mir die Augen nach meiner Mutter offen zu halten, damit ich ihr rechtzeitig ausweichen und schnell die Stiefel holen kann, falls sie doch zum Fest kommen sollte. Maria habe ich das mit den Stiefeln erzählt, gestern Abend am Flussufer. Zu meiner Überraschung schien sie sogar froh darüber zu sein, dass sie mir nicht passen. Ohne gefalle ich ihr auf jeden Fall besser, hat sie gemeint. Ob das auch noch gilt, wenn mir im Winter die Zehen abfrieren? Aber das habe ich sie lieber nicht gefragt.

Wir schlendern ein paar Schritte in eine der Gassen, die vom Marktplatz wegführt. Die Blaskapelle will *Im Grunewald ist Holzauktion* spielen, aber es klingt furchtbar, und nach ein paar Takten brechen sie es ab und spielen lieber noch mal *Schwarzbraun ist die Haselnuss*. Das kennt hier jeder auswendig, und wenn alle mitsingen, hört man die schiefen Töne von Hannes und den anderen Aushilfs-Musikanten nicht so deutlich.

Wir kommen an dem Lagerschuppen des Gasthofs vorbei und bemerken, dass die Tür nicht verschlossen ist. Wir sehen uns an, und ein kurzer Blick zueinander reicht, um zu beschließen, diese Gelegenheit zu nutzen. Wir gehen schön züchtig noch ein paar Schritte weiter, bis wir sicher sind, dass uns niemand entgegenkommt. Dann

drehen wir um, als wollten wir zurück zum Festplatz schlendern, und überzeugen uns, dass auch von dort niemand kommt, der sehen könnte, wie wir im nächsten Moment ganz unzüchtig in den Schuppen verschwinden.

Ich ziehe die Tür leise hinter uns zu. Einen atemlosen Moment lang lauschen wir nach draußen. »Schwarzbraun bin auch ich, bin auch ich! Schwarzbraun muss mein Mädels sein, gerade so wie ich«, grölen sie auf dem Festplatz, sonst ist nichts zu hören. Durch die Ritzen zwischen den Brettern der Außenwände fällt das rotgoldene Licht der Abendsonne fast waagrecht zu uns herein und verwandelt das Innere dieses trostlosen Lagers für ein paar Minuten in einen glitzernden Palast mit Hunderten goldenen Wänden aus Licht und tanzendem Staub.

Der Schuppen ist leer geräumt bis auf eine Kutsche und ein paar alte Holzfässer. Die Tische und Bänke, die sonst hier gelagert werden, sind jetzt auf dem Festplatz im Einsatz. Es stinkt ein bisschen nach abgestandenem Bier. Maria geht andächtig um das Fuhrwerk herum, eine einspännige Lastkutsche. Es gibt nur einen Bock für den Kutscher und dahinter eine offene Ladefläche, umrandet von hölzernen Planken. Alles ist von Staub und Spinnweben bedeckt.

Ich gehe Maria nach, bis sie vor dem Fußtritt zu dem Kutschbock stehen bleibt und wohl überlegt, ob sie wirklich da hinaufwill in ihrem hellen Kleid. Ich stehe ganz dicht hinter ihr, lege meine Arme um ihren Bauch, ziehe sie an mich und knabbere sanft an ihrem Ohr. Das liebt sie, und ich liebe die Geräusche, die sie dabei macht, und wie sie dabei ihren Kopf in den Nacken legt. In meinen Armen dreht sie sich nach einer Weile zu mir um, küsst mich auf den Mund, streichelt mit ihrer Zunge meine Lippen und mit ihren Händen durch mein Haar. Dann beißt sie mir in die Unterlippe, und mir entfährt ein empörtes »Aua«.

»Was ist?«, erkundigt sie sich besorgt.

»Nichts. Du hast mich gebissen«, antworte ich grinsend.

Sie lacht und bestreitet das energisch, weswegen ich ihr aus Rache mehrfach in den Hals beiße, ganz sanft natürlich. Sie quiekt und fährt dabei mit den Händen unter mein Hemd. Ich bin leider furchtbar kitzelig, und das weiß sie ganz genau. Ich versuche gar nicht erst, ihr zu entkommen, und im nächsten Moment wälzen wir uns lachend und quiekend und grunzend ineinander verschlungen mal unter, mal neben der Kutsche auf dem lehmigen Boden. Wir einigen uns auf einen Waffenstillstand und liegen einen Moment ganz still, ich auf dem Rücken, sie mit ihren Brüsten auf meinem Oberkörper.

»Hörst du jetzt wohl auf!«, ermahnt sie mich.

»Womit?«, frage ich grinsend und hebe den Kopf ganz langsam, um mit dem Mund wieder nach ihrem Hals zu schnappen.

»Ich warne dich«, sagt sie streng, setzt sich dabei auf und öffnet die Knöpfe meines Hemdes. Ich versuche weiter, mit dem Mund an ihren Hals zu gelangen, ihre Hände warten wenige Zentimeter über meinen Lenden, jederzeit zum Gegenangriff bereit. Ich packe ihre Schultern, ziehe sie zu mir und fahre mit meiner Zunge ihren Hals entlang, während ihre Fingerspitzen meine Lenden kitzeln, dass ich mich hin und her wälze, bis ich kaum noch Luft kriege und um Gnade flehe, so gut das noch geht.

So wird das nie was mit dem Kindermachen, denke ich plötzlich. Marias Onkel wäre sicher beruhigt, wenn er uns so sehen könnte.

Plötzlich ist das Lied von der Haselnuss beendet, und es wird still.

»Psscht«, mahnt Maria kichernd und hält mir den Mund zu. Ich schlinge meine Arme um sie und halte sie, so fest ich kann.

Ich bin ein Glückspilz.

Ich bin so ein Glückspilz!

Ich werde mich nicht freiwillig melden. Ich würde es nicht ertragen, Maria ein paar Wochen oder sogar Monate nicht zu sehen. Aber bin ich dann vielleicht der Einzige von uns, der hierbleibt? Während alle anderen für unser Land kämpfen? Hält sie mich dann nicht für einen Feigling? Und Franz und Walter und Hannes und Martin? Würden die das verstehen? Alle kämpfen tapfer für das Vaterland, und ich bleibe lieber hier bei Maria? Es eilt ja zum Glück noch nicht, das zu entscheiden. Ich werde mir am Montag erst mal anhören, was die von der SS uns zu sagen haben. Diesen Moment und diesen Abend lasse ich mir davon ganz bestimmt nicht versauen, beschließe ich und schiebe die Gedanken beiseite.

Von draußen dringt jetzt ein kurzes, schrilles Pfeifen der Verstärkeranlage in den Schuppen, gefolgt von einem Rasseln der Lautsprecher und einem Räuspern.

»Liebe Schützenbrüder, liebe Bürger von Steinbach, liebe Volksgenossen!« Gause spricht zu den Besuchern des Festes. Seine Stimme scheppert blechern aus dem Lautsprecher und bis zu uns in den Schuppen.

»Das ist ja Franz' Vater«, stellt Maria verwundert fest. »Ich dachte, mein Onkel hält die Festrede?«

»Ist doch egal«, sage ich und küsse sie schnell wieder. Gause redet und redet, vom Krieg und siegreichen Schlachten, von feigen Feinden und deutschem Heldentum und natürlich von unserer Liebe und Treue zu unserem Führer Adolf Hitler. Ich höre nicht richtig zu, ich höre das ja ständig bei der Hitlerjugend. Es ist immer dieselbe Leier, nur die Reihenfolge ändert er manchmal. Aber Maria ist auf einmal wie ausgewechselt, still und nachdenklich. Sie setzt sich auf und starrt entsetzt ins Leere.

»Was ist?«, frage ich vorsichtig.

»Stell dir das nur mal vor. So viel Blut, dass andere darin ersaufen.«

»Was meinst du?«

»Hast du denn nicht zugehört? Das hat er gerade gesagt. Das Blut unserer tapferen Männer wird sich vereinen zu einem reißenden Strom, in dem unsere Feinde ersaufen werden.«

»Das ist doch nur ein Spruch«, sage ich, richte mich auf und setze mich zu ihr. »Nimm dir das doch nicht zu Herzen.«

»Das ist der Vater von deinem besten Freund«, widerspricht sie.

»Aber ich bin ja mit seinem Sohn befreundet und nicht mit ihm.«

»Der redet aber oft ganz genauso.«

Da hat sie leider recht.

Gause kommt zum Ende seiner Rede. »Sieg heil!«, brüllt er ins Mikrofon, »Sieg heil«, rufen die Menschen zurück und applaudieren. Die Blaskapelle spielt das Horst-Wessel-Lied. »*Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen*«, singt Gause in das Mikrofon, und fast alle singen mit.

Ich spiele mit meinen Fingern in Marias Haaren und hoffe, dass sie sich jetzt wieder mir zuwendet. Aber die ausgelassene Stimmung ist hinüber, ihre Fröhlichkeit ist verflogen. Ihr Kopf lehnt an meiner Schulter, und ihre Hand liegt auf meinem Bauch. Ihr Zeigefinger spielt mit meinem Bauchnabel. Das Horst-Wessel-Lied endet mit einem Tusch, dann pfeift der Lautsprecher wieder.

»Macht mal kurz Pause«, sagt der Bürgermeister zu den Musikern.

Ich stelle mir Hannes vor, wie er in diesem Moment seine Tuba absetzt, erleichtert ausatmet und sich den Schweiß von der Stirn wischt.

»Liebe Freunde, liebe Bürger von Steinbach«, beginnt Marias Onkel seine Rede. Er spricht ruhig und besonnen, nicht so abgehakt wie Gause, der immer versucht, wie der Führer zu klingen.

»Wir feiern heute unser Schützenfest wie jedes Jahr, aber es ist nichts mehr wie jedes Jahr. Viele von uns können dieses Jahr nicht dabei sein, und einige von uns werden nie wieder dabei sein.«

Wird mein Vater je wieder dabei sein? Maria sieht besorgt zu mir und gibt mir zum Trost ein Küsschen auf die Wange.

»Wenn wir heute also feiern, obwohl vielen von uns vielleicht nicht danach zumute ist, weil viel zu viele von uns fehlen, dann lasst uns dabei all die guten Männer nicht vergessen, deren Leben vergeudet wurde für ...«

»Bist du verrückt geworden?« Gause ist offenbar auch auf der Bühne und unterbricht Marias Onkel.

»Das ist ja Defätismus!«, zischt er wütend. Seine Worte sind nicht für alle gedacht, aber er steht so nah am Mikrofon, dass sogar wir hier im Schuppen ihn hören können. »Musik!«, ruft er zur Blaskapelle, und ich ahne, wie Hannes sich betrogen fühlt um seine Pause, wie er empört die Backen aufbläst und gequält seine Augen verdreht, während er hektisch in dem Notenheft blättert und nach den Noten für *Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern* sucht.

Plötzlich geht jemand außen an dem Schuppen entlang. Sein Schatten reißt ein schwarzes Loch in den Fächer aus goldenen Lichtstrahlen hier drinnen. Der Schatten gehört zu Franz.

»Komm schon, Gerti«, fleht er, und die einfallenden Lichtstrahlen werden jetzt von einem zweiten Schatten unterbrochen, der also vermutlich von Gerti stammt.

»Was willst du, Franz?«, fragt sie knapp und klingt dabei verärgert.

»Bitte komm mit mir, Gerti. Ich muss mit dir reden. Es dauert auch nicht lang.«

Franz' Schatten nähert sich der Tür.

Er will Gerti hier reinlocken.

So eine Kacke!

Maria sieht grinsend hoch zu der Kutsche. Ich nicke und klettere über die Planke auf die Ladefläche, reiche Maria meine Hand und

ziehe sie zu mir hoch. Wir legen uns flach in den Staub, auf die rohen Bretter. Der Gestank von altem Bier ist hier oben kaum zu ertragen. Hunderte Liter müssen die Bohlen im Laufe der Jahre in sich aufgesogen haben. Aber solange Franz und Gerti nicht auch hier hochklettern, werden sie uns nicht sehen. Also ertragen wir den Gestank, um uns dieses Schauspiel nicht entgehen zu lassen.

Die Tür knarzt erbärmlich, während Franz sie schnell öffnet und gleich wieder schließt, nachdem Gerti eingetreten ist.

»Bitte, Gerti, du musst mir zuhören, ja?«

»Was zum Henker willst du, Franz?«

Gerti ist richtig sauer. Einen Moment lang ist es still zwischen den beiden.

»Ich liebe dich, Gerti«, platzt es dann aus Franz heraus. »Ich liebe dich so sehr!«

Nein, bitte nicht! Warum tust du dir das an, Franz?

»Und ich hab mir überlegt, also ich hab mir gedacht... Ich möchte dir zum Beweis diese Wurst schenken.«

Maria sieht mit schreckgeweiteten Augen zu mir. Ich schließe meine und schüttele knapp den Kopf. Ich schäme mich ein bisschen für ihn. Ein, zwei Sekunden lang hören wir nichts, dann gibt es einen pfeifenden Knall, wie von einer Peitsche. Gerti muss ihm mit all ihrer Kraft eine gescheuert haben. Maria kichert leise.

»Du bist so pervers, Franz!«, keift Gerti.

»Aber wieso denn, Gerti ...«, stammelt Franz verzweifelt, »jetzt schau doch erst mal. Die ist saulecker!«

Er versteht es wirklich nicht. Immer wenn Hannes mit einem seiner Heftchen ankam, war Franz schnell verschwunden. Er hat uns nicht verpetzt, aber es war ihm wohl unangenehm. Wäre er gelegentlich dabeigeblichen, hätte er gewusst, dass Würste, Maiskolben und Rettiche ähnlich ungeeignet für seinen Zweck waren wie Knüppel,

Schlegel und Flöten. Und Latten, jede Art von Latten. Ich hätte ihm das gestern in Ruhe erklären und ihm diese Demütigung ersparen sollen. Aber dafür ist es jetzt zu spät.

Ich hebe vorsichtig den Kopf, um über die Planke zu spähen, die die Ladefläche umrandet. Gerti ist außer sich und will hinaus, aber Franz gibt immer noch nicht auf. Er versperrt ihr den Weg zur Tür.

»Lass mich hier raus, du Schwein!«, brüllt Gerti, und jetzt reicht es Maria. Sie steht auf, um das unwürdige Schauspiel zu beenden.

»Lass gut sein, Franz«, sagt sie streng. Ich stehe auch auf. Franz und Gerti starren uns an. Ich springe von der Ladefläche auf den Boden und helfe Maria herunter.

»Habt ihr uns etwa belauscht?«, fragt Franz empört.

»Aber unfreiwillig«, entgegnet Maria, »wir waren vor euch hier.«

Gerti sieht interessiert zwischen Marias zerzausten Haaren und meinem offenen Hemd hin und her. Der oberste Knopf meiner Hose ist auch noch auf. Ich sehe, dass sie es sieht, und ich weiß ganz genau, was sie denkt.

Franz lässt sich auf den Boden plumpsen und vergräbt das Gesicht in seinen Händen. In dem Moment kommt Walter zur Tür hereingestürmt.

»Ach hier seid ihr!«, stellt er fröhlich fest. Gerti entfährt ein Seufzer. Walter bemerkt jetzt den am Boden zerstörten Franz.

»Was ist denn mit dem los?«, fragt er uns verwundert.

»Gerti wollte seine Wurst nicht«, antwortet Maria ihm trocken.

Walter sieht fragend zu mir, dann zu Gerti.

Aber die zuckt nur spöttisch lächelnd mit den Achseln. Ich hebe die Wurst auf, damit klar ist, um welche Wurst es hier geht, und drücke sie Franz in die Hände. Walter grinst.

»Willst du mich nicht zum Tanzen auffordern, Walter?«, flötet Gerti ihm zu. Franz hebt empört den Kopf, lässt ihn dann aber gleich

wieder sinken, vergräbt das Gesicht beschämt in seinen Händen und seufzt nur traurig.

»Willst du mit mir tanzen, Gerti?«, fragt Walter sie also schüchtern, hält ihr seine Hand entgegen und wagt es dabei kaum, sie anzusehen.

»Gerne, Walter!«, jubelt Gerti, nimmt seine Hand und zerrt ihn aus dem Schuppen zum Festplatz, so eilig, dass Walter fast gestolpert wäre.

»Wollen wir auch?«, fragt Maria mich. Ich nicke und gehe zu Franz in die Hocke.

»Kopf hoch, Franz. Andere Mütter haben auch hübsche Töchter.« Aber das tröstet ihn nicht. Nichts kann ihn mehr trösten.

»Du ahnst ja nicht, wie sehr ich leide«, jault er.

»Jetzt komm schon«, sage ich, schlage ihm ermunternd auf die Schulter, knöpfe mein Hemd zu, klopfe mir den Staub aus der Hose und reiche Maria die Hand.

Es wird langsam dunkel, und der Platz wird jetzt von Kerzen in kleinen bunten Lampions beleuchtet, die an Girlanden hängen. Der schwarze Mercedes von der Sicherheitspolizei ist weg und der unbekannte Mann auch. Wir tanzen eine Weile, dann lade ich Maria zu einem Getränk ein. Sie will ein Bier, mag es dann aber doch nicht, also hole ich ihr eine Limonade und trinke ihr Bier gleich nach meinem. Mir wird ein bisschen schummerig vom Alkohol, dann tanzen wir noch mal, und dabei leert sich der Festplatz allmählich.

Wir gehen lachend rüber zu unserer Wiese am Bach, wo die anderen zusammensitzen. Gerti und Walter tuscheln miteinander und hören sofort damit auf, als wir dazukommen. Sie starren uns grinsend an. Offenbar ging es um uns, vermutlich darum, was wir auf dieser Kutsche alles getrieben haben. Franz sitzt Gerti gegenüber

und verspeist genussvoll die Wurst, die sie verschmäht hat. Er lässt Gerti dabei keinen Moment aus den Augen. Sie soll wenigstens sehen und hören, welcher Genuss ihr da entgangen ist. Hannes hat sich gleich neben Franz gesetzt, in der Hoffnung, gelegentlich ein Stück von der Wurst abzubekommen. Und Franz lässt sich nicht lumpen, und Hannes ist mindestens genau so begeistert wie er von der Wurst und ihrem vorzüglichen Geschmack.

Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll.

»Wollt ihr auch was?«, fragt Franz mich, und da ich wahnsinnigen Hunger habe und sich in meinem Kopf immer noch alles dreht, sage ich Ja. Er schneidet zwei Stücke für uns ab und reicht sie mir. Sie schmeckt wirklich sehr lecker. Maria will ihr Stück eigentlich nicht, und ich würde es zu gerne verspeisen, aber sie hat auch den ganzen Abend noch nichts gegessen, also rede ich ihr zu, und schließlich probiert sie es doch. Ob es ihr schmeckt, verrät sie uns nicht. Vermutlich will sie Gerti nicht in den Rücken fallen.

»Habt ihr gehört?«, fragt Martin uns plötzlich. »Der Russe steht im Osten schon an der Reichsgrenze.«

»Woher willst du das denn wissen?«, schnauzt Franz ihn an.

»Hat mein Opa gesagt«, erwidert Martin. Martins Opa ist kein Schwätzer, und das weiß hier jeder, auch Franz. Alle hören Martin zu.

»Das ist nur eine List«, erklärt Franz uns also. »Wir lassen sie vorstoßen, unsere Truppen ziehen sich zurück, aber nur zum Schein. Die denken, sie haben leichtes Spiel, und dann – kesseln wir sie ein, schneiden sie von ihrem Nachschub ab, und schnapp – sitzt der Russe in der Falle.«

»Genau wie in Stalingrad«, erwidert Martin trocken.

Da saß allerdings nicht der Russe in der Falle, sondern wir.

»Auf welcher Seite stehst du eigentlich?«, fragt Franz ihn.

»Ich glaub nur nicht, dass wir den Krieg noch gewinnen können«,

antwortet er. Ich halte lieber meine Klappe. Ich verstehe nichts von Politik.

»Wir werden siegen, weil wir siegen müssen«, sagt Walter, um die Diskussion zu beenden. Er mag es nicht, wenn wir uns streiten.

Keiner hier, keiner von uns kann sich vorstellen, dass wir den Krieg verlieren. Immer wieder hören wir Geschichten von den Gräueltaten der Russen, wie furchtbar sie sich in den Gebieten im Osten an unseren Soldaten rächen, und an allen, die ihnen geholfen haben. Nicht auszudenken, was uns blüht, wenn der Russe den Krieg gewinnen würde. Nein, Walter hat sicher recht. Wir werden siegen, weil wir siegen müssen.

Auf dem Platz werden die Kerzen gelöscht und die Lampions abgehängt. Ich bringe Maria nach Hause, sammle auf dem Heimweg meine Stiefel ein und schleiche auf Zehenspitzen durch die Stube in die Schlafkammer, um mein Büchlein zu holen. Genau wie gestern setze ich mich an den Tisch in der Stube. So werde ich es nun jeden Abend machen, beschließe ich. Aber heute ist so viel passiert. Was davon schreibe ich in Marias Buch? Am besten erst mal das Datum.

19. August 1944

Und nun? Ich überlege hin und her. Martins endlos trauriger Blick vorhin auf dem Festplatz, Walters Tränen um seinen Vater, das Schützenfest ohne die Schützen ... und plötzlich ist der Gedanke wieder da, und ich schreibe ihn einfach hin:

Wir sind mitten im Krieg, aber hier bei uns findet er nicht statt.

Noch nicht. Hier fehlen nur welche.

Unsere Väter, zum Beispiel.

Und bald fehlen auch wir.

Soll ich mich freiwillig melden? Ist es nicht meine Pflicht? Bin ich ein schlechter Deutscher, wenn ich mich nicht melde? Wird Maria mich deswegen weniger lieben? Oder gar nicht mehr lieben? Gause wäre sicher stinksauer. Und Franz sowieso. Ich bin ein schlechter Freund. Weil ich Franz nicht gewarnt habe. Hätte ich ihn doch nur gewarnt! Ich bin so ein Arsch manchmal! Dann wäre er uns vorhin auch nicht in die Quere gekommen.

Das hat so keinen Zweck, beschließe ich und lösche die Lampe, schleiche zurück in unsere Kammer, ziehe mich aus und lege mich schlafen. Aber schlafen geht noch schlechter als schreiben.

Was wäre heute noch alles passiert zwischen Maria und mir, wenn Franz uns nicht gestört hätte? Meine Hand hatte schon ganz nah bei ihrer Brust gelegen. Ich hätte nur noch den Zeigefinger etwas anheben brauchen, dann hätte ich sie berührt. Durch ihr Kleid zwar, aber ich hätte sie berührt, da wo die Frauen es am liebsten haben, falls ich Hannes' Schilderungen glauben darf. Ich hätte an ihrer Brust spielen können wie sie an meinem Bauchnabel. Ich war schon ganz kurz davor. Und während ich daran denke, gebe ich dem Verlangen nach, für heute nur noch an Maria zu denken, anstatt mich noch länger um den Schlaf zu grübeln.

7.

Heute ist Sonntag. Wir dürfen etwas länger schlafen als sonst, auf den Feldern wird nicht gearbeitet, und ein Gottesdienst findet heute auch nicht statt. Nach dem Mittagessen gehe ich zum Hof des Bürgermeisters, um Maria zu einem Spaziergang abzuholen. Sicherheitshalber nehme ich meine Badesachen mit und schlage ihr vor, dasselbe zu tun, nachdem sie mir die Tür geöffnet hat.

»Geht ihr schwimmen? Kann ich mitkommen?«, fragt Gerti aus der Küche, als sie das hört.

»Ja sicher«, antwortet Maria sofort.

Ich wäre zwar lieber mit Maria allein gewesen, aber das sage ich nicht, schon um Gertis Fantasie nicht weiter anzustacheln.

Zu dritt laufen wir also über die Felder und dann eine Weile durch den Wald zu einer Stelle, an der die Urft sich verbreitert zu einem Becken, fast wie ein kleiner See, an dessen nördlichem Ende das Wasser über Steine und Felsen plätschernd hinabläuft und sich dann wieder zu einem Bach verjüngt. Die Bäume stehen bis an das Ufer heran, dazwischen wächst Gestrüpp und hier und da Blumen auf kleinen Flecken wilder Wiese. Schon von Weitem hören wir, dass wir nicht die Einzigen sind, die das herrliche Wetter für ein Bad nutzen wollen. Ein paar Kinder lachen und planschen im Wasser, aber wir können sie an ihren Stimmen nicht erkennen.

Als wir am Ufer ankommen, sehen wir gerade noch, wie die Kinder auf der anderen Seite aus dem Wasser klettern, plötzlich mucksmäuschenstill sind und hastig im Wald verschwinden.

»Habt ihr gesehen, wer das war?«, frage ich.

»Nein, warum?«, erwidert Gerti.

»Die hab ich noch nie gesehen«, antworte ich.

»Irgendwelche Kinder. Ist das denn wichtig?«, fragt Gerti.

»Nee«, sage ich. Aber etwas komisch kommt es mir schon vor, dass die vor uns türmen, als wären wir Schwerverbrecher.

Jedenfalls haben wir den kleinen See im Wald erst mal für uns. Wir schwimmen und planschen ein bisschen im eiskalten Wasser. Es ist heute nicht mehr ganz so heiß wie in den letzten Tagen, und die Kronen der Bäume lassen kaum einen Strahl Sonnenlicht bis zu uns durch. Ich friere etwas, als ich aus dem Wasser steige, und Marias Lippen sind nach einigen Minuten im Wasser schon ganz blau angelaufen. Aber nachdem wir uns gründlich abgetrocknet und zum Aufwärmen aneinandergeschmiegelt haben, ist es eigentlich ganz angenehm hier. Nur Gerti lässt das mit der Kutsche keine Ruhe. Sie fragt uns nicht direkt, macht aber immer mal wieder eine spitze Bemerkung und zwinkert uns dann zu, als wüsste sie von einem ganz großen Geheimnis. Sie scheint nicht böse oder eifersüchtig zu sein, nur neugierig und zum Zerreißen gespannt. Und Maria hat sichtlich Spaß daran, sie darüber im Ungewissen zu lassen, wie nah wir uns gestern schon gekommen sind. Sie schmiegt sich wieder an mich, und zum ersten Mal küssen wir uns, während jemand uns dabei zusieht.

Irgendwann kommen Franz und Walter durch den Wald auf uns zu. Sie hatten uns im Dorf nirgendwo gefunden, und sehr viele andere Orte, wo wir an einem Sonntagnachmittag hätten sein können, gibt es hier nicht.

Franz und Gerti sprechen kein Wort miteinander, aber davon abgesehen ist alles wie immer. Walter hat ein Seil mitgebracht, an dem

er sich vom Ufer aus ins Wasser schwingen will. Bis vor ein paar Wochen hatte es hier immer so ein Seil gegeben. Aber dann war es eines Tages einfach weg, und niemand weiß, wie es abhandengekommen war. Walter klettert mit dem Seil um den Körper auf den Baum. Geschickt balanciert er auf dem Ast bis zu der Stelle, wo das alte Seil angebracht war. Er knotet das Seil an dem Ast fest, macht dann einen doppelten Knoten in das untere Ende des Seils und lässt es über das Wasser baumeln.

Gerti darf das neue Seil als Erste ausprobieren. Sie nimmt etwas Anlauf, stößt sich ab und schwingt dann über das Wasser, doch im entscheidenden Moment traut sie sich nicht zu springen und bleibt kreischend an dem Seil hängen. Wir lachen laut, feuern sie an und rufen ihr Mut zu. Das rettende Ufer erreicht sie allerdings auch nicht mehr, dafür reicht der Schwung nicht, und nachdem das Seil mitten über dem kleinen See ausgependelt ist, lässt sie sich ins Wasser plumpsen. Walter sitzt lachend über ihr im Baum und springt jetzt zu ihr. Gerti fällt ihm um den Hals und klammert sich an ihn, als hätte sie plötzlich das Schwimmen verlernt.

Walter und Gerti kommen gerade lachend aus dem Wasser, da rennt am gegenüberliegenden Ufer ein kleiner Junge auf uns zu. Er ist höchstens elf oder zwölf Jahre alt. Gehört er zu den Kindern, die eben vor uns geflohen sind? Seine Kleider sind dreckig und zerlumpt. Er wirkt, als wäre er auf der Flucht. Er sieht uns, bleibt stehen, schaut zurück in die Richtung, aus der er gekommen ist, sucht das Ufer mit ängstlichen Blicken ab, hechtet dann ins Wasser und schwimmt direkt auf uns zu. Während er schwimmt, so schnell er kann, befreit er sich mit hektischen Bewegungen von seiner Jacke und lässt sie im Wasser zurück. Plötzlich fällt ein Schuss.

»Stehen bleiben, du Sau!«, brüllt jemand.

Im nächsten Moment kommt ein SS-Mann aus dem Unterholz an

das Ufer, gerade als ich dem Jungen aus dem Wasser helfen will. Der SS-Mann sieht uns und ruft »Nicht schießen!« zu seinen zwei Kameraden, die jetzt auch aus den Büschen an den See treten.

Der kleine Junge zittert vor Kälte und Angst und klammert sich an mich. Er ist vollkommen abgemagert, nicht viel mehr als Haut und Knochen. Und zwei große, dunkle Augen, aus denen er ängstlich zu mir hochsieht.

»Kannst du denen sagen, dass ich dein Bruder bin? Bitte?«, fleht er leise.

»Kennst du den etwa?«, fragt Franz mich überrascht.

»Nein, nie gesehen«, erwidere ich und sehe ratlos wieder zu dem Jungen.

»Lasst die Ratte nicht entkommen«, ruft uns einer der SS-Männer zu. Dann machen sich zwei von ihnen fluchend auf den Weg ins Wasser und waten auf uns zu. Ihre Gewehre halten sie über ihren Köpfen, damit sie nicht nass werden. Es sind keine zwanzig Meter vom einen zum anderen Ufer. An der tiefsten Stelle reicht den Männern das Wasser fast bis zum Hals. Der dritte bleibt am Ufer, mit dem Gewehr im Anschlag.

»Bitte, kannst du denen das sagen?«, bettelt der Junge noch mal flüsternd.

»Was ist denn passiert?«, frage ich ihn.

»Ich hab nichts Böses getan, ehrlich, ich hab mich nur verlaufen«, sagt der Junge und weint dabei fast.

Der erste der SS-Männer ist jetzt bei uns und steigt aus dem Wasser. Der Junge versucht, sich hinter mir zu verstecken, und will dann wegrennen. Aber dafür ist es zu spät, der SS-Mann packt ihn am Arm und zieht ihn unsanft zu sich.

»Bitte lassen Sie mich, ich hab nichts getan!«, schreit der Kleine in Todesangst.

Der zweite SS-Mann ist jetzt bei ihnen und schlägt dem Jungen brutal den Kolben seines Gewehrs in den Bauch. Der Junge bricht stöhnend zusammen.

»Kennt ihr den?«, fragt der SS-Mann uns.

»Bittel«, fleht der Junge mich noch mal an.

Was soll ich denn machen? Der Junge tut mir so leid, und ich glaube ihm. Aber ich kann doch die SS-Männer nicht anlügen.

»Nein, den haben wir hier noch nie gesehen«, antwortet Franz und nimmt mir die Entscheidung ab.

Der Junge schließt verzweifelt die Augen.

Und stöhnt dabei.

Oder seufzt.

Ich kann das Geräusch nicht beschreiben, das er von sich gibt. Aber ich weiß schon in diesem Moment, dass ich seinen Blick und dieses Geräusch nie wieder vergessen werde.

»Was hat er denn getan?«, frage ich den SS-Mann vorsichtig.

»Das ist eine Judensau!«, antwortet der, »reicht das nicht?«

»Ich bin kein Jude, ehrlich nicht, bitte glauben Sie mir«, bettelt der Junge noch mal. »Ich hab mich nur verlaufen, bitte!«

Aber der SS-Mann hört ihm gar nicht zu.

»Dieses Ungeziefer hat sich hier im Wald versteckt! Also haltet die Augen offen! Die sind wie die Kakerlaken. Wo du eine siehst, sind es in Wahrheit Hunderte!«

Er gibt den anderen einen Wink. Die zwei packen sich den Jungen, jeder an einem Arm, und schleifen ihn mit sich.

»Heil Hitler!«, grüßen sie uns, wir erwidern den Gruß. Dann machen sie sich auf den Weg und zerren den Jungen brutal hinter sich her. Wir sehen ihnen mit angehaltenem Atem nach. Keiner von uns sagt ein Wort. Gerti und Maria stehen dicht zusammen und halten sich aneinander fest. Wir hören die leiser werdenden Schritte

ihrer Stiefel auf dem trockenen Waldboden und das leise Wimmern des Jungen. Einer der Männer beschwert sich bei den anderen. »Ich hab langsam die Schnauze voll«, schimpft er. »Alles nur wegen der scheiß Judensau!«

Dann fällt ein Schuss. Ein paar Vögel ergreifen kreischend die Flucht.

Der sterbende Körper des Jungen schlägt dumpf auf dem Waldboden auf. Einer der Männer lacht heiser. Dann rennen sie weg, und es wird plötzlich still.

Sie haben ihn erschossen.

Sie haben den Jungen einfach so erschossen.

Er war nicht älter als mein kleiner Bruder.

Mir wird schwindelig, meine Knie geben nach. Ich kann mich gerade noch mit den Armen abfangen und auf den Waldboden setzen. Ich schließe die Augen, aber das nützt nichts. Der Junge starrt mich weiter flehend an. Ich presse die Hände auf meine Ohren, aber ich höre es wieder und wieder, dieses fürchterliche Geräusch, mit dem sein ganzer Lebenswille stöhnend, seufzend, klagend aus ihm entweicht in dem Moment, in dem er begreift, dass ich ihm nicht helfen werde, dass niemand ihm mehr helfen kann, dass es zu spät ist und sein kurzes Leben gleich vorbei.

Ich starre auf die Wasseroberfläche. Die Reflexe des Sonnenlichts blenden mich. Der Lärm des Wassers ist kaum erträglich. Aber die Augen schließen, die Ohren zuhalten geht nicht. Dann ist es sofort wieder da. Warum habe ich denn nicht gesagt, dass er mein Bruder ist? Dann würde er jetzt noch leben. Nein, Unsinn, würde er nicht! Sie hätten mir nicht geglaubt. Sie hätten es überprüft und dann festgestellt, dass ich gelogen habe. Dann wären wir beide dran gewesen.

Nein, ich kann nichts dafür.

Nein!

Bitte, sag doch irgendwer, dass ich nichts dafürkann!

Was hätte ich denn machen sollen? Hätte Franz etwa dichtgehalten, wenn ich für den Jungen gelogen hätte? Oder Walter?

Walter sagt als Erster etwas. »Müssen die sich ausgerechnet hier bei uns im Wald verstecken?« Abscheu und Zorn liegen in seiner Stimme.

»Kann dir ja wohl egal sein, wer sich hier im Wald versteckt!«, schreit Gerti ihm wütend ins Gesicht.

»Also erstens sollten die alle längst im Osten sein und arbeiten«, kontert Walter genauso wütend, »und zweitens finde ich das ganz einfach ekelhaft, dass so ein Untermensch hier in unserem Wald haust!«

Ich presse die Hände auf die Ohren. Sofort ist das verzweifelte Geräusch des Jungen wieder da.

»Wenn es nur einer wäre«, erwidert Franz, eiskalt.

»Ihr habt es ja gehört. Lasst uns besser mal nachsehen, ob wir noch mehr von denen finden.«

»Und was soll das nützen?«, fragt Maria.

»So eine blöde Frage kann ja wohl wirklich nur ein Mädchen stellen«, entgegnet Walter ihr. Dann sieht er zu mir. »Was ist, Jakob? Kommst du mit uns?«

»Ich wollte nachher noch trainieren«, sage ich mit gesenktem Blick. Ich bin eben ein Feigling.

»Also was ist denn jetzt bitte wichtiger?«, fragt Walter mich vorwurfsvoll. Maria reißt sich aus Gertis Umarmung und rennt weg, weg von mir, weg von uns, weg von der Leiche des Jungen, die kaum hundert Meter von uns entfernt liegt.

»Maria, warte doch«, rufe ich ihr nach, aber sie wartet nicht, sie rennt umso schneller, und ich renne ihr nach.

»So was von typisch«, höre ich Franz noch sagen, bevor er uns nachruft: »Dann macht wenigstens endlich ein Kind für den Führer!«

Walter lacht und klingt dabei wie ein Pferd. Ich hasse ihn plötzlich.

Nach ein paar Hundert Metern hole ich Maria ein.

»Maria, bitte! Bist du böse mit mir?«

Sie bleibt stehen, sieht mich an, sieht durch mich hindurch, dann wendet sie sich wieder von mir ab und geht stumm weiter, und ich gehe stumm neben ihr her.

Soll sie es doch sagen. Soll sie mir doch endlich sagen, dass ich schuld an dem Tod des Jungen bin. Dass ich ein Feigling bin und dass es aus ist mit uns.

Alles wäre besser als dieses Schweigen.

In der Ferne sehen wir schon das Dorf, und plötzlich bleibt Maria wieder stehen und sieht in mein fragendes Gesicht.

Sie nimmt meine Hand. »Hilfst du mir, ihn zu beerdigen?«

Ich will Ja sagen, Ja, natürlich, aber die Tränen sind schneller und ich kann sie nicht mehr aufhalten. Ich weine, wie ich seit vielen Jahren nicht mehr geweint habe. Maria hält mich im Arm und streicht mir immer wieder über den Rücken und durch das Haar, wie einem kleinen Kind.

»Heute Nacht?«, fragt Maria, nachdem ich mich etwas beruhigt habe.

Ich nicke und wische mir die Tränen aus dem Gesicht.

Ja, natürlich. Heute Nacht.

8.

Ich liege wach im Bett und lausche dem Atem meines Bruders.

Den Spaten habe ich vor dem Schlafengehen heimlich in der Hecke deponiert, die unseren Hof zum Weg hin begrenzt. Als ich ganz sicher bin, dass mein Bruder und meine Mutter schlafen, stehe ich leise wieder auf, ziehe Hose und Hemd über und schleiche auf Zehenspitzen aus dem Haus. Vor der Tür warte ich einen Moment, bis ich sicher bin, dass niemand mich bemerkt hat. Dann gehe ich zum Tor, nehme die Schaufel und verschwinde in die finstere Nacht.

Der Mond ist heute zwar wieder zu sehen, aber nur als hauchdünne Sichel, die kaum Licht spendet. Hier im Dorf und auf den Feldern ist das nicht schlimm, aber im Wald könnte es schwierig werden, den richtigen Weg zu finden. Ich besitze zwar eine Taschenlampe, aber die Batterien dafür gibt es schon lange nicht mehr zu kaufen.

Maria wartet etwas abseits vom Hof des Bürgermeisters auf mich. Schweigend gehen wir hinaus auf die Felder und auf den Wald zu.

»Ist das eigentlich verboten?«, fragt Maria mich, als wir so weit vom Dorf entfernt sind, dass uns ganz sicher niemand mehr hören kann.

»Warum sollte das verboten sein?«, frage ich überrascht zurück.
»Wir beerdigen ihn doch nur.«

»Warum sollte es verboten sein, dass ein jüdischer Junge lebt?«, fragt sie. »Sie haben ihn ermordet, nur weil er ein Jude ist.«

»Es wird sicher einen anderen Grund gegeben haben«, erwidere ich.

»Einen Grund, ihn zu töten? Welchen Grund könnte es dafür geben?«

Mir fällt keiner ein. Es weiß ja jeder, dass die Juden nicht einfach machen dürfen, was sie wollen. Ich habe keine Ahnung, warum der Junge sich hier im Wald versteckt hat. Das war dumm und leichtsinnig von ihm, denke ich, aber natürlich ist es kein Grund, ihn gleich zu erschießen.

»Nein, du hast recht«, sage ich.

Dann haben wir den Waldrand erreicht. Unter den Bäumen ist es so finster, dass wir kaum noch vorwärtskommen, weil wir uns den Weg mit den Händen ertasten müssen, um nicht gegen Bäume oder Sträucher zu laufen. Es dauert furchtbar lange, und es tut bald ziemlich weh, vor allem an den Füßen. Das hatte ich überhaupt nicht bedacht. Ich bin das Barfußlaufen inzwischen so gewohnt, dass ich kleine Splitter oder die scharfen Steine auf den Feldwegen kaum noch spüre. Und wenn ich tagsüber durch den Wald laufe, selbst wenn ich renne, weichen meine Füße jedem Hindernis wie von selbst aus. Ich brauche dazu gar nicht auf den Boden schauen. Aber jetzt, in diesem nachtschwarzen Wald, versagt dieser Instinkt, und ich trete immer wieder in splitterig abgebrochene Äste oder Baumstümpfe oder dornige Zweige. Und Maria geht es auch nicht viel besser, obwohl sie Sandalen trägt.

Während wir uns langsam und schweigend vorwärtskämpfen, muss ich an eine Geschichte denken, die unser alter Pfarrer uns vor vielen Jahren im Religionsunterricht erzählt hat. Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, aber es ging um einen Heiligen oder um einen Mönch, der sehr schwer gesündigt hatte und dann gelobt hat, zur Buße bis zum Ende seiner Tage ohne Schuhe zu laufen. Daraus ist später ein katholischer Orden entstanden, und eines seiner

Klöster war bis vor ein paar Jahren noch ganz hier in der Nähe. Jetzt wird es von der Wehrmacht als Lazarett für die verwundeten Soldaten von der Westfront genutzt.

Während ich über diese Geschichte nachdenke und versuche, die Erinnerungen daran zu sortieren, machen die Schmerzen mir nicht mehr so viel aus. Das hier ist die Buße für meine Feigheit, und es ist allemal besser, als zu Hause im Bett zu liegen und den kleinen Jungen vor mir zu sehen, als würde er noch leben, ihn wieder und wieder zu hören, als stünde er noch neben mir, als könnte ich ihn noch retten.

Aber ich kann ihn nicht wieder lebendig machen.

Ich hätte ihm so gern geholfen, aber ich war zu feige.

Das Einzige, was ich noch für ihn tun kann, ist, dafür zu sorgen, dass er wenigstens ein Begräbnis erhält, dass er seine letzte Ruhe findet und sein ausgemergelter kleiner Körper nicht auch noch irgendwelchen Aasfressern zum Opfer fällt. Ob ihm das noch irgendwas nützt, weiß ich nicht. Aber mir hilft es, und es ist egal, wie weh es tut oder wie lange es dauert.

Wir versuchen weiter, jedes unnötige Geräusch zu vermeiden. Es ist zwar unwahrscheinlich, dass außer uns noch irgendwer hier ist, aber falls doch, sollten wir sie hören, bevor sie uns hören, egal wer es ist.

Dann endlich hören wir aus der Ferne ganz leise das Rauschen des Baches. Wir haben uns also wenigstens nicht in die völlig falsche Richtung durch den Wald gekämpft. Wir gehen weiter auf den Bach zu, und bald sehen wir die gekräuselte Wasseroberfläche, die das fahle Licht der Sterne reflektiert. Am Lauf des Baches erkenne ich, dass wir nicht mehr weit von der Stelle entfernt sind, die bisher unsere Badestelle war und die nun nie mehr eine Badestelle für mich sein kann.

Wir folgen dem Bach, dann hören wir plötzlich ein Geräusch aus der Ferne. Wir bleiben wie angewurzelt stehen und lauschen angespannt in die finstere Nacht. Es sind Schritte, eindeutig Schritte, von mehreren Menschen, und sie kommen uns näher. Sehen können wir nichts. Wir ducken uns in ein Gebüsch und wagen kaum noch, zu atmen. Maria klammert sich an mich. Ich spüre ihr Herz schlagen, es rast genauso schnell wie meins. Nicht weit von uns sehe ich plötzlich einen Schatten, den Umriss eines Mannes, der ein paar vorsichtige Schritte auf uns zumacht und dann in die Hocke geht.

»Das ist er«, flüstert der Mann traurig in die Richtung, aus der er gekommen ist. Kurz darauf kommen drei weitere Schatten dazu und versammeln sich um den toten Jungen. Eine Frau fängt laut an zu weinen, aber nur für einen Moment. Einer der anderen presst ihr schnell die Hand auf den Mund. Mein Herzschlag beruhigt sich etwas. Es muss die Familie des toten Jungen sein.

Der Mann, der ihn gefunden hat, hebt ihn jetzt mit beiden Armen auf, er murmelt etwas, es klingt wie ein Gebet, aber ich verstehe kein Wort, es ist eine fremde Sprache. Dann verschwinden sie mit dem Leichnam in der Dunkelheit des Waldes, so leise, wie sie gekommen sind.

Wir warten noch einen Moment, bis sie weit genug weg sind, um uns nicht mehr hören zu können. Dann geht Maria zu der Stelle, wo der Junge gelegen hatte. Ich gehe ihr nach, obwohl ich eigentlich nur weg von hier will.

Maria steht ganz still, die Hände gefaltet, als würde sie auch beten. Ich überlege kurz, ob ich es ihr gleichtun soll. Aber es kommt mir komisch vor, also setze ich mich auf den Waldboden. Einen Moment später setzt sie sich zu mir. Ich nehme ihre Hand in meine, und so sitzen wir, ohne ein Wort zu sagen, bis es allmählich zu dämmern beginnt.

»Wollen wir heimgehen?«, fragt Maria mich.

Ich nicke, und wir stehen auf. Wir erreichen das Dorf noch vor dem Sonnenaufgang.

Ich schleiche durch die Stube in die Kammer, aber es nützt mir nicht viel. Emil ist schon wach und will wissen, wo ich gewesen bin.

»Nur kurz draußen, frische Luft schnappen«, sage ich und hoffe, dass er sich damit zufriedengibt. Leider tut er das nicht.

»Du lügst!«, erwidert er nach einem Moment. »Du warst ganz lange weg!«

Ich könnte ihm einfach sagen, wo ich war, aber ich kann nicht darüber sprechen. Ich sehe wieder den flehenden Blick des fremden Jungen, die Todesangst in seinen Augen. Emil ist noch zu klein, denke ich, um ihm zu erzählen, was mit dem jüdischen Jungen geschehen ist, der ungefähr so alt war wie er. Ich setze mich zu Emil auf die Bettkante.

»Ja, du hast recht«, sage ich zu ihm. »Ich war die ganze Nacht weg. Bitte sag Mama nichts.«

Emil nickt ernsthaft. »Mach ich nicht«, sagt er dann, »ich bin doch keine Petze.«

»Danke«, sage ich und streiche ihm über das Haar.

Hätten sie ihn auch einfach erschossen, wenn er ihnen im Wald in die Quere gekommen wäre? Wussten die SS-Männer, dass der Junge ein Jude war? Und was er getan hatte? Oder reichte ihnen ein Verdacht?

»Geh bitte nicht mehr allein in den Wald«, sage ich zu Emil.

»Warum denn nicht?«, fragt er mich mit großen Augen.

»Versprich es mir bitte«, fordere ich, statt ihm zu antworten. Und er verspricht es. Mutter öffnet die Tür und will uns wecken.

»Aufstehen, Faulpelze«, schimpft sie und merkt dann erst, dass wir längst wach sind. Sie sieht uns verwundert an.

»Kommt frühstücken«, sagt sie und will gerade zurück in die Stube, als ihr Blick auf die Sohle meines rechten Fußes fällt, den ich auf das linke Knie gelegt habe.

»Was hast du denn gemacht?«, fragt sie entsetzt und kommt näher, um meine von vielen kleinen Wunden übersäten Füße zu begutachten. Ich ziehe den Fuß schnell weg und stehe auf.

»Das ist nichts, Mama«, sage ich und gehe schnell an ihr vorbei durch die Stube ins Freie. Sobald ich mir sicher bin, dass sie mir nicht folgt, nehme ich den Eimer und setze mich ins Gras, um die Füße und Unterschenkel zu waschen. Sie sehen ziemlich übel aus, aber ganz so schlimm ist es dann doch nicht. Die kleinen Wunden und Kratzer bluten längst nicht mehr, und nachdem ich das verkrustete Blut gewaschen habe, bleiben nur einige Schrammen und Kratzer an den Knöcheln und Waden übrig. Ich gehe zurück in die Stube und tue erst mal so, als ob nichts gewesen wäre. Ich setze mich an meinen Platz und schlinge den Haferbrei herunter, den Mutter mir in einer Blechschüssel reicht.

»Sind sie dir zu klein?«, fragt sie mich plötzlich, und ich starre sie erschrocken an. »Oder warum trägst du sie nicht?«

Ich schiebe schnell noch einen Löffel Haferbrei in den Mund, um Zeit zu gewinnen.

»Ich glaube, ich muss mich nur wieder daran gewöhnen«, murmle ich und vermeide dabei, sie anzusehen.

»Wenn sie dir nicht passen, dann versuche ich, sie einzutauschen«, sagt Mutter.

Ich sehe überrascht zu ihr. »Nein, nicht nötig«, erwidere ich schnell, schlinge den letzten Bissen Brei herunter und gehe hinaus.

9.

Die Uhr am Turm unserer Kirche zeigt kurz vor halb sieben, als ich unten im Dorf ankomme. Ich habe also noch mehr als eine halbe Stunde, bis ich Franz abholen kann, um mit ihm zur Arbeit aufs Feld zu gehen. Vor dem Gasthof stehen drei Fahrzeuge der SS, eine schwarze Limousine und zwei Kübelwagen mit olivgrün-brauner Tarnlackierung. Ob sie den SS-Männern gehören, die den Jungen erschossen haben? Ich schleiche um die Autos herum und sehe hinein. Auf der Rückbank eines der Kübelwagen steht ein offener Karton, darin liegt ein Stapel Plakate.

Deutsche Jugend meldet sich freiwillig zur Waffen-SS steht darauf gedruckt. Darüber sind ein Hitlerjunge und ein SS-Mann mit Stahlhelm abgebildet, die mit fest entschlossenem Blick in die Ferne sehen, mutig, tapfer, wie Helden sehen sie aus. Nicht wie Mörder.

Ich gehe über die Straße und will mich gerade auf die Stufen vor der Kirche setzen, da sehe ich, dass die Tür nur angelehnt ist. Vorsichtig drücke ich dagegen, und tatsächlich, die Kirche ist offen. Rechts vom Eingang steht ein gusseiserner Ständer, auf dem vielleicht zwanzig kleine Kerzen brennen, gespendet von Gläubigen in der Hoffnung auf Erhörung ihrer Gebete. Die Flammen tänzeln nervös in dem Luftzug, den ich mit mir hereinbringe.

Leise schließe ich die Tür hinter mir und gehe langsam durch den Mittelgang auf den Altar zu. Ich bin schon lange nicht mehr hier gewesen. Der Geruch nach kaltem Weihrauch, nach Ruß und altem Holz ist mir vertraut, aber alles andere scheint fremd. Die Kirche

wirkt kalt und kahl. Auf dem Altar stehen keine Blumen, und keine einzige Kerze brennt, außer denen am Eingang und einer in der Laterne am Beichtstuhl, die immer brennt, wenn der Beichtstuhl besetzt ist. Ich setze mich auf eine der Bänke an den Mittelgang und schließe für einen Moment die Augen. Sofort spüre ich die Müdigkeit, die hinter meinen Augen brennt und kribbelnd meinen ganzen Körper erfasst. Ich reibe mir die Augen, aber es nützt nichts, also lege ich meine Arme auf die Ablage für die Gesangsbücher und darauf meinen Kopf und sehe hoch zu dem Jesus am Kreuz, darüber der Schriftzug »INRI«. *Jesus von Nazareth, König der Juden.*

Warum beten wir zu ihm, wenn die Juden unsere Feinde sind? Hatte man ihn auch getötet, weil er ein Jude war? Aber es waren doch die Juden, die ihn getötet haben.

Das ergibt alles keinen Sinn.

Vielleicht bin ich auch nur zu müde.

Ich kann die Augen nicht länger offen halten.

Der traurige Blick des Jungen ist sofort wieder da.

Bitte, vergib mir.

Vergib mir meine Feigheit.

Vergib mir, dass ich es nicht wenigstens versucht habe.

Aber der Junge kann mich nicht mehr hören, und er wird mir nicht vergeben.

Ein fernes Quietschen reißt mich aus meinen Gedanken, und ich schrecke hoch. Ich sehe Martins Großmutter, wie sie umständlich aus dem Beichtstuhl im Seitenschiff der Kirche tritt, vor dem Altar niederkniet und sich bekreuzigt. Dann geht sie eilig durch den Mittelgang hinaus, ohne mich zu bemerken. Ich sehe mich um, aber außer mir ist niemand mehr in der Kirche. Ich stehe auf und gehe zu dem Beichtstuhl, sehe mich noch mal um, öffne die Tür und trete in das kleine Abteil für die reuigen Sünder und knie nieder.

»Ich möchte die Beichte ablegen«, sage ich wie von selbst.

»Gott der Allmächtige schenke dir die Erkenntnis deiner Sünden und seiner Barmherzigkeit«, leiert der Pfarrer, den ich durch das hellbraune Korbgeflecht, das meine Kammer von seiner trennt, nur hören, aber nicht sehen kann.

»Amen«, erwidere ich. Dann erzähle ich ihm, wie der Junge gestern im Wald von der SS verfolgt wurde, wie er mich angefleht hat, ihm zu helfen, und wie er von den SS-Männern erschossen wurde, weil ich nichts für ihn getan habe. Von dem Pfarrer ist kein Ton zu hören, er hört nur zu. Oder ist er eingeschlafen?

»Hören Sie mir zu?«, frage ich vorsichtig, nachdem ich alles erzählt habe und eine Weile lang keiner von uns etwas gesagt hat.

»Natürlich, mein Sohn«, antwortet er. »Welche Sünden hast du nun zu bereuen?«

»Ich weiß es nicht«, sage ich. »Habe ich gesündigt?«

Er hüstelt verlegen.

»Denkst du denn, dass du gesündigt hast?«, fragt er zurück.

Nein, das denke ich nicht, denke ich in diesem Moment so klar wie nie zuvor. Nein. Ich kann nichts dafür. Aber das kann ich ja jetzt schlecht sagen. Warum bin ich denn dann überhaupt hier?

»Ich denke, dass ich feige war«, antworte ich also ausweichend.

»Das allein ist keine Sünde.«

»Nein, ich weiß. Ich wüsste gerne, was der Junge getan hat und warum sie ihn erschossen haben.«

»Das weiß ich leider auch nicht. Zur Buße drei Ave Maria. Und nun gehe hin in Frieden.«

Ich öffne die Tür und gehe hinaus und sehe, wie Martin schnell hinter dem Beichtstuhl Deckung sucht.

»Martin?«, rufe ich leise, und er dreht sich erschrocken zu mir um. »Hast du mich belauscht?«, frage ich ihn.

»Entschuldige bitte«, sagt er und fragt mich nur mit einem Blick zur Tür, ob wir nach draußen gehen wollen. Ich nicke, und wir gehen durch die Tür ins Freie. Die drei Ave Maria kann der Herr Pfarrer meinetwegen selber beten. Martins Oma hatte mich doch gesehen, erzählt er mir, deshalb sei er schnell in die Kirche, um meine Beichte zu belauschen.

»Ich hab ja gedacht, du beichtest was Lustiges«, sagt er mit einem verlegenen Lächeln.

»Tut mir leid«, erwidere ich.

»Nein, mir tut es leid«, sagt Martin. »Ich hätte sofort wieder gehen müssen, als ich gemerkt habe, dass es was Ernstes ist.«

»Nicht so schlimm«, sage ich nach einem Moment. »Aber erzähl es bitte niemandem.« Das war völlig überflüssig. So was würde Martin nie machen.

»Walter hat das mit dem Juden schon erzählt«, sagt er nach einer Weile. »Aber bei ihm hat es ganz anders geklungen.« Ich kann mir ungefähr vorstellen, was Walter erzählt hat. Ich will es lieber nicht hören.

Wir sind viel zu spät dran. Franz ist sicher schon allein zur Arbeit gegangen. Aber Martin scheint es nicht besonders eilig zu haben. Da wir heute wieder für seinen Großvater arbeiten, werden wir wohl keinen Ärger bekommen. Wir lassen die letzten Häuser des Dorfes hinter uns und gehen hinaus auf die Felder.

»Du konntest nichts dafür«, sagt Martin nach einer Weile. Ich bleibe stehen und sehe ihn an. »Du hättest dein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt, und das Leben des Jungen hättest du trotzdem nicht retten können.«

Ich sehe ihn ungläubig an. Nein, ich trage keine Schuld. Ich konnte nichts machen. Es tut so gut, das zu hören. Ich hätte gleich zu Martin gehen und ihm das alles erzählen sollen und nicht diesem Pfarrer, dem nicht mehr dazu einfällt als »Zur Buße drei Ave Maria«.

»Die von der SS sind einfach brutal«, sagt Martin mit finsterem Blick. »Mit denen kann man nicht diskutieren. Die schießen dich einfach über den Haufen, wenn du nicht parierst.«

»Aber warum?«, frage ich ihn.

Martin zuckt nur mit den Achseln.

»Damit wir uns vor ihnen fürchten«, sagt er dann. »Damit wir tun, was sie sagen, egal wie falsch es ist.«

Wir gehen schweigend weiter. Es sind nur noch wenige Hundert Meter bis zu der Karre, an der Martins Großvater die Körbe ausgibt.

»Ich bin froh, dass du mich belauscht hast«, sage ich, kurz bevor es dafür zu spät ist, lege ihm im Gehen den Arm um die Schulter und ziehe ihn ein bisschen zu mir. Am liebsten würde ich ihn umarmen, so dankbar bin ich ihm. Aber das traue ich mich nicht. Ich bin doch kein Mädchen.

»Ich bin auch froh, dass ich das gehört habe«, erwidert Martin, bleibt stehen, nimmt mich fest in den Arm und berührt mit seiner Wange für einen kurzen Moment meine. Es geht also doch. Man muss sich nur trauen.

Wir arbeiten bis zum frühen Nachmittag auf dem Kartoffelacker, dann schickt Martins Großvater uns nach Hause, damit wir noch Zeit haben, uns umzuziehen und auf den Besuch der SS vorzubereiten. Ich gehe zusammen mit Franz und Walter zurück ins Dorf. Wir sprechen kein Wort, auch nicht über den Vorfall gestern.

Als wir bei Franz zu Hause ankommen, hören wir seinen Vater durch das offene Fenster der Amtsstube, wie er »Heil Hitler« brüllt und dabei schneidig die Hacken zusammenschlägt. »Heil Hitler«, nuschelt Marias Onkel tonlos zurück. Ich erkenne seine Stimme sofort.

»Stimmt das, Hans?«, fragt er Gause, mit bebender Stimme. »Wollen die unsere Jungs einziehen?«

»Warum denn so aufgeregt? Jetzt beruhige dich doch erst mal«, erwidert Gause. »Ja, es stimmt. Die SS will sich unsere Jungs nachher mal aus der Nähe ansehen.«

»Aus der Nähe ansehen?«, wiederholt Marias Onkel fassungslos. »Die wollen die verheizen, sonst nichts.« Seine Stimme bebt vor Zorn.

»Nun übertreib mal nicht«, sagt Franz' Vater. »Das Vaterland braucht jetzt jeden Mann an der Waffe.«

»Es sind aber keine Männer, Hans! Es sind noch Kinder! Du willst die Jungen doch nicht ernsthaft noch in diesen Krieg schicken!«

»Ich bitte dich, Gustav, das war doch nicht meine Idee.« Gause scheint fast ein wenig geschmeichelt von dem Vorwurf des Bürgermeisters. Natürlich hat er einen gewissen Einfluss, aber die SS fragt ihn doch nicht erst um Erlaubnis, erklärt er. »Der Befehl kommt von oben. Von ganz oben.«

Dann schließt Gause das Fenster. Zum Glück sieht er uns nicht. Wir hören, wie sie sich weiterstreiten, aber wir verstehen nicht mehr, was sie sagen.

»Du kommst doch nachher auch, oder?«, fragt Franz mich.

»Klar«, antworte ich knapp.

Franz klopf mir fröhlich auf die Schulter. »Kameraden, das wird Spitze! Bis später!« Dann verschwindet er ins Haus.

»Ja, einsame Spitze! Bis später!«, ruft Walter ihm hinterher.

Was für ein Arsch er geworden ist in letzter Zeit.

10.

Um kurz vor fünf komme ich am Sportplatz an. Gause ist furchtbar aufgeregt und rennt hin und her wie eine unserer Hennen, der man ein Ei aus dem Nest geklaut hat. Wir stehen nervös zusammen und trauen uns kaum, miteinander zu sprechen. Von der SS ist bisher nichts zu sehen. Gause sieht immer wieder auf seine Armbanduhr. Ich zwänge meine Füße in die Stiefel. Martin ist sicher der mutigste Mensch, den ich kenne, aber heute trägt auch er seine Schuhe, um nicht den Zorn der SS auf sich zu ziehen. Dann kommt Paul als Letzter von uns den Hügel vom Dorf heruntergerannt, gerade als die Kirchturmglöcke fünf Uhr schlägt.

»Angetreten!«, brüllt Gause, und wir stellen uns schnell in einer Reihe auf. Und dann sehen wir sie, die Fahrzeuge der SS, die heute früh vor dem Gasthof standen. Einer der Kübelwagen fährt vorweg, dann die schwarze Limousine und dahinter der zweite Kübelwagen. Sie fahren bis auf den Fußballplatz und halten nicht weit von uns. Die SS-Männer springen aus den Kübelwagen, und einer reißt die Tür der Limousine auf, damit das »hohe Tier«, das Franz uns angekündigt hatte, möglichst bequem aussteigen kann.

Aus dem schwarzen Mercedes steigt allerdings kein hohes Tier, sondern ein junger Kerl, der höchstens Mitte zwanzig ist. Die Ärmel seines Uniformhemdes hat er hochgekrempelt, die Mütze hält er in der Hand, während er auf uns zukommt, gefolgt von seinem Adjutanten. Die Streifen an seinen Schulterklappen verraten, dass er Untersturmführer ist.

»Ach-tung!«, brüllt Gause, und wir stehen sofort stramm, die Augen geradeaus.

»Heil Hitler«, ruft der Untersturmführer uns entgegen und streckt dabei den rechten Arm aus.

»Heil Hitler!«, brüllen wir zurück, so laut wir können.

»Melde die Hitlerjugend Steinbach vollständig angetreten!«, brüllt jetzt wieder Gause.

»Das ist vollständig?«, fragt der Untersturmführer und sieht verärgert zu seinem Adjutanten. Der blättert hektisch in den Unterlagen, die er auf einem Klemmbrett bei sich hat. »Neun Mitglieder in Steinbach, ja, das stimmt!«, erklärt der Unteroffizier seinem Vorgesetzten eifrig und zeigt ihm die Liste.

»Ach, leck mir doch einer den Arsch!«, schimpft der Untersturmführer, schlägt ihm das Klemmbrett aus der Hand und setzt sich breitbeinig auf eine Bank am Spielfeldrand. »Na, dann legen Sie mal los«, ruft er Gause zu. »Wir sehen ein bisschen zu, wenn's recht ist.«

Das lässt Gause sich nicht zweimal sagen.

»Links um!«, befiehlt er und lässt uns einmal um den Platz exerzieren. »Links, zwo, drei, vier, links, zwo, drei, vier«, zählen wir laut-hals unsere Schritte mit. Dann befiehlt Gause uns, wieder in einer Reihe anzutreten.

»Uniformkontrolle!«, brüllt er und geht mit scharfem Blick unsere Reihe entlang, mustert uns von Kopf bis Fuß, so streng, dass seine Augen dabei aus ihren Höhlen zu springen drohen. Der Untersturmführer beißt in eine Fleischwurst-Stulle, die ihm einer der SS-Männer gebracht haben muss, während wir um den Platz marschieren sind.

Gause steht jetzt vor Martin.

»Wie siehst du denn aus?«, brüllt er ihn an. »Vortreten!«

Martin tut es. Gause schreitet um ihn herum.

»Da ist ein Fleck auf deiner Uniform! Und da – noch einer!«

Martin sagt nichts.

»Und deine Haare! Sieht so etwa ein deutscher Junge aus? Nein, ganz bestimmt nicht! Wie ein Zigeuner siehst du aus!«

Martin schluckt und sieht ängstlich zu dem Untersturmführer. Den scheint das alles aber nicht sonderlich zu interessieren. Gause kommt jetzt richtig in Fahrt. Er schnuppert in Martins Richtung und verzieht angewidert das Gesicht dabei.

»Und du stinkst! Wann hast du eigentlich deine Uniform das letzte Mal gewaschen, du Drecksau? Du bist eine Schande für die ganze Einheit! Ach, was rede ich? Eine Schande für die ganze Nation bist du!«

Gauses Stimme überschlägt sich fast vor Wut. Martin hat noch nie gestunken, jedenfalls nicht mehr als wir alle. Aber in Gegenwart der SS-Männer wagt er es nicht, Widerworte zu geben. Und das weiß Franz' Vater ganz genau, und er nutzt diese Gelegenheit gnadenlos aus, um sich an Martin zu rächen.

»Zieh die Uniform aus!«, befiehlt er ihm.

Martin schluckt und starrt ihn entsetzt an.

»Zieh die Uniform aus und geh dich waschen!«, brüllt Gause nochmal.

Martin öffnet langsam die Knöpfe seines Hemdes.

»Geht das vielleicht ein bisschen schneller?«

Martin streift das Hemd ab, löst sein Halstuch, zieht sich Stiefel und Socken aus. Dann sieht er ängstlich fragend zu Gause.

»Mach weiter, du Versager«, brüllt der.

Martin öffnet den Gürtel, zieht sich die Hose aus und steht nun in Unterhose vor Gause.

»Ich glaube, das reicht jetzt«, sagt der Untersturmführer gelangweilt, aber Gause hört ihn nicht, weil ein paar der SS-Männer hämisch lachen. Ich erkenne keinen von ihnen wieder. Es sind zum Glück nicht die, die gestern den Jungen erschossen haben.

»Worauf wartest du?«, brüllt Gause, und während Martin mit hochrotem Kopf beginnt, unter dem Gejohle der SS-Männer auch seine Unterhose auszuziehen, springt der Untersturmführer von der Bank auf und geht auf Gause zu. »Das reicht, habe ich gesagt!«, brüllt er ihn an.

Gause fährt erschrocken zu ihm herum. »Wir legen hier großen Wert auf Ordnung und Disziplin, Untersturmführer«, erklärt er ihm etwas verdattert.

»Meinetwegen«, knurrt der Offizier, »aber Sie vergeuden hier meine Zeit!« Dann geht er auf Martin zu. »Zieh dich wieder an.«

Das lässt Martin sich nicht zweimal sagen.

Ich atme erleichtert aus. Gause schaut wie ein geprügelter Hund. Geschieht ihm recht, denke ich. Sind also doch nicht alle SS-Männer so wie die gestern. Dieser hier ist mir auf einmal richtig sympathisch.

Der Untersturmführer geht vor uns auf und ab, während er uns erklärt, warum er hier ist. Er hat jetzt seine Uniformjacke übergezogen. Darauf prangt das Ritterkreuz mit Nahkampfspange, das Eiserner Kreuz erster und zweiter Klasse und auf dem Ärmel das Panzervernichtungsabzeichen. Kein hohes Tier, aber ein Held. Er macht kein Theater, er brüllt nicht, er sagt uns, wie es ist, ohne viel Tam-tam. Das Deutsche Reich ist in großer Not, die Feinde greifen uns von allen Seiten an, die Verbündeten lassen uns im Stich. Wir wissen ja, dass es nicht gut steht für uns. Jeder Mann wird jetzt an der Front gebraucht.

»Wer von euch ist vor dem 1. August 1928 geboren? Vortreten.«

Walter, Martin, Hannes und Klaus treten vor.

»Ihr erhaltet jetzt gleich eure Einberufungen. Wir erwarten euch Donnerstag bis um sechs Uhr abends im Reichsausbildungslager Germeter zum Wehrrtüchtigungslehrgang.«

Ich sehe, wie Walters Kehlkopf einen heftigen Sprung macht.

Martin steht inzwischen wieder neben mir in der Reihe und stöhnt kurz auf, als hätte ihn jemand geschlagen. So bald schon. Donnerstag. Drei Tage nur noch. Er presst die Lippen zusammen.

Der Adjutant, er ist SS-Oberjunker, ruft Walter, Hannes, Martin und Klaus auf und drückt jedem einen Briefumschlag in die Hand. Dann wendet der Untersturmführer sich an uns, an Franz, Paul, Heinrich, Helmut und mich, an alle, die noch keine 16 sind.

»Und ihr könnt euch sehr gern freiwillig melden. Ihr seid stolze Hitlerjungen, und wir brauchen jeden Mann. Ihr seid doch Männer, oder?«

Selbstverständlich nicken wir alle.

»Sehr gut. Dann kommt morgen am Nachmittag zum Gasthof im Ort und meldet euch freiwillig. Morgen Abend wissen wir dann, wer hier in Steinbach ein Mann ist und wer ein Feigling. Wegtretet!«

Das ist also die Wahl, die wir haben. Mann oder Feigling. Da gibt es nicht viel zu überlegen. Der Untersturmführer macht sich mit großen Schritten auf den Weg zu seinem Auto, doch Gause ruft ihm nach. »Verzeihung, Untersturmführer. Wir hatten noch eine Kleinigkeit für Sie vorbereitet.«

»Ach ja? Was denn?« Der Offizier sieht ungnädig zu ihm.

Gause kommt zu mir und befiehlt mir, vorzutreten. »Jakob Peters hier ist der stärkste Kämpfer unseres Zuges«, prahlt er, als wäre das sein Verdienst, und legt mir die Hand auf die Schulter. »Deswegen soll ihm die Ehre zuteilwerden, Ihnen den Wimpel der Hitlerjugend Steinbach zu überreichen.«

Gause drückt mir den Wimpel in die Hand.

»Der stärkste Kämpfer, soso«, sagt der Untersturmführer spöttisch und kommt auf mich zu. »Und wie haben Sie das bitte herausgefunden?«

»Mit einem Boxturnier«, erklärt Gause mit stolzgeschwellter Brust.

»Dann lass doch mal sehen«, ruft der Untersturmführer mir zu. Ich gehe auf ihn zu und halte ihm den Wimpel entgegen. *Kameradschaft und Treue zum Führer bis in den Tod* steht in Frakturschrift über dem Hakenkreuz, darunter *Hitler-Jugend Steinbach*.

»Nicht den beschissenen Wimpel«, knurrt der Offizier und schlägt ihn mir aus der Hand. »Ich will sehen, wie du kämpfst!« Dann ruft er seinen Adjutanten. »Lust auf einen kleinen Boxkampf, Oberjunker?«

»Nein, Untersturmführer!«, brüllt der zurück.

Der Untersturmführer sieht überrascht zu ihm. Seine Augen verengen sich zu zwei Schlitzten. »Schnauze halten, Oberjunker!«

»Zu Befehl, Untersturmführer!«

Scheiße, Scheiße, Scheiße! Der will mich gegen diesen SS-Mann kämpfen lassen. Der Oberjunker ist mindestens einen Kopf größer als ich und wiegt sicher zwanzig Kilo mehr. Ein durchtrainierter Elitesoldat. Eine Kampfmaschine. Der wird mich in wenigen Minuten zu Brei schlagen, auch wenn er keine Lust darauf zu haben scheint.

»Na los, bringen Sie Boxhandschuhe her!«, ruft der Untersturmführer Gause zu. Auf einmal hat er richtig gute Laune. Gause befiehlt den anderen Jungen hektisch, die Handschuhe und das Seil zu holen, mit dem wir hier auf dem Sportplatz den Ring markieren, wenn wir boxen.

Der Oberjunker entledigt sich seiner Mütze und seiner Uniformjacke und krempelt sich die Ärmel hoch. Seine Kameraden kommen fröhlich plaudernd näher. Ich schließe die Augen, um mich besser konzentrieren zu können, während ich mein Hemd ausziehe.

»Mensch, Jakob«, schnauft Hannes voller Mitleid, »was 'ne Kacke!« Er reicht mir die ledernen Boxhandschuhe. Ich zögere kurz, gebe ihm die Handschuhe noch mal zurück und ziehe schnell meine Stiefel aus. Mit diesen Dingern an den Füßen habe ich keine Chance.

Wenn ich schon kämpfen muss, dann besser barfuß. Dann bin ich wendiger und kann wenigstens meine Schnelligkeit ausspielen. Hannes hilft mir, die Boxhandschuhe anzuziehen und zu schnüren, dann wünscht er mir mit gesenktem Blick viel Glück. Er klingt nicht so, als hätte er viel Hoffnung, dass mir mein Glück noch helfen kann.

Vier Jungen halten jetzt das Seil, sodass es den Boxring markiert, ungefähr sechs Meter lang und breit. Die anderen stehen zusammen mit den SS-Männern um den Ring herum und warten gespannt. Der Untersturmführer ruft uns zu sich wie ein Ringrichter.

»Ohne Schuhe?«, fragt er mich überrascht. Ich nicke nur. »Wie du willst. Also – keine Stöße mit dem Kopf, keine Schläge unter der Gürtellinie, klar?«, belehrt er uns.

Der Oberjunker sieht mich feindselig an und streckt mir seine rechte Hand entgegen. Mit meinem Handschuh schlage ich gegen seinen.

»Boxt!«, befiehlt der Unterscharführer.

Der Oberjunker tänzelt um mich herum und täuscht zwei-, dreimal einen Angriff an, um meine Reaktionen zu testen. Ich halte beide Fäuste schützend vor mein Gesicht und lasse ihn dabei nicht einen Moment aus den Augen. Plötzlich schießt er mit drei schnellen Schritten auf mich zu, schlägt dabei mit der rechten und gleich darauf mit der linken Faust gegen meine Deckung, um mir dann wieder mit der rechten in die Magengrube zu schlagen. Seinem dritten Schlag kann ich ausweichen, und der Oberjunker gerät etwas ins Taumeln. Während er sich fängt, trifft meine rechte Faust seinen Kopf.

»Jakob, Jakob!«, ruft zuerst Martin, dann fallen die anderen mit ein.

Ich ziehe mich tänzelnd etwas zurück und warte mit erhobener Deckung, dass der SS-Mann den nächsten Angriff wagt. Und der hat

es in sich. Mit mehreren wütenden Schlägen gegen meine Deckung und meinen Kopf drängt er mich in die Ecke. Ich kann nicht mehr tun, als mit den Armen meinen Kopf zu schützen, so gut es geht. Trotzdem trifft er mich mehrfach, wenn auch nicht mit voller Wucht. Aber mein Kopf dröhnt, und aus einer kleinen Platzwunde an der Augenbraue läuft etwas Blut. Der Untersturmführer unterbricht den Kampf, dann geht es wieder los.

Ich muss beweglicher sein, denke ich. Das Boxen hat mein Vater mir beigebracht. »Beinarbeit, Beinarbeit, Beinarbeit«, hat er mir immer wieder eingetrichtert. Wieder weiche ich dem Oberjunker aus, aber diesmal lasse ich mich nicht in eine Ecke drängen. Ich bin schneller und wendiger als er. Immer wieder gelingt es mir, seine Attacken mit einer Finte ins Leere laufen zu lassen. Ich sehe, dass er schon schwitzt. Vielleicht kann ich ihn so müde machen, dass er seine körperliche Überlegenheit nicht mehr ausspielen kann. Langsam werde ich mutiger und wage hier und da einen Gegenangriff. Plötzlich treffe ich ihn mit der linken in den Magen, er lässt die Deckung für einen Moment fallen, und meine rechte Faust trifft so hart seinen Kopf, dass er taumelt und kurz zu Boden geht.

»Das reicht!«, brüllt der Untersturmführer und geht auf mich zu.

Will er den Kampf abbrechen? Ausgerechnet jetzt, wo ich kurz davor bin zu gewinnen?

»Komm schon her!«, schnauzt er seinen Oberjunker an.

Dann greift er unsere Handgelenke – und hebt meinen Arm in die Höhe.

»Sieger nach Punkten: Jakob – wie?«

»Peters«, sage ich leise, aber es geht im Jubel meiner Kameraden unter. »Jakob Peters«, wiederhole ich etwas lauter und recke die Arme in die Höhe. »Nehmt euch alle ein Beispiel an ihm«, ruft der Untersturmführer seinen Männern und meinen Kameraden zu.

»Dieser Hitlerjunge hier verfügt über genau die Tugenden, die unser Vaterland in diesen schweren Zeiten so dringend braucht. Mut, Kraft, Tapferkeit und Siegeswillen!«

Er bietet mir die Hand an, ich streife den Boxhandschuh ab und schlage ein.

»Wir sehen uns morgen«, sagt er mit einem herzlichen Lächeln.

»Du meldest dich doch freiwillig?«

Ich platze fast vor Stolz.

»Ich denke schon«, sage ich mit fester Stimme.

»Wir sehen uns morgen«, wiederholt er, drückt noch mal kräftig meine Hand und geht dann. »Heil Hitler«, ruft er Gause im Vorbeigehen zu, und seine Männer folgen ihm zu den Fahrzeugen.

Der Oberjunker nimmt seine Jacke und seine Mütze von der Bank und kommt dann noch mal zu mir, um mir die Hand zu reichen.

»Guter Kampf. Glückwunsch!«, sagt er, zerquetscht mir beinahe die Hand und rammt mir dann sein Knie mit voller Wucht in die Eier. Der Schmerz ist fast unerträglich, ich kriege kaum noch Luft, aber ich will ihm das nicht zeigen. Den Gefallen tue ich ihm nicht. Er starrt mich an, aber ich verziehe keine Miene, bis er endlich geht. Dann gehe ich vorsichtig in die Hocke, lege mich auf den staubigen Boden und krümme mich unter den höllisch pochenden Schmerzen in meinem Unterleib.

Martin kniet sich zu mir.

»Dem hast du es aber gegeben!«, sagt er.

»Starker Kampf, Jakob«, lobt Franz mich.

Gause bückt sich ganz in meiner Nähe und hebt den Wimpel vom Boden auf, der noch im Staub unseres Fußballplatzes lag. Er sieht den SS-Männern nach, als hoffte er, dass der Untersturmführer sich an sein Geschenk erinnert und noch mal zurückkommt, um den Wimpel mitzunehmen. Aber der sitzt schon in seiner Limousine,

vermutlich auf dem Weg zu einem anderen Dorf mit anderen Hitlerjungen. Als die Fahrzeuge sich in Bewegung setzen, wendet Gause sich wieder uns zu. Diesen Tag hatte er sich völlig anders vorgestellt, das ist klar.

»Ich erwarte, dass die Hitlerjugend Steinbach sich morgen vollständig und freiwillig zum Kriegsdienst meldet! Habt ihr das verstanden?«, droht er.

»Jawohl, Unterscharführer!«, antwortet Franz.

Die anderen nicken oder brummen irgendwas. Ich kann noch immer weder nicken noch brummen, geschweige denn sprechen.

»Wegtreten!«, brüllt Gause zum Abschied und marschiert dann eilig zu dem Geräteschuppen.

Ich habe einen SS-Mann besiegt. Und ich hätte diese feige Drecksau noch k. o. geschlagen, wenn man mich gelassen hätte. Egal wie weh er mir getan hat, ich habe ihn besiegt. Allmählich überwiegt mein Stolz den Schmerz, und ich versuche ganz vorsichtig, mich aufzurichten. Es zieht immer noch fürchterlich, aber es geht.

11.

Jetzt sollen wir also in den Krieg. Nicht irgendwann, nicht in ein paar Monaten, sondern jetzt. In drei Tagen. Auf dem Weg nach Hause redet eigentlich nur Franz. Er kann es kaum erwarten, sich morgen freiwillig zu melden und am Donnerstag mit den anderen in dieses Reichsausbildungslager zu marschieren, um möglichst schnell Soldat zu werden. Bis morgen Nachmittag muss ich entscheiden, ob ich mit ihnen gehen will oder ob ich hierbleibe. Ich muss endlich Zeit finden, um in Ruhe darüber nachzudenken. Und ich muss mit Maria sprechen, so schnell es geht. Und mit meiner Mutter.

Am Abend wollen wir uns auf der Wiese bei der Kirche treffen, wie immer. Martin verspricht, Schnaps aufzutreiben, den brauche er jetzt dringend. Paul ist manchmal nicht der Hellste, er versteht Martins Galgenhumor nicht und denkt, er will feiern. Fröhlich erklärt er, auch eine Flasche aus dem Keller seiner Mutter beizusteuern. Martin lächelt traurig und schüttelt leise den Kopf, aber er sagt nichts.

Am Gasthof verabschiede ich mich von den anderen und schlage den Weg zu Maria ein. Ich kann das Haus des Bürgermeisters schon sehen, da kommen mir plötzlich Zweifel. Was will ich ihr denn eigentlich sagen? Ich sollte besser erst in Ruhe nachdenken und dann mit ihr sprechen. Ich biege auf eine der Obstwiesen ab, die den Weg säumen. Die graublau schimmernden Zwetschgen sind reif für die Ernte, aber noch hängen sie schwer an den Zweigen, also pflücke ich mir ein paar davon, setze mich unter einen der Bäume und verschlinge erst mal die herrlich saftigen Früchte.

Der süßlich-modrige Duft von ein paar Zwetschgen, die überreif im Gras liegen und faulen, zieht mir in die Nase. Ich lehne mich an den Baum und schließe die Augen, um besser denken zu können. Schlagartig wird mir bewusst, wie müde ich eigentlich bin. Ich muss mich freiwillig melden, überlege ich, während ich mir die geschlossenen Augen reibe. Ich öffne sie schnell wieder, sonst schlafe ich gleich ein. Ich muss mich melden. Ich bin der Kräftigste und Sportlichste von uns hier, das hat der Kampf gegen den SS-Mann ja gezeigt. Es gibt keinen Grund, warum Franz oder Heinrich oder Paul für uns kämpfen sollen, während ich zu Hause bleibe. Es wäre Verrat, wenn ich nicht mit ihnen ginge. Kameradschaft und Treue zum Führer bis in den Tod. Das steht auf unserer Fahne. Das haben wir uns viele Male geschworen. Was ist das denn noch wert, wenn ich jetzt kneife? Was wäre mein Wort dann noch wert?

»Nicht den beschissenen Wimpel«, hat der Untersturmführer gesagt, und der Gause hat geschaut wie eine Kuh, wenn's donnert. Ich muss wieder lachen. Geschieht ihm ganz recht, dem alten Dreck-sack. Martin muss sich fürchterlich geschämt haben wegen ihm. Die Gedanken verschwimmen, die Augen fallen mir immer wieder zu. »Alle Tugenden, die unser Vaterland in diesen schweren Zeiten so dringend braucht«, höre ich den Untersturmführer noch mal sagen. So ein Pech, dass ich noch nicht 16 bin. Dann hätte ich keine Wahl, dann gäbe es auch nichts zu entscheiden.

Als ich wieder aufwache, liegt mein Kopf in Marias Schoß, und ihre Finger spielen sanft mit meinem Haar. Ich habe keine Ahnung, wo ich bin und warum oder wie lange ich geschlafen habe.

»Na, ausgeschlafen?«, fragt Maria mich. Ich nicke, obwohl ich am liebsten gleich weiterschlafen würde, und reibe mir die Augen. Maria beugt sich über mich und gibt mir einen Kuss auf die Stirn. Ihr Haar kitzelt in meinem Gesicht.

Als sie den Kopf wieder hebt, sehe ich, dass ich noch unter dem Zwetschgenbaum liege. Maria muss mich hier gefunden haben, nachdem ich eingeschlafen bin. Wie spät ist es eigentlich? Es ist noch hell, aber die Sonne ist schon hinter dem Wald verschwunden.

Schlagartig erinnere ich mich, dass ich nur kurz nachdenken wollte, um dann mit Maria zu sprechen, und danach mit meiner Mutter. Jetzt ist schon Abend, und die anderen warten wahrscheinlich schon unten am Bach auf uns.

»Ich musste gegen einen von der SS kämpfen«, erzähle ich ihr stolz. Vielleicht ergibt sich daraus das Gespräch, das nicht mehr länger warten kann, das zu beginnen ich mich aber nicht traue.

»Was musstest du?«, fragt sie verblüfft.

»Gegen einen von der SS kämpfen. Der Gause hat mit mir angegeben, dass ich der Stärkste hier bin und so, und dann wollte der Untersturmführer mich kämpfen sehen.« Ich beschreibe ihr unseren Kampf und wie ich kurz davor war, den SS-Mann k. o. zu schlagen. »Und zum Dank hat das Schwein mir in die Eier getreten.«

Maria schüttelt nur empört den Kopf. »So ein Glück, dass du noch nicht 16 bist«, sagt sie nach einem Moment.

»Warum«, frage ich sie und setze mich schnell auf. Ich weiß genau, was sie meint. Jetzt muss es raus.

»Weil du sonst eingezogen würdest.«

Ich nicke und weiche ihrem Blick aus.

»Wir müssen uns aber freiwillig melden.«

Maria erschrickt fürchterlich. Sie versucht, es zu verbergen, aber es gelingt ihr nicht. »Unsinn«, schreit sie mir fast ins Gesicht, »dann wäre es doch nicht freiwillig!«

»Der Gause hat gesagt, er erwartet das von uns. Und der Untersturmführer ...«

Maria greift nach meiner Hand. »Das tust du nicht! Bitte, Jakob!«, fleht sie.

»Der Untersturmführer hat gesagt, ich habe alle Tugenden, die ein Soldat braucht. Ich würde viel lieber hier bei dir bleiben, bitte glaub mir. Aber ich kann doch die anderen nicht im Stich lassen.«

»Bitte, tu mir das nicht an.«

»Ich überleg es mir noch.« Das scheint sie ein wenig zu beruhigen.

Wir gehen schweigend durch die Abenddämmerung runter ins Dorf und zu unserer Wiese am Bach, wo die meisten von uns schon zusammensitzen. Irgendwer hat ein Feuer gemacht, obwohl es dafür eigentlich noch zu warm ist. Martin stochert mit einem Ast in der Glut.

»Jakob! Na endlich!«, ruft Franz uns entgegen und hält eine Flasche Schnaps grüßend in die Luft. »Auf den Endsieg!«, sagt er und nimmt einen großen Schluck.

»Na, bist du schon wieder hacke, Franz?«, fragt Gerti ihn gehässig.

»Nein, ich bin glücklich. Verstehst du das nicht, du dumme Pute?«, entgegnet Franz. Er hat Gerti wohl endgültig aufgegeben. »Wir werden Soldaten! Endlich geht es los!«

Er reicht mir die Flasche, ich nehme einen kräftigen Schluck und gebe sie weiter an Walter. Der stellt auf Durchzug und kippt den Schnaps hinunter, als wäre es Wasser.

»Ich sag's euch, Männer, das wird ganz große Klasse!«, ruft Franz in die Runde, »Das wird die beste Zeit unseres Lebens!«

»Jetzt übertreib mal nicht«, erwidert Walter.

Aber Franz ist nicht zu bremsen. »Wartet es nur ab, bis wir Maschinengewehre haben. Und Panzer! Da wird der Russe dumm aus der Wäsche schauen.«

»Der Russe?« Gerti lacht höhnisch auf. »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass die einen wie dich an die Ostfront schicken!«

»Wart nur, wie dumm *du* aus der Wäsche schaust, wenn du dich mit denen anlegst«, sagt Maria fast heulend vor Verzweiflung und Wut. »Das sind echte Soldaten, gegen die ihr kämpft, und keine halben Kinder wie ihr.«

Franz starrt sie zornig an. »Sei froh, dass du die Geliebte von meinem besten Freund bist«, sagt er dann kalt. »Sonst würde ich dich für den Spruch bei der Gestapo melden.«

Alle sehen erschrocken zu ihm. Franz spürt unsere Blicke. »Das ist Defätismus!«, sagt er zu seiner Entschuldigung und klingt dabei wie sein Vater. Er würde sie nicht melden. Nein, bestimmt nicht. Gerti setzt sich zu Maria, um sie zu beruhigen.

»Was issen jetzt mit dir, Jakob?«, fragt Walter und schlägt mir auf die Schulter. Ich sehe in seine glasigen Augen.

»Ich weiß noch nicht, ob ich mich freiwillig melde«, sage ich, um Maria nicht noch mehr aufzubringen.

»Dasisnich freiwilllich. Das heißt nur so!«, entgegnet Walter mir, dann muss er rülpsen. Er ist schon ziemlich betrunken. Kichernd hält er sich die Hand vor den Mund.

»Die können euch nicht zwingen!«, ruft Maria.

»Ach, sei doch still«, herrscht Franz sie an und setzt sich dann zu mir. »Was ist denn mit dir los, Jakob? Das ist doch wohl tausendmal besser, als hier auf den Feldern zu schuften und zuzusehen, wie die anderen als Helden zurückkehren.«

Maria kann sich kaum noch beherrschen.

»Die meisten kehren aber nicht zurück!«, entgegnet sie ihm wütend, »sieh dich doch mal um!« Ich nehme schnell noch einen großen Schluck aus der Schnapsflasche. Ich habe keine Ahnung, was ich sagen soll. Ich will nicht, dass Maria sauer ist, aber ich kann auch meine Freunde nicht im Stich lassen. Franz nimmt mir die Flasche ab, legt mir den Arm um die Schulter und zieht mich zu sich.

»Stell dir doch mal vor: Wenn du nur drei Feinde tötest, bekommst du schon das Eiserne Kreuz. Dann liegen dir alle Frauen zu Füßen.«

»Falls du dann noch Füße hast«, erwidere ich und schubse Franz' Arm von meiner Schulter, hole mir die Flasche zurück und setze mich wieder ins Gras. Auf Frauen zu meinen Füßen kann ich sehr gut verzichten, wenn nur Maria mich dann noch liebt. Sie hat das Gesicht in ihren Händen vergraben. Einen Moment lang herrscht Stille.

»Und weißt du, was das Beste ist?«, fragt Franz, nachdem ich noch einen Schluck heruntergewürgt habe. Er nimmt mir die Flasche wieder ab. Alle sehen gespannt zu ihm. Er kostet den Moment aus und grinst breit in die Runde. »Die haben sogar Nutten an der Front! Echte Nutten. Für die Soldaten!«

»Du spinnst ja!«, entgegnet Gerti angewidert.

»Halt die Klappe, Gerti! Da gibt's echte Nutten. Und jeder Soldat bekommt zwei Kondome pro Woche.«

»Dashastuwohl geträumt«, lallt Walter und lacht.

»Nein, das hat mein Vater mir erzählt.«

»Na, der muss es ja wissen«, sage ich trocken und sehe mich nach Hannes um. Wenn der das mit den Nutten hört, wird er wild. Aber er hat zum Glück nichts davon mitbekommen. Hannes sitzt mit Martin und Klaus am Feuer, sie starren in die Flammen und schweigen um die Wette.

Ich bitte Franz um die Flasche, aber er hält sie so, dass ich nicht drankomme.

»Nur wenn du mitkommst! Versprich es!«, fordert Franz. Ich schnelle vor auf meine Knie und schnappe sie mir. Ich lasse mich doch nicht erpressen. »Gib schon her!«, sage ich dabei, und von der schnellen Bewegung wird mir plötzlich schwindelig, obwohl ich nicht mal stehe. Mit der freien Hand kann ich mich gerade noch abstützen und wieder setzen. Das Zeug schmeckt grauenvoll.

»Kann ich ja gleich Heizöl trinken«, motzte ich mit verzerrtem Gesicht.

»Heizöl gib's nimm', entgegnet Walter fröhlich, »das kriegt jetzt alles Weeermacht!«

»Ach, was soll's, Prost!«, rufe ich und trinke noch einen Schluck.

»Prost. Auf uns! Und auf den Endsieg!«, ruft Franz.

»Und auf deine Nutten!«, ergänze ich.

»Hör auf, Jakob!«, herrscht Maria mich an. Ich sehe erschrocken zu ihr.

»Kommst du bitte mit mir? Ich muss mit dir sprechen«, fragt sie mich dann, nicht mehr ganz so streng. Für einen Moment sieht es so aus, als hätte sie ihre Zwillingsschwester mitgebracht. Sie hat aber keine Zwillingsschwester. Es muss wohl am Alkohol liegen.

»Geh du schon mal vor«, antworte ich, »ich komme gleich nach.«

»Versprichst du es?«

»Ich versprech's. Ich liebe dich, Maria.«

Maria nickt, steht auf und geht, ohne Gruß. Gerti folgt ihr.

Ich muss unbedingt wieder nüchtern werden, bevor ich zu Maria gehe. Aber jetzt nehme ich erst mal noch einen Schluck, bevor die Flasche ganz leer ist und ich am Ende wieder der Dumme bin und in die Röhre schaue.

Walter kann seinen Kopf kaum noch aufrecht halten. Jetzt fängt er auch noch an zu singen.

»Unsere Fahne flattert uns voran«, krakeelt er. Franz steht auf und stimmt sofort mit ein. »In die Zukunft ziehen wir Mann für Mann. Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot ...« Walter will auch aufstehen, aber es gelingt ihm nicht mehr. Er ist völlig hinüber.

Franz baut sich vor mir auf. Er hatte bisher auch nie einen Zwilingsbruder.

»Hand aufs Herz, Jakob! Du kommst mit uns!«

»Ich muss aber erst noch mit meiner Mutter sprechen«, sage ich kleinlaut.

»Mideina Mudda? Was gib's bitte zu besprechen?«, protestiert Walter, so gut er noch kann.

»Wir kommen jetzt schon kaum noch über die Runden, seit Vater in Russland ist. Wenn ich auch noch gehe ... «

»Deine Mutter will wohl kaum die Mutter eines Feiglings sein«, entgegnet Franz mir.

»Ich bin kein Feigling«, sage ich.

»Sehr gut, dann kommst also mit!«, sagt Walter. Um mich herum dreht sich alles. Scheiße, ich bin besoffen. Und Maria wartet auf mich.

»Lasst es uns schwören«, schlägt Franz vor.

Walter steht mühsam auf und kann sich irgendwie an Franz' Schulter retten. Ich kann immerhin noch auf meinen eigenen Füßen stehen. Franz hebt seine Hand und spricht uns vor. »Wir ziehen zusammen in den Krieg und kehren zusammen als Sieger zurück! Kameradschaft und Treue zum Führer, bis in den Tod!«

Ich muss unbedingt zu Maria, ich kann sowieso nicht mehr klar denken. Ich hebe die Hand und spreche Franz nach. Dann besiegeln wir den Schwur mit einem Schluck aus der Flasche.

»Macht's gut, Männer, ich muss los«, sage ich und gehe, mit der Flasche in der Hand.

»Morgen um vier am Gasthof!«, ruft Franz mir nach. »Und mach Maria endlich ein Kind für den Führer!«

»Mach ich, geht klar«, rufe ich zurück und stolpere schmerzhaft über einen großen Stein.

12.

Ich setze vorsichtig einen Fuß vor den anderen. So betrunken bin ich gar nicht. Wenn ich mich konzentriere, kann ich normal gehen, stelle ich erleichtert fest. Schritt vor Schritt vor Schritt. Alles ganz normal. Maria wird das gar nicht merken. Ich werde ihr alles noch mal in Ruhe erklären, dann wird sie es auch verstehen.

Aber wo ist jetzt bitte der Hof vom Bürgermeister hin? Ich drehe mich um, es ist ziemlich dunkel, aber da wo er immer gestanden hat, steht er heute nicht. Mir wird wieder schwindelig, und ich setze mich sicherheitshalber kurz auf den Boden. Das gibt's ja gar nicht. Der Hof kann doch nicht verschwunden sein? Wahrscheinlich bin ich falsch abgebogen. Ich stehe vorsichtig wieder auf und gehe den Weg, den ich gekommen bin, ein Stück zurück.

»*Unsere Fahne flattert uns voran*«, summe ich leise vor mich hin.

Stimmt, ein Kind für den Führer müssen wir unbedingt noch machen, bevor es dafür zu spät ist. Da hat Franz sicher recht.

»*Mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot!*«, summe ich.

Was soll das überhaupt heißen? So ein bescheuerter Text. Das fällt mir jetzt erst auf, obwohl ich das Lied schon Hunderte Male gesungen habe. Rechts geht es zu Maria. Na also. Geht doch.

Maria sitzt auf den Stufen vor ihrem Haus. Jetzt muss ich mich zusammenreißen. Schritt vor Schritt vor Schritt. Verdammt, ich habe die Flasche noch in der Hand. Ich verstecke sie schnell hinter meinem Rücken.

»Ich dachte schon, du hast mich vergessen«, sagt sie sanft.

»Ich würde dich nie vergessen, Maria! Ich liebe dich«, sage ich auf den letzten Schritten zu ihr und plumpse etwas unsanft neben ihr auf die Stufe. Ich will sie umarmen, greife aber irgendwie ins Leere, verliere das Gleichgewicht und lande mit dem Kopf in ihrem Schoß. Ich bleibe einfach erst mal so liegen, dann merkt sie nichts.

»Du bist betrunken, Jakob!«, sagt sie enttäuscht und streicht mir durchs Haar. So ein Mist. Sie hat es doch gemerkt.

»Bin ich gar nicht.«

»Doch, du bist voll wie eine Haubitze.«

Sie nimmt mir die Flasche ab und wirft sie weg. Ich würde gerne protestieren, aber mein Kopf ist zu schwer und fällt zurück in ihren Schoß.

»Wir wollten doch noch reden«, sagt Maria.

»Wir wollen ja auch reden. Ich bin ganz Ohr«, antworte ich, bleibe aber erst mal auf ihr liegen. Sie beugt sich über mich.

»Bitte, geh nicht in den Krieg«, flüstert sie mir ins Ohr.

»Ich geh nicht in den Krieg«, sage ich.

»Wirklich nicht? Versprichst du es?«

»Der Krieg kommt zu mir! Ich brauch gar nicht in den Krieg zu gehen. Der Krieg kommt hierher, verstehst du?«

»Bitte, Jakob, ich meine es ernst. Ich will dich nicht verlieren.«

»Wenn du mich verlierst, dann musst du mich halt suchen«, antworte ich. »Suchst du mich, wenn du mich verlierst? Ich such dich auch, wenn ich dich verliere.«

»Bleib einfach hier, dann verlieren wir uns nicht, und keiner braucht suchen.«

Das stimmt. Es ist eigentlich alles ganz einfach. Maria ist wirklich sehr klug. Aber warum will sie mich denn nicht suchen? Ich würde sie in jedem Fall suchen, ganz egal wie lange es dauert. Mein Leben lang würde ich sie suchen, wenn ich sie je verlieren sollte.

»Bitte versprich, dass du mich auch suchst!«, flehe ich.

»Ist gut, ich versprech's. Aber nur wenn du versprichst, dass du nicht gehst.«

Ich richte mich auf und sehe sie an. Sie hat sogar zwei Zwillingsschwestern. Und die sind beide genauso schön wie sie. Ist ja auch egal.

»Aber nur, wenn wir vorher noch ein Kind machen!«

»Pscht, Jakob, du altes Ferkel!«, flüstert sie und scheuert mir eine.

»Aua! Ferkel? Wieso?«, frage ich empört. Ich will doch nur ein Kind mit ihr machen. Ich halte das für meine Pflicht.

»Bitte, Maria, ich will unbedingt ein Kind mit dir machen.«

»Sei leise, Jakob!«, herrscht sie mich an.

»Ein Kind für den Führer mit dir machen!«, ergänze ich energisch.

»Das kannst du vergessen«, sagt sie leise. »Bis unser Kind geboren würde, gibt es keinen Führer mehr.«

Das ist ja wohl der größte Unsinn, den ich je gehört habe. Typisch Mädchen. Ich bin vielleicht etwas betrunken, aber ich bin doch nicht doof. Den Führer wird es immer geben im Tausendjährigen Reich. Und außerdem geht es darum doch überhaupt nicht.

»Maria, bitte, ich will unbedingt Vater werden«, will ich sagen, aber sie hält mir mit der Hand den Mund zu, und ich bin nicht sicher, ob sie mich verstanden hat. Dabei war mir der Gedanke so wichtig.

»Komm halt mit rein«, sagt sie, »bevor deine Mutter noch etwas von deinem jämmerlichen Zustand mitbekommt.«

»Meine Mutter?«, frage ich überrascht, »was hat das denn mit meiner Mutter zu tun?«

Sie lehnt meinen Körper gegen den Türrahmen und steht auf, öffnet vorsichtig die Tür und sieht nach drinnen. Ich kann meinen Kopf nicht mehr aufrecht halten. Sie reicht mir die Hand und zieht mich hoch, ich stürze beinahe vornüber, aber sie fängt mich, richtet

mich auf und legt meinen Arm um ihre Schulter. So geht es gleich viel besser.

»Ganz leise«, mahnt sie mich und geht langsam mit mir ins Haus. Schritt vor Schritt vor Schritt.

Ich liege auf ihrem Bett. Ich war noch nie in ihrem Zimmer, aber ich kann riechen, dass es ihr Bett ist. Es ist viel weicher als meins, und es duftet nach Maria. Hier bleibe ich einfach liegen, bis der ganze blöde Krieg vorbei ist. Maria zieht mir das Hemd aus, und dann die Hose. Aber ihr Kleid lässt sie an. Irgendwas stimmt nicht. Wenn wir ein Kind machen wollen, muss sie es ausziehen. Ich kann das ganz klar denken, aber ich kann es nicht mehr sagen.

Sie lässt das Kleid an und legt sich zu mir, und ich spüre ihre Lippen ganz weich auf meinen und ihre Haare kitzelnd in meinem Gesicht und ihre Hände sanft in meinem Haar. Ich weiß, ich müsste jetzt irgendwas tun, aber ich kann mich nicht mehr genau erinnern. Hannes hat es mir erklärt, immer wieder, aber ich kann mich nicht mehr erinnern, und es ist mir auch egal. Ich bin wirklich der größte Glückspilz auf der Welt, denke ich noch, und dann schlafe ich ein.

Durch weiße Vorhänge mit aufgestickten Tulpen fällt ein Streifen gleißend hellen Lichts auf das Bett und mein Gesicht. Ich liege auf dem Bauch und kann nichts sehen, weil die Sonne mich zu sehr blendet. Ich will mich auf den Rücken drehen, aber schon bei der kleinsten Bewegung schießt ein stechender Schmerz durch meinen Kopf, also bleibe ich erst mal still liegen und versuche, meine Erinnerungen zu sortieren.

Ich weiß, dass ich bei Maria bin, in ihrem Zimmer, in ihrem Bett. Aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, warum. Oder wo sie ist. Ganz vorsichtig drehe ich meinen Kopf etwas, damit die Sonne mir

nicht mehr in die Augen scheint. Jeder Schlag meines Herzens sticht in meinen Schläfen. Immerhin kann ich jetzt ein bisschen mehr sehen.

Wir müssen uns freiwillig melden, schießt mir plötzlich durch den Kopf. Das ist schon heute. Ich muss unbedingt mit Mutter sprechen.

Kacke! Da auf dem Stuhl liegt meine Hose und mein Hemd. Mit der Hand taste ich hektisch nach meiner Unterhose. Die habe ich zum Glück noch an. Und von Maria fehlt jede Spur. Die Zimmertür ist angelehnt. Ich könnte versuchen, aufzustehen und nachzusehen, aber ich glaube nicht, dass ich es bis zu der Tür schaffen würde. Und wenn ich es schaffen sollte, liefe ich Gefahr, in Unterhose dem Herrn Bürgermeister zu begegnen.

Wie bin ich nur in diese ungünstige Lage geraten?

Übermorgen ist schon Abmarsch. Wie spät ist es überhaupt?

Ich höre, wie die angelehnte Tür leise knarzend geöffnet wird, und drehe mich schnell um, viel zu schnell, der Kopfschmerz bringt mich fast um. Zum Glück ist es Maria. Sie schließt die Tür hinter sich und stellt einen Krug auf dem Tisch ab. Immerhin liege ich jetzt auf dem Rücken, das ist viel besser. Sie setzt sich zu mir auf die Bettkante und lacht. Sie will nicht, sie tut es aber trotzdem. Sie lacht mich aus.

»Lach nicht, mir geht's echt dreckig«, sage ich unter Schmerzen.

»Ich weiß«, spottet sie.

»Wie meinst du das?«

»Du warst ziemlich betrunken gestern Abend.«

Sie reicht mir den Krug, ich richte mich auf, nehme ihn und stürze das Wasser mit gierigen Schlucken herunter.

»Genau das meine ich«, sagt sie lächelnd.

»Habe ich mich danebenbenommen?«, frage ich vorsichtig.

»Das könnte man so sagen.«

»Schlimm?«

»Ziemlich schlimm!«

Ich kann mich gar nicht erinnern, besonders viel getrunken zu haben. Wir waren unten am Bach, und Walter war sternhagelvoll! Aber ich habe doch eigentlich nur ein paar Schluck ... Walter konnte kaum noch aufrecht stehen, als wir uns geschworen haben, aber ich ...

»Willst du wirklich Vater werden?«, fragt sie mich plötzlich. Ich sehe erschrocken zu ihr.

»Vater werden?«

»Gestern Abend wolltest du jedenfalls.«

Oh Gott! Ich versuche, mir die Scham und den Schmerz aus den Augen zu reiben.

»Aber daran war ohnehin nicht mehr zu denken«, sagt sie lächelnd.

Was soll das denn jetzt wieder heißen? Was soll's. Zum Glück scheint sie mir nicht übel zu nehmen, was auch immer ich heute Nacht gesagt oder getan habe.

»Verzeihst du mir?«, frage ich vorsichtig.

»Ich verzeihe dir alles, was du willst, wenn du nicht in den Krieg gehst.«

Der Schwur. Ich habe es den anderen geschworen. Ich kann nicht mehr zurück.

»Ich hab es den anderen aber geschworen.«

»Das zählt nicht, Jakob. Du warst betrunken! Du wirfst dein Leben weg. Und Deutschland kannst du ohnehin nicht mehr retten.«

»Wie meinst du das?«

»Der Krieg ist verloren, Jakob. Ich hör manchmal Feindsender.«

Ich sehe sie erschrocken an.

»Ich will wenigstens wissen, was los ist. Die Amerikaner stehen

schon bei Luxemburg und die Briten kurz vor Aachen. Die Deutschen siegen zwar immer, sagen sie im Radio, aber die Orte, an denen sie siegen, rücken immer näher. Verstehst du? Die belügen uns.«

Ich nehme noch einen großen Schluck aus dem Krug und versuche, vorsichtig aufzustehen. Es geht besser, als ich erwartet hatte.

»Wenn ich mich nicht melde, dann halten mich aber alle für einen Feigling.«

»Ganz bestimmt nicht alle.«

»Franz geht auch freiwillig. Und die anderen auch. Dann bin ich der Einzige, der hierbleibt, während alle für uns kämpfen.«

»Dann bist du der Einzige, der klug genug ist und überlebt.«

Ich schlüpfte in meine Hose und ziehe das Hemd über.

»Ich werde auch so überleben«, sage ich. »Ich bin stark, ich schaff das.«

»Bitte, Jakob!«, fleht sie mich an. Gleich muss sie wieder weinen, das ertrage ich nicht. Ich will nicht, dass sie weint wegen mir, aber ich kann auch nichts dagegen tun.

»Ich muss jetzt nach Hause und mit Mutter sprechen«, sage ich und will zur Tür gehen.

»Warte«, sagt sie, wieder gefasst. »Ich geh besser erst nachsehen ...«

Sie geht hinaus und ein paar Stufen die Treppe hinunter.

»Komm«, ruft sie mir leise zu.

Ich folge ihr die Treppe hinab und aus dem offen stehenden Hoftor hinaus auf den Weg. Sie geht schweigend neben mir her.

»Und was ist mit all den anderen, die gefallen sind oder schwer verwundet?«, fragt sie mich. »Waren die auch alle nur zu dumm oder zu schwach, um sich nicht erschießen zu lassen?«

»Nein, natürlich nicht«, räume ich ein.

»Dann sei nicht so eingebildet. Wenn du in diesen Krieg ziehst, dann wirfst du dein Leben weg. Und unser Leben.«

»Unser Leben?«

»Ja, unser Leben. Weil ich dich liebe und weil ich mein Leben mit dir leben will. Aber das scheinst du ja nicht zu verstehen.«

Ihre Stimme bricht, sie verbirgt das Gesicht in ihren Händen und läuft weg, zurück zu ihrem Haus.

13.

Dem Stand der Sonne nach zu urteilen, ist es schon fast Mittag.

Ich könnte auf die Felder hinausgehen und schauen, ob ich irgendwo für ein paar Stunden Arbeit bekomme. Aber um vier muss ich schon am Gasthof sein, um mich zu melden. Wenn ich vorher noch in Ruhe mit meiner Mutter sprechen will, dann muss ich jetzt nach Hause. Erst mal wird es ein Riesentheater geben, weil ich die Nacht nicht daheim war. Mutter ist sauer, das sehe ich schon aus der Ferne, an den hektischen Bewegungen, mit denen sie die Wäsche von der Leine nimmt.

»Entschuldige, Mama«, sage ich, als ich fast bei ihr bin, noch bevor sie mich bemerkt. Sie fährt zu mir herum, lässt ein Laken auf den erdigen Boden vor unserem Hof fallen und gibt mir eine Ohrfeige, dass es nur so scheppert in meinem Kopf. Das letzte Mal, dass sie mich geschlagen hat, ist ungefähr zehn Jahre her. Da hatte ich ihr die Streichhölzer vom Herd geklaut und wollte im Hühnerstall ein Feuer machen.

»Wo bist du gewesen?«, herrscht sie mich an. »Wo – bist – du – gewesen?«

»Wir haben nur etwas gefeiert«, murmele ich kleinlaut.

»Etwas gefeiert? Bis zum nächsten Morgen? Du fauler Lump! Ich hab die ganze Nacht kein Auge zugetan vor Sorge um dich!«

»Du brauchst dir doch keine Sorgen machen, Mama.«

»Ich hab gedacht, sie hätten dich gleich mitgenommen.«

»Wer?«

»Na, die SS! Wer denn sonst? Jetzt feg den Hof.« Sie wischt sich eine Träne von der Wange. Hätten sie mich doch einfach mitgenommen! Erst Maria, jetzt Mama. Ich weiß nicht, wie lange ich all die traurigen Gesichter noch ertrage. Aber es hilft ja nichts.

»Ich muss dir was sagen, Mama.«

»Nicht jetzt. Ich hab zu tun.«

Sie hebt das Laken auf und klopft den Staub aus, dann verschwindet sie im Haus. Ich nehme den Strohbesen von dem Haken, an dem er neben der Tür hängt, und beginne, den Hof zu fegen.

Brauche ich eigentlich ihre Erlaubnis, um mich zu melden? Oder darf ich das selbst entscheiden? Und was sagt die SS, wenn ich mich freiwillig melde, meine Mutter es aber nicht erlaubt? Was sagt die SS, wenn die herausfinden, dass Maria Feindsender hört? Ob der Bürgermeister davon weiß? Ob er sogar selbst Feindsender hört? Vielleicht hat er sich deswegen so aufgeregt, gestern beim Gause. Aber es weiß ja wirklich jeder, dass die nur Propaganda senden. Falschmeldungen, damit wir aufgeben. Das könnte denen so passen, dass wir ihnen glauben. Oder ist vielleicht doch etwas dran an den Gerüchten, dass wir den Krieg verlieren werden?

Die Glocke im Kirchturm schlägt drei Uhr. Eine Stunde noch.

Der Hof ist so gründlich gefegt wie noch nie, aber von Mutter ist nichts zu sehen. Franz und Walter kommen den Hügel zu uns hinaufgerannt. Sie tragen beide ihre Hitlerjugend-Uniform.

»Wo bleibst du denn?«, ruft Franz mir zu.

»Jetzt mach mal hinne. Die warten da nicht auf dich«, mahnt Walter.

»Ich komm sofort«, antworte ich und hänge den Besen zurück an seinen Haken. Mutter hat uns wohl gehört und kommt aus der Tür.

»Du gehst nirgendwo hin!«

»Ich muss aber. Bitte, Mama, ich wollte es dir eben schon sagen ...«

»Was musst du?«
»Wir melden uns freiwillig.«
»Du bist doch noch gar keine 16!«
»Na und? Ich auch nicht«, sagt Franz. »Wir melden uns *freiwillig*.«
Er betont das »freiwillig«, als wäre meine Mutter schwer von Begriff.
»Das tust du nicht. Das erlaube ich nicht!«, schreit meine Mutter.
»Ab ins Haus!«
»Aber Jakob hat uns geschworen ...«
Sie lässt ihn nicht ausreden und geht auf die beiden los. Ich würde am liebsten im Erdboden versinken vor Scham.
»Macht, dass ihr hier wegkommt!«, keift meine Mutter.
Aber Franz und Walter rühren sich keinen Zentimeter vom Fleck. Franz schlägt grinsend die Hacken zusammen, steht stramm und reckt den rechten Arm zum Hitlergruß. Walter macht es ihm nach.
»Heil Hitler, Frau Peters!«, rufen sie im Chor. Es klingt wie eine Drohung. Dann gehen sie.
»Ich komm gleich nach«, rufe ich ihnen hinterher und gehe schnell ins Haus, um mich umzuziehen. Mutter läuft mir nach und packt mich am Arm. »Du gehst nirgendwo hin. Du hast Hausarrest!«
Ich bleibe stehen und drehe mich zu ihr um.
»Du kannst mir das nicht verbieten, Mama«, sage ich, so ruhig ich kann.
Sie starrt mich entsetzt an. »Ich bin deine Mutter!«
»Der Untersturmführer hat gesagt, wir müssen uns freiwillig melden, weil sie jeden Mann brauchen. Willst du etwa, dass wir den Krieg verlieren?« Sie packt mich an den Schultern, sieht mir in die Augen und rüttelt mich, als wollte sie mich aufwecken.
»Wir haben den Krieg längst verloren, Jakob. Und wir haben deinen Vater verloren. Bitte, tu mir das nicht an.«

»Ich muss aber. Ich hab es den anderen geschworen. Und ich will nicht als Einziger hierbleiben.«
Ich löse mich aus ihrem Griff und gehe zum Haus.
»Und Vater lebt!«, brülle ich wütend und knalle die Tür hinter mir zu.
Sie kommt mir nach, bis in die Schlafkammer. Ich vermeide es, sie anzusehen, während ich mir das Hemd und die Hose ausziehe und meine HJ-Uniform aus der Truhe nehme. Emil kommt herein und sieht panisch zu mir.
»Streitet ihr?«, fragt er ängstlich, aber niemand antwortet ihm.
»Bitte, Jakob, mein kluger Junge, bitte tu das nicht«, fleht meine Mutter, während ich in meine schwarze Cordhose steige. »Sei nicht dumm, wirf dein Leben nicht weg.«
Ich sehe nicht zu ihr, nicht in ihr Gesicht. Ich höre, wie sie weint. Ich kann nicht mehr.
»Was soll denn aus mir werden? Und aus Emil? Wir schaffen das hier nicht ohne dich.«
Ich schließe die Knöpfe des Hemdes, stopfe es vorschriftsgemäß in die Hose und schließe dann den Gürtel mit dem metallenen Schloss. *Blut und Ehre* steht darauf geprägt. Sie geht schluchzend auf die Knie und bedeckt das Gesicht mit ihren Händen. Ich nehme das schwarze Halstuch, lege es um den Kragen und ziehe die beiden Enden durch den ledernen Knoten. Ich werde nicht nachgeben. Ich will kein Feigling sein. Wenn wir alle zusammenhalten, werden wir es schaffen.
»Bitte vergib mir«, sage ich und renne hinaus, packe meine Stiefel und laufe den Weg hinunter ins Dorf, zum Gasthof.
Ich hole Franz und Walter kurz vor dem Gasthof ein. Die schwarze Limousine ist nicht mehr da, aber die beiden grün-braunen Kübel-

wagen der SS stehen jetzt direkt vor dem Eingang zum Saal. Wir hatten nie genug Geld, um in den Gasthof essen zu gehen. Aber in dem Saal, der dazugehört, werden manchmal Filme gezeigt, und die Wochenschau, die kostet nur ein paar Groschen Eintritt. Seit Vater Soldat ist, reicht unser Geld selbst dafür nur noch selten.

Franz hat sich schon gemeldet und geht vor. Ich will ihm gerade durch die Tür in den Vorraum folgen, da sehe ich Maria auf der anderen Seite der Straße. Sie kommt auf mich zu, also gehe ich ihr entgegen. Falls sie hier mit mir streiten will, sollen die SS-Männer wenigstens nichts davon mitbekommen. Aber sie will gar nicht streiten.

»Ich hab gehofft, du hast es dir noch überlegt«, sagt sie ganz ruhig. »Bist du dir denn wirklich sicher, dass du das willst?«, fragt sie mich.

Nein, bin ich nicht. Aber ich nicke. Ich will es nicht, aber ich muss.

»Jakob, beeil dich, die packen schon zusammen!«, ruft Franz vom Eingang zum Saal.

»Ich liebe dich über alles«, sage ich und greife nach ihren Händen. »Und ich will mein Leben auch mit dir leben. Aber erst müssen wir den Krieg gewinnen.«

Sie nickt, und dann schießen ihr doch die Tränen in die Augen.

»Dann leb wohl«, sagt sie und drückt meine Hände. Ich will sie in den Arm nehmen, aber sie reißt sich von mir los und läuft weg.

»Kommt dieser Jakob noch, oder was?«, brüllt jemand ungeduldig aus dem Gasthof. Es ist die Stimme des Untersturmführers.

14.

Die SS-Männer sind etwas ungehalten, dass ich so spät komme. Sie hätten auch noch was anderes zu tun, flucht einer mit starkem bayrischem Akzent. Aber dann geht alles ganz schnell. Ich stehe schon auf einer Liste, mit allen aus dem Jahrgang 1929, mit Anschrift und Geburtsdatum, und brauche nur noch in dem vorgesehenen Feld zu unterschreiben. Alle anderen auf der Liste haben schon unterschrieben. Was ich da genau unterschreibe, erfahre ich nicht. Ich kann es mir ungefähr denken. Ich bin jetzt Kriegsfreiwilliger, also fast ein richtiger Soldat. Ich erhalte meinen ersten Marschbefehl. Ich habe mich am Donnerstag bis 18 Uhr im Reichsausbildungslager Germetter einzufinden, zusammen mit den anderen. Alles weitere werden wir dann sehen.

Franz und Walter haben schon auf der Karte nachgesehen. Germetter liegt etwa zwanzig Kilometer entfernt von hier, in der Nähe von einem Dorf mit dem Namen Vossenack. Wenn wir Donnerstag früh aufbrechen und stramm marschieren, schaffen wir es sicher, bis zum Nachmittag dort zu sein. Es bleibt uns also nur noch dieser Abend und der Tag morgen, um zu packen, alles vorzubereiten und uns zu verabschieden.

»Und um unser Testament zu machen«, unkt Martin mit düsterer Miene.

»Halt endlich die Klappe«, herrscht Franz ihn an. Er will sich die gute Laune nicht verderben lassen. Morgen kommt die Verwandtschaft, um mit ihm zu feiern, dass er jetzt Soldat wird.

Mutter sagt kein Wort, als ich nach Hause komme. Sie tut so, als wäre ich Luft. So habe ich immerhin Ruhe, um einen Brief an Maria zu schreiben. Ich hoffe, dass ich sie noch mal sehen werde und mich persönlich von ihr verabschieden kann. Aber ich ahne, dass Maria das nicht will. Und für diesen Fall muss ich vorbereitet sein.

Seit einer halben Stunde sitze ich jetzt vor dem Blatt Papier, das mein Bruder für mich aus seinem Schulheft gerissen hat. Das feine Briefpapier, auf dem wir Vater immer geschrieben haben, ist längst aufgebraucht. Nur ein unbenutztes Kuvert ist noch in dem Karton, zusammen mit den Briefen von Vater, die alle mehr als zwei Jahre alt sind und die wir nicht mehr lesen brauchen, da wir sie längst auswendig kennen.

Dank des Büchleins von Maria habe ich ein bisschen Übung im Schreiben. Aber jetzt weiß ich nicht mal, wie ich anfangen soll.

Liebe Maria?

Herzallerliebste Maria?

Geliebte Maria?

Es klingt alles verkehrt. »Schreib einfach auf, was du denkst«, hatte Maria gesagt, als sie mir das Büchlein geschenkt hat. Also mache ich das. Und schreibe einfach, was ich denke.

Meine geliebte Maria,

ich wünsche mir so sehr, daß du verstehst, warum ich kämpfen muss. Ich wünsche mir so sehr, daß du weißt, wie sehr ich dich liebe, und daß ich alles dafür tun würde, um bei dir zu bleiben, um dich erzählen zu hören, um mit dir zu lachen, um auf dich aufzupassen und dich zu beschützen.

Aber was ich mir wünsche, ist jetzt nicht mehr wichtig. Unser Vaterland braucht mich, es braucht uns alle. Wir müssen jetzt kämpfen, damit dieser Krieg schnell endet.

Wenn du diese Zeilen liest, dann haben wir uns nicht mehr gesehen vor unserem Abmarsch, dann konnte ich dir das nicht mehr selbst sagen. Bitte glaub mir. Und bitte vergib mir.

Ich liebe dich von ganzem Herzen!

Dein Jakob

Ich lese den Brief immer wieder. Mehrere Stunden habe ich für die wenigen Zeilen gebraucht. Und trotzdem klingt alles falsch und dumm und unvollständig. Aber besser geht es nicht, jedenfalls nicht heute, besser kann ich es einfach nicht. Ich falte das Blatt sorgfältig und schiebe es in das Kuvert. Hoffentlich sehe ich Maria noch und kann ihr alles erklären und diesen Brief zerreißen und wegwerfen.

Draußen ist es schon fast dunkel, als ich mich auf den Weg zum Haus des Bürgermeisters mache, um Maria zu sehen. Gerti öffnet mir die Tür. Sie scheint richtig zu erschrecken, als sie mich sieht. Sie starrt mich an, betroffen, entsetzt, fast als wäre ich schon tot. Erst jetzt wird mir bewusst, dass ich meine Uniform noch trage. Schaut sie deshalb so erschrocken?

»Es ist Jakob«, ruft Gerti ihrem Vater zu. Er kommt schnell aus der Stube auf uns zu, auch mit einem Blick, als wäre ich eine Leiche.

»Geh hinauf«, sagt er knapp, aber nicht unfreundlich zu seiner Tochter.

»Guten Abend«, sage ich höflich zu unserem Bürgermeister. »Ist Maria daheim?«

Er zögert lange und atmet schwer. »Sie hat sich bereits schlafen gelegt. Hast du schon unterschrieben?«

»Ja, vorhin«, sage ich leise. Ich weiß ja, wie er darüber denkt. »Ich will mich nur von ihr verabschieden. Würden Sie sie bitte fragen?«

Er atmet tief ein und nickt dann ernst. »Warte hier.«

Ich höre seine müden Schritte auf den knarrenden Holzstufen

zum Obergeschoss. Ich nehme den Brief aus der Hosentasche und streiche ihn glatt. Ihr Gespräch dauert nicht lange.

Der Bürgermeister kommt die Treppe schon wieder herunter.

»Sie will dich nicht sehen, Jakob«, sagt er mit Bedauern in der Stimme.

Ich nicke und halte ihm den Brief entgegen.

»Würden Sie ihr den bitte geben?«

Er reagiert nicht darauf.

»Sie weint den ganzen Tag, Jakob.«

Warum sagt er das? Ich kann doch auch nichts dafür.

»Bitte, geben Sie ihr meinen Brief?«

»Natürlich«, sagt er und nimmt ihn. »Leb wohl, Jakob.«

Ich reiche ihm aus Versehen die Hand zum Abschied. Etwas unständig schiebt er den Brief in die Tasche seiner Hose, bevor er mit seiner linken meine rechte Hand nimmt und drückt. Sein Blick weist auf den leeren rechten Ärmel seines Hemdes, dahin, wo sein rechter Arm wäre, wenn er ihn nicht im letzten Krieg verloren hätte. »Eine französische Granate«, sagt er, als wollte er sich dafür entschuldigen. »Der Krieg verändert die Menschen, Jakob. Und selten zum Guten.«

Ich nicke. Was soll ich sonst tun. Seine Hand drückt meine, noch etwas fester, als wollte er mich festhalten.

»Bleib übrig, Jakob«, sagt er dann. Ich kann nichts sagen, ich nicke nur, ziehe meine Hand aus seiner und gehe.

Ich liege in meinem Bett, hellwach und hundemüde zugleich. Emil schläft schon, aber ich kann nicht, ich wälze mich von der einen zur anderen Seite und wieder zurück. Die Gedanken rasen kreuz und quer durch meinen Kopf. Sie war so traurig bei unserer letzten Begegnung vor dem Gasthof. Hat sie meinen Brief schon gelesen? Haben die Worte sie ein bisschen getröstet?

Ich stehe noch mal auf und gehe auf Zehenspitzen durch die Stube zur Tür, öffne sie vorsichtig und halte Ausschau nach ihr. Ich weiß genau, dass sie nicht mitten in der Nacht herkommen wird, um mich zu sehen. Dafür ist sie viel zu stur. Aber ich wünsche mir so sehr, noch einmal mit ihr zu sprechen, bevor ich gehe.

Dann schleiche ich zurück in unsere Kammer und lege mich wieder hin. Sehe ich sie morgen vielleicht noch? Wird sie zu unserem Abmarsch kommen und mir winken? Ganz bestimmt nicht. Wird sie es irgendwann verstehen und mir vergeben? Oder war es das? Hoffentlich nicht.

Irgendwann muss ich eingeschlafen sein, jedenfalls ist es heller Tag, als ich wieder aufwache. Das Bett meines Bruders ist schon ordentlich gemacht. Ich springe auf, schlüpfe schnell in meine Hose und gehe in die Stube. Mutter steht mit dem Rücken zu mir am Küchentisch. Sie plättet meine Hemden. Auf dem Tisch neben ihr steht mein Rucksack, darin meine Leibwäsche und Strümpfe für mehrere Tage, alles frisch gewaschen und sorgfältig gefaltet.

Ich bin nicht sicher, ob sie mich schon bemerkt hat, und gehe vorsichtig um den Tisch und zu dem Rucksack.

»Danke, Mama!«

Sie sagt nichts. Sie sieht nicht mal zu mir auf.

Ich schaue in den Rucksack und dann wieder zu ihr. Mit schnellen, geübten Griffen faltet sie das Hemd, schubst mich zur Seite und legt es sorgfältig zu den anderen in den Rucksack. Dann geht sie zum Küchenschrank, öffnet eine Schublade, nimmt etwas heraus und kommt damit auf mich zu.

»Die gehörte deinem Vater«, sagt sie tonlos, drückt mir seine Armbanduhr in die Hand und umfasst dann meine beiden Hände.

»Ich weiß«, sage ich unsicher, und es klingt wie eine Frage. Sie

umschließt meine Hände mit ihren so fest, dass es fast ein bisschen unangenehm ist.

»Du nimmst sie mit, als Andenken an Vater und an uns. Und wenn du in Not gerätst, kannst du sie verkaufen oder eintauschen. Sie ist aus echtem Gold.«

»Ich werde nicht in Not geraten«, sage ich mit fester Stimme.

Sie gibt meine Hände frei. Ich betrachte die Uhr. Das schlanke Gehäuse ist golden, das Ziffernblatt weiß, darauf schwarze römische Ziffern, das lederne Armband schwarz. Komisch, denke ich, ich kann mich nicht erinnern, dass Vater sie je getragen hat. Vielleicht mal sonntags, beim Kirchgang. Oder zur Hochzeit, aber da war ich ja noch nicht dabei. Die Uhr passt nicht zu ihm, sie passt nicht in sein Leben, das er auf den Feldern und im Stall unseres Hofes verbracht hat, bis die Wehrmacht ihn zu den Waffen gerufen hat. Und doch ist es so ziemlich das einzige Erinnerungsstück an ihn, das uns noch geblieben ist.

»Behalt du sie besser hier«, sage ich, nachdem ich meine Gedanken etwas sortiert habe.

»Er hätte gewollt, dass du sie hast«, erwidert meine Mutter.

»Aber es ist das Einzige, was wir von ihm haben«, sage ich. »Hier ist sie sicherer. Und falls der Winter hart wird, kannst du sie verkaufen.«

»Wenn du dich um mich sorgen würdest, hättest du dich nicht freiwillig gemeldet«, sagt sie kalt. Der Satz trifft mich mit voller Wucht. »Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann nimm die Uhr. Es ist das Einzige, was ich noch für dich tun kann.« Tränen schießen ihr in die müden Augen. »Dieser verdammte Krieg«, flucht sie mit belegter Stimme und geht hinaus.

»Danke, Mama«, sage ich. Sie sagt wieder nichts.

Ich habe nie etwas besessen, was so wertvoll war, dass ich es vor Dieben oder Einbrechern verstecken brauchte. Überhaupt ist mir kein einziger Fall eines Diebstahls hier in Steinbach bekannt. Dass ich dennoch über ein Geheimversteck verfüge, das mit einem ausgeklügelten Sicherheitsverschluss versehen und praktisch unauffindbar ist, habe ich Hannes' Heftchen zu verdanken, die er uns gelegentlich ausleiht. Es hat mich nie gestört, die Kammer mit meinem kleinen Bruder zu teilen, aber diese Schmuddelheftchen durfte Emil auf gar keinen Fall zu Gesicht kriegen, das war mir sofort klar, als Hannes mir vor einiger Zeit zum ersten Mal einen seiner Schätze mitgab.

Der Holzboden in unserer Kammer besteht aus rohen Dielen. Auf der Suche nach einem geeigneten Versteck gelang es mir damals, eines der kürzeren Bretter, die unter meinem Bett an die Wand stoßen, von den Balken zu lösen, auf die es vor vermutlich weit mehr als hundert Jahren genagelt worden war. Die Nägel blieben und sorgten dafür, dass das Brett sich nur exakt senkrecht und nur mit einiger Kraft aus seiner Position heben ließ, wenn ich auf dem Bauch auf meinem Bett liegend mit den Fingern danach griff. Und obwohl es sehr unwahrscheinlich war, dass jemand das lose Brett bemerkte, war mir das doch noch zu riskant. Also habe ich das Brett an der Unterseite mit einem drehbaren Riegel versehen, den ich mit einem Drahtstift durch die Ritzen zu den benachbarten Brettern öffnen und schließen konnte. Und dieser Stift hing unten am Rost meines Bettes und wäre unverdächtig, selbst wenn ihn jemand finden sollte. So waren Hannes' Heftchen, mein guter Ruf und die Unschuld meines Bruders also bestens geschützt. Und im Laufe der Jahre nutzte ich das Versteck dann auch für ein paar andere Dinge, die ich auf keinen Fall verlieren oder mit anderen teilen wollte: ein Foto von Vater und mir zum Beispiel. Es war an dem Tag entstanden, als wir in Düren waren. Und natürlich das Büchlein von Maria, immer wenn ich es nicht bei mir

tragen konnte. Ich werde das Büchlein mitnehmen, und Vaters Uhr werde ich kurz vor dem Abmarsch heimlich in das Versteck legen, da ist sie sicher, und ich kann sie ihm geben, wenn er heimkommt.

Emil ist draußen im Gemüsegarten. Mit einem großen hölzernen Eimer versorgt er die Tomaten mit Wasser, von dem sie in den letzten Tagen viel zu wenig hatten. Ich sehe ihm zu, wie er gewissenhaft die Pflanzen möglichst gleichmäßig gießt, hier und da ein vertrocknetes Blatt abzupft, eine der Früchte einem prüfenden Blick unterzieht. Es scheint, als wäre er in den letzten zwei Tagen um zwei Jahre älter geworden.

Aus meinem Streit mit Mutter hat Emil sich rausgehalten. Gestern Abend, als ich den Brief an Maria geschrieben habe, hat er sich kurz zu mir auf die Bettkante gesetzt.

»Hast du Angst?«, hat er mich gefragt. Ich war unsicher, was ich ihm antworten soll, welche Antwort die richtige für ihn ist. »Nein, wovor denn?«, hab ich also gesagt, um ihn nicht zu beunruhigen. »Wir werden die besiegen, und in ein paar Wochen bin ich wieder zurück, wirst schon sehen.«

Emil hat nur genickt und ist dann raus. Ich war viel zu sehr mit meinem Brief an Maria beschäftigt, um gleich zu merken, wie enttäuscht er war, dass ich ihm nicht ehrlich antworte.

Zum Abendessen sitzen wir zu dritt am großen Tisch in der Stube. Die Kerze steht am Platz meines Vaters und erinnert uns leise flackernd an ihn. Mutter hat ein Stück Fleisch aufgetrieben, um mir zum Abschied mein Lieblingsessen zu kochen, Schweinebraten mit Knödeln. Es schmeckt vorzüglich. Sprechen tun wir kaum.

»Hast du dich schon von Maria verabschiedet?«, fragt Mutter mich.
»Sie wollte mich nicht sehen«, antworte ich. Sie nickt.

Wir essen stumm weiter.

»Ich werde morgen früh nicht mitkommen zu eurem Abmarsch«, sagt sie plötzlich. Ich sehe überrascht zu ihr. Das ganze Dorf wird dort sein. So war es jedenfalls bei den früheren Jahrgängen, wenn die eingerückt sind. Der Gause wird eine Rede halten, dann wird die Blaskapelle *Muss i denn* spielen, und wir werden winkend losmarschieren, umjubelt wie Helden.

»Ich würde es nicht ertragen, mit den anderen ›Sieg heil‹ zu rufen und zu jubeln, während sie meinen Sohn zur Schlachtbank führen.«

»Bist du denn nicht stolz auf ihn?«, fragt Emil empört. Mutter zögert.

»Doch«, sagt sie dann, um nicht streiten zu müssen.

»Ich komm mit und wink dir«, sagt Emil trotzig, während er auf dem letzten Bissen von seiner Scheibe des Bratens kaut.

Später sitzen wir uns auf unseren Betten gegenüber. Mutter hat sich schon schlafen gelegt.

»Ich hab dir gestern nicht die Wahrheit gesagt«, sage ich nach einer Weile. Er sieht überrascht zu mir auf. »Ich hab schon Angst. Sogar ziemlich große Angst.« Er steht gespannt auf und setzt sich neben mich, als erwartete er, mich gleich trösten zu müssen. Also versuche ich, ruhig zu sprechen. »Ich hab Angst vor dem Krieg und davor, zu kämpfen. Aber wenn ich nicht gehe, hätte ich auch Angst. Wahrscheinlich noch mehr Angst. Verstehst du?« Emil nickt.

Dann nehme ich Vaters Uhr aus dem Rucksack und zeige sie ihm. Er kennt sie genauso gut wie ich. Trotzdem nimmt er sie, betrachtet und berührt sie ganz vorsichtig, als hielte er sie zum ersten Mal in seinen Händen.

»Mutter will, dass ich sie mitnehme. Aber ich finde, sie sollte hier bleiben. Nimmst du sie und passt darauf auf?«

Emil zögert kurz und nickt dann entschlossen und sichtlich stolz, dass ich ihm diesen Schatz, unseren einzigen, anvertraue.

»Darf ich sie in dein Geheim...versteck tun?«, fragt er mich und merkt noch, während er fragt, dass er sich verplappert hat, dass er von dem Geheimversteck nichts wissen dürfte, wenn es ein Geheimversteck wäre. Er starrt mich erschrocken an. Ich starre zurück.

Das kann ja wohl nicht wahr sein.

»Woher – kennst du – mein Geheimversteck?«, frage ich drohend und baue mich vor ihm auf. Mit einem spitzen Schrei versucht er, seiner gerechten Strafe zu entkommen, indem er zwischen meinen Beinen durchtaucht, um sich unter seinem Bett in Sicherheit zu bringen.

»Na warte«, drohe ich ihm, drehe mich nach ihm um und packe mir seinen Fuß, der noch unter dem Bett vorschaut, und ziehe ihn daran zu mir. Emil schreit und lacht dabei, lässt aber den Bettpfosten nicht los, sodass das ganze Bett mit laut kreischendem Geräusch über den Holzboden schleift.

»Raus mit der Sprache! Woher kennst du es?«, frage ich wieder.

»Sag ich nicht«, antwortet Emil keuchend von unter dem Bett.

»Wie oft bist du da dran gewesen?«

»Sag ich nicht!«

»Das wird dir noch sehr, sehr leidtun!«, erwidere ich und kitzele ihn an der Fußsohle. Er ist mindestens so kitzelig wie ich und versucht nun mit all seiner Kraft, seinen Fuß aus meinem Griff zu befreien. Er wälzt sich hin und her und versucht dann, mit dem anderen Fuß nach mir zu treten. Doch das hätte er besser nicht gemacht. Ich packe mir auch seinen zweiten Fuß und halte nun je einen seiner Knöchel in meinen Händen. Mutter ruft. Wir sollen nicht so viel Krach machen. Für einen Moment kehrt Ruhe ein. Ein Patt. Ich hab ihn zwar fest im Griff, jedenfalls seine Beine, hab aber keine Hand mehr frei, um ihn weiterzukitzeln.

»Gibst du auf?«, frage ich nach einem Moment.

»Niemals!«, erwidert er glucksend von unter dem Bett.

Ich warte noch etwas und ziehe dann kurz und plötzlich an beiden Füßen gleichzeitig. Darauf war er wohl nicht gefasst und lässt laut quiekend den Bettpfosten los. Ich ziehe ihn unter dem Bett vor und setze mich auf ihn, fixiere seine Arme mit den Knien auf dem Boden und kitzele ihn am Bauch, bis er kaum noch Luft kriegt und um Gnade winselt.

»Frieden?«, frage ich.

»Frieden!«, sagt Emil, und ich gebe seine Arme frei und lege mich neben ihn auf den Boden.

»Weißt du denn, wie es funktioniert?«, frage ich, nachdem wir beide zu Atem gekommen sind. Emil nickt frech grinsend. Ich kriechte auf dem Bauch zu meinem Geheimversteck, Emil nimmt die Uhr und ein Taschentuch und robbt zu mir unter mein Bett. Ich nehme den Drahtstift und öffne den Riegel, hebe das Brett an und nehme Marias Büchlein aus dem Fach. Emil wickelt die Uhr sorgfältig in das Taschentuch, legt das Päckchen dann hinein und verschließt den Deckel und den Riegel wieder.

»Wenn der Winter hart wird, kannst du sie verkaufen. Hörst du?«

»Ich denk, du bist in ein paar Wochen wieder zurück?«

»Aber wenn nicht ... «

Ich streiche ihm durchs Haar.

Wir wissen beide, dass es vielleicht länger dauern wird.

»Jedenfalls brauch ich keine Angst um Mama haben«, sage ich.

»Wieso nicht?«, fragt Emil empört.

»Weil du auf sie aufpasst.«

Er nickt. »Das mach ich.«

15.

Am nächsten Morgen geht alles ganz schnell. Ich wasche mich etwas gründlicher als sonst, ziehe meine HJ-Uniform an und setze mich zu Mutter und Emil an den Küchentisch. Beim Frühstück sprechen wir kein Wort. Emil geht, um meinen Rucksack zu holen. Mutter steht unschlüssig vor mir, dann packt sie mich, umarmt mich so, als wollte sie mich hier festhalten und nie wieder loslassen.

Emil kommt mit dem Rucksack und meinen Stiefeln in die Stube. »Ich glaub, wir müssen los«, sagt er vorsichtig.

Mutter beendet die Umarmung. »Bitte pass auf dich auf«, sagt sie unter Tränen und flieht dann aus der Stube. Ich nehme Emil den Rucksack ab, ziehe die Stiefel an, und dann gehen wir. Wir machen einen kleinen Umweg, vorbei am Haus des Bürgermeisters. Vielleicht habe ich Glück. Vielleicht sehe ich Maria doch noch? Vielleicht winkt sie mir kurz zu? Aber nichts geschieht. Das Haus des Bürgermeisters liegt völlig still. Ich habe nichts mehr von Maria gehört, seit ich vorgestern Abend den Brief für sie abgegeben habe.

Auf der Festwiese ist Maria auch nicht, aber das hatte ich auch nicht erwartet. Meine Kameraden stehen mit ihren Familien zusammen. Es wird kaum gesprochen. Es gibt keine Blaskapelle diesmal, und es hängen nicht mehr Fahnen an den Häusern als sonst. Man hört nur leises Gemurmel, wie in der Kirche vor der Messe, und Franz' Mutter, die viel zu laut auf ihren Sohn einredet und ihn mit guten Ratschlägen versorgt.

Gause sieht sich prüfend um, und da wir nun vollzählig sind, gibt er uns den Befehl, uns zu versammeln und anzutreten. Ich nehme Emil noch mal in den Arm. Jetzt weint er doch, und wenn ich nicht aufpasse, fange ich auch gleich an.

»Ich bin so stolz auf dich«, sage ich, drücke ihn an mich und gebe ihm einen Kuss aufs Haar.

»Ich auch auf dich«, antwortet er tapfer. »Lasst uns noch ein paar Amis übrig.«

»Bestimmt nicht!«, sage ich und versuche zu lachen. Ich reiße mich dann von ihm los. Ich gehe zu den anderen in die Reihe und stehe stramm. Gause spricht ein paar Worte. Ohne Mikrofon ist er nur schwer zu verstehen. Aber es ist ohnehin nur das Übliche: Siegeswille, Heldenmut, Vaterland. Ich höre kaum hin und sehe zu Emil, der ordentlich stramm steht mit ein paar der anderen Pimpfe aus dem Ort. Sie bewundern und beneiden uns. Für sie sind wir jetzt die Helden, die ausziehen, um das Vaterland zu retten. Sie hoffen, dass sie uns bald folgen dürfen und dass noch ein paar Feinde übrig bleiben, bis sie auch alt genug zum Kämpfen sind.

Dann gehen wir los. Die Straße aus dem Ort hinaus marschieren wir noch im Gleichschritt und singen.

*»Und wenn wir marschieren,
dann leuchtet ein Licht,
das Dunkel und Wolken
strahlend durchbricht!«*

Sobald wir das Dorf hinter uns gelassen haben, kommt tatsächlich die Sonne heraus. Wir lösen die Formation auf. Franz ist bester Laune. Er zeigt uns einen Artikel in der *Jungen Welt*, den er gestern

gelesen hat. Es geht um den Königstiger, den besten Panzer der Welt, der jetzt an unsere Truppen an der Westfront geliefert wird. Franz hat alles auswendig gelernt, welchen Motor, wie viel PS und welche Waffen der Königstiger hat.

Ob es wohl auch Königstiger im Ausbildungslager gibt, fragt Walter, der bisher ungewöhnlich still war.

»Schon möglich«, spekuliert Franz. »Aber ganz sicher gibt es da den Tiger I.« Das ist der Vorgänger des Königstigers, er ist nicht ganz so perfekt, aber auch eine Legende.

Wir malen uns aus, wie wir gemeinsam die Besatzung für zwei Königstiger bilden und wer auf welcher Position eingesetzt wird. Die Vorstellung gefällt mir. Einen Panzer lenken, so eine mächtige Maschine beherrschen. Außer dem Kommandanten braucht jeder Panzer einen Richtschützen, einen Ladeschützen, einen Fahrer und einen Funker. Jede Position hat ihre Vorzüge, nur Ladeschütze will keiner von uns werden. Als Ladeschütze kann man nichts sehen und hat nichts zu tun, als die Kanone zu laden. Uns schwant schon, dass wir uns nicht selbst aussuchen dürfen, auf welcher Position wir eingesetzt werden. Aber die Vorstellung, wie wir gemeinsam in einem dieser Stahlkolosse kämpfen werden, gibt uns Zuversicht und lässt die Zeit schnell vergehen.

Den Weg nach Germeter zu finden, ist nicht schwer. Wir haben gute Karten und unsere Kompassse, und da wir noch weit von der Front entfernt sind und keine Begegnung mit feindlichen Truppen befürchten müssen, können wir die Straßen nutzen und den Schildern folgen und brauchen nicht querfeldein marschieren. Mittags sind wir schon in Schmidt, von dort geht es an Kommerscheidt vorbei und meist bergab hinunter zur Kall. Bevor wir sie überqueren, machen wir eine Rast, erfrischen uns und füllen unsere Wasserflaschen. Jetzt noch ein steiler Aufstieg den Kamm am nördlichen

Ufer der Kall hinauf, und dann müssten wir das Lager schon bald sehen können.

Und tatsächlich, mit dem bloßen Auge sehen wir das Lager nur verschwommen, aber mit dem Feldstecher, den Franz von seinem Vater geschenkt bekommen hat, können wir es gut erkennen. Es ist riesig, gewaltig. Unzählige Zelte und Baracken stehen dicht beieinander, teilweise im Schutz eines lichten Waldes, dessen Baumkronen dem Lager Schatten spenden und Deckung vor den Angriffen der feindlichen Flieger bieten.

Zwischen den Unterkünften liegen Sport- und Exerzierplätze, und mittendrin steht er. Ein Panzer! Es ist zwar kein Königstiger und auch kein Tiger I, erklärt Franz mit fachmännischer Miene, sondern ein Panzerkampfwagen I, der seit 1938 nicht mehr gebaut wird. Aber immerhin, es ist ein echter Panzer, und er steht da, bereit für unsere Ausbildung.

Wenn einer von uns bisher vielleicht noch Zweifel am Endsieg hatte, dann werden die vom Anblick des Lagers endgültig beseitigt. Es müssen Tausende sein, Tausende junge Männer wie wir, die hier ausgebildet werden. Sie alle, wir alle wollen nichts mehr als für das Vaterland und den Führer um unsere Freiheit kämpfen. Wenn die feigen Amis das sehen könnten, würden die sofort umdrehen, zurück auf ihre Schiffe und über den Atlantik fliehen! Ganz sicher! Aber gut, wer nicht hören will, muss halt fühlen! »Könnt ihr gerne haben, ihr Scheiß-Amis!«, ruft Walter übermütig in den Himmel.

Auf den letzten Kilometern legen wir noch mal einen Zahn zu. Wir können es kaum noch erwarten, Uniformen und Waffen in Besitz zu nehmen und mit der Ausbildung zu beginnen. Die Begeisterung lässt uns die Strapazen des Marsches vergessen. Wir sind jetzt endlich Soldaten, keine Kinder mehr!

Nur Martin ist noch etwas nachdenklicher als sonst. Er hat den ganzen Tag kaum etwas gesagt. Gelegentlich sehe ich zu ihm und frage mich, wie es ihm geht. Doch sein Gesicht verrät nicht viel. Auf dem ganzen Weg wirkte er ernst und konzentriert, und manchmal scheint sein Blick einen Moment lang traurig. Aber vielleicht bilde ich mir das auch nur ein, vielleicht in den Momenten, in denen mir selbst ein trauriger Gedanke durch den Kopf schießt und ich mir wünsche, mit Martin darüber zu sprechen. Diese Gedanken sind jetzt jedenfalls wie weggeblasen.

Wir kommen an den äußeren Zaun des Lagers. Ein paar Jungen sitzen im Gras und rauchen. Sie rufen uns zu, in welcher Richtung der Eingang liegt. Dass sie Zivilkleidung tragen, und ein paar von ihnen HJ-Hemden, erstaunt uns nicht weiter.

Auf dem Weg zum Tor kommen wir an dem Panzer vorbei, den wir schon aus der Ferne gesehen haben. Er steht gleich hinter dem Zaun, nur wenige Meter von uns entfernt. Aber seine verrosteten Ketten sind von Gras und Sträuchern überwuchert. Dieser Panzer ist schon seit Monaten nicht mehr gefahren, so viel steht fest. Vielleicht wird er trotzdem zur Ausbildung benutzt, überlegen wir. Vielleicht schulen sie uns an diesem stillgelegten Exemplar, bevor sie uns in die richtigen Panzer lassen. Fliegen lernt man ja schließlich auch nicht in einer Messerschmidt, sondern auf dem SG 38, erklärt uns Franz.

»Wir werden es ja bald erfahren«, sagt Martin, beendet damit die unsinnige Diskussion und geht weiter.

An dem Tor steht ein hölzernes Wachhäuschen, in dem ein alter Mann seinen Dienst verrichtet. Die Schranke ist heute dauerhaft geöffnet. Unerwünschter Besuch wird scheinbar nicht erwartet. Franz und Walter gehen zu dem Wachhäuschen, um uns anzumelden. Der alte Mann kommt auf Krücken heraus und humpelt ihnen entge-

gen. Franz kann noch gar nicht fragen, wo wir zuerst hinmüssen, da kommt ein SS-Offizier auf den Wachmann zugeschossen, mit hochrotem Kopf und gezogener Pistole.

»Hast du mir die geschickt?«, brüllt er dem Mann ins Gesicht. Der alte Mann verliert fast das Gleichgewicht. »Ob du mir die geschickt hast, will ich wissen!«, brüllt der Offizier wieder.

»Ich weiß nicht«, stammelt der Mann ängstlich. »Wen meinen Sie denn?«

»Diesen Haufen Arschlöcher da drüben meine ich, wen denn sonst?« Der Offizier ist völlig außer sich. »So eine verdammte Scheiße!«, brüllt er und fuchtelt dabei mit seiner Pistole. »Ich hab die Schnauze voll! Wir haben keine Zelte mehr, keine Decken und keine Uniformen, wie oft soll ich das denn noch sagen?«

Franz und Walter sehen sich erschrocken an. Ich werfe einen Blick zu Martin, der sich auf seinen Rucksack gesetzt hat. Er zuckt nur gleichgültig mit den Achseln.

»Riechst du das?«, fragt er mich leise.

Ja, ich rieche es auch. Es stinkt. Es stinkt nach Scheiße und Pisse. Vermutlich ist es die Scheiße und die Pisse der Tausenden Jungen, die genauso überstürzt hierherbeordert wurden wie wir. Jetzt fehlt es nicht nur an Zelten und Uniformen, sondern auch an Latrinen. Und unseren neuen Kameraden scheinbar an der Disziplin, nicht einfach irgendwo hinzukacken.

Aus einer der hölzernen Barracken kommt ein Sturmbannführer, schießt auf den Offizier zu und packt ihn sich. »Was fällt Ihnen denn ein, Mann?«, brüllt er ihn an und schüttelt ihn am Kragen, als wollte er ihn wachrütteln. »Sind Sie verrückt geworden?«

Der Offizier starrt seinen Vorgesetzten mit puterrotem Kopf an, aus panisch geweiteten Augen, die jeden Moment aus ihren Höhlen zu springen drohen.

»Was ist denn überhaupt los?«, fragt der Sturmbannführer ihn nun, etwas freundlicher.

»Melde gehorsamst: Wir haben keine Zelte, keine Decken und keine Uniformen mehr, Sturmbannführer!«

Der Sturmbannführer bemerkt uns jetzt. »Und was seid ihr für ein Sauhaufen?«, ruft er zu uns. »Angetreten!«

So schnell wir können, treten wir in einer Reihe an.

»Melde gehorsamst: Hitlerjugend Steinbach vollständig angetreten, Herr Sturmbannführer!«, brüllt Franz, so laut er kann.

»Ohne Herr, du Arschloch!«

»Verzeihung?«

»Sturmbannführer reicht! Wir sind ja hier nicht bei der Wehrmacht! Seid ihr Männer oder Weichlinge?«

»Männer, Sturmbannführer«, brüllen wir alle im Chor.

»Sehr gut. Braucht ihr also Zelte und Decken?«

»Nein, Sturmbannführer!«

»Sehen Sie? Es gibt also gar keinen Grund zur Aufregung!«, sagt er kalt zu dem Offizier. »Es sind Männer! Es geht also auch ohne Zelte und Decken. Wegtreten!«

»Zu Befehl!«, brüllt der Offizier und macht sich schnell aus dem Staub.

»Und was steht ihr hier so dumm rum?«

»Melde gehorsamst: Wir sind gerade erst angekommen, Sturmbannführer!«

»Na dann, herzlich willkommen!«

Er schickt uns zu einem Exerzierplatz, auf dem sich alle Neuankömmlinge versammeln sollen, und wir machen uns auf den Weg. Wir sind noch keine zehn Minuten hier, und von der Begeisterung, mit der wir die letzten Kilometer zum Lager fast gerannt sind, ist schon nicht mehr viel übrig.

Auf dem Exerzierplatz lagern vielleicht fünfzig Jungen in unserem Alter, die meisten in Gruppen wie wir, ein paar scheinen ganz allein oder zu zweit hergekommen zu sein. Es ist kurz vor sechs. Die Hoffnung auf ein Zelt mit Feldbetten und auf schicke Uniformen haben wir erst mal aufgegeben. Im Moment wäre ich schon dankbar, wenn wir heute noch etwas zu essen bekommen und einen Platz zum Schlafen finden, an dem es nicht stinkt wie im Scheißhaus.

Zwei Unteroffiziere kommen und begrüßen uns, sie rufen unsere Namen auf und haken uns auf ihren Listen ab, sobald wir »Hier« gerufen haben. Einige Jungen stehen nicht auf den Listen, und andere stehen auf einer der Listen, sind aber nicht hier. Bei uns aus Steinbach stimmt aber alles. Ein paar Jungen, die allein hergekommen sind, werden unserem Zug zugeteilt.

Dann kommt der Sturmbannführer, der wohl das Kommando über dieses Lager hat, um uns Neuankömmlinge zu begrüßen. Er spricht jetzt viel ruhiger als vorhin am Tor. Er scheint ehrlich zu uns zu sein. Er erklärt uns, dass es große Probleme mit dem Nachschub gibt und wir deswegen vorläufig weder Zelte noch Uniformen noch Waffen erhalten werden.

»Bis der Nachschub hier ankommt, müssen wir ein bisschen improvisieren«, sagt er. »Ist das ein Problem?«

»Nein, Sturmbannführer«, brüllen wir.

»Wie bitte?«, fragt er, als hätte er uns nicht verstanden.

»NEIN, STURMBANNFÜHRER!«, brüllen wir, so laut wir können.

»Na also! So gefällt ihr mir!«

Und dann spricht er von den gewaltigen Aufgaben, die vor uns liegen. Bei Falaise haben wir Deutschen gerade eine wichtige Schlacht verloren, sagt er ganz offen. Das hab ich noch gar nicht mitbekommen. Zwei große deutsche Armeen, die Fünfte Panzerarmee und die Siebte Armee, wurden von den heimtückischen Feinden vernichtet,

fünzigtausend tote und verwundete Soldaten. Uns stockt der Atem. Zwei ganze Armeen.

»Aber wenn jeder von uns alles gibt, dann können wir das Blatt wenden«, sagt der Sturmbannführer, und es klingt nicht wie eine der abgedroschenen Floskeln von Gause oder von Göbbels im Radio. Es geht jetzt um uns, um jeden Einzelnen von uns, und das klingt beängstigend, aber zugleich gibt es uns auch eine ganz besondere Bedeutung. Das Schicksal des Dritten Reiches liegt jetzt in unserer Hand.

Wir erhalten ein großes Stück Plane und einige Stücke Seil, damit sollen wir uns ein Lager bauen. Wir machen uns auf die Suche nach einem geeigneten Ort und lernen dabei die vier Jungen kennen, die unserem Zug zugewiesen wurden. Der jüngste von ihnen heißt Manfred, er scheint nicht älter als mein Bruder zu sein, war aber schon an der Front und spricht kaum ein Wort. Er hat einen stechenden Blick, als wäre er irgendwie irre. Willi und Jürgen sind Hitlerjungen wie wir und kommen aus dem Rheinland, aus Königswinter. Und Peter stammt aus Euskirchen.

»Von Nutten war bisher aber nicht die Rede«, reklamiert Walter.

»Nutten?«, ruft Hannes begeistert und stürmt auf Walter zu. »Was denn für Nutten?«

Hannes hatte unser Gespräch neulich nicht mitbekommen, also kläre ich das lieber schnell auf, bevor hier alles aus dem Ruder läuft.

»Franz wollte uns weismachen, dass es hier Nutten gibt«, beginne ich, aber Hannes lässt mich nicht ausreden.

»Stimmt das, Franz?«, fragt Hannes. »Stimmt das wirklich? Gibt's hier Nutten?«

»Hab ich auf jeden Fall gehört«, erwidert Franz.

»Das ist doch nichts als billige Propaganda«, erklärt Martin kopfschüttelnd. »Schlag dir das besser aus dem Kopf.«

Aber so einfach wird Hannes den Gedanken nicht wieder los. Während wir an unserem Lager bauen, zupft er mich am Ärmel und zieht mich etwas beiseite. »Du, Jakob, hast du es denn eigentlich schon mal getrieben? Also mit Maria, mein ich?«

»Das geht dich überhaupt nichts an, Hannes«, antworte ich nett lächelnd.

»Nein, natürlich nicht«, druckst Hannes herum. »Aber ... vielleicht könntest du mir ja ein paar gute Tipps geben?«

Eigentlich ist er doch unser Experte für diese Dinge, denke ich etwas empört. »Du hast uns doch immer erklärt, wie das geht«, sage ich lachend. »Alles, was ich über Frauen weiß, hab ich von dir!«

»Wirklich?« Er nickt geschmeichelt. »Aber das ist ja nur die Theorie«, sagt er dann. »Es wäre schon gut, vorher mal mit jemand zu sprechen, der auch die Praxis kennt. Also falls das wirklich stimmt mit den Nutten. Das wär ja wohl ein Hammer!«

Er hat sich da ziemlich reingesteigert.

»Hier gibt's keine Nutten, Hannes«, sagt Martin. »Der hat dich angelogen, sonst nichts!«

Hannes schaut sich in der Ferne um, wohl auf der Suche nach einem Zelt mit einer roten Laterne oder nach einem Wegweiser mit der Aufschrift »Puff« oder ein paar leicht bekleideten Damen oder etwas in der Art.

»Das wär ein echter Oberhammer!«, schwärmt Hannes.

16.

Das Abendessen erhalten wir von einer der Feldküchen, die über das Lager verteilt sind. Auch auf dem Weg dorthin findet Hannes keine Hinweise auf die Gegenwart von Nutten, aber wir kommen an der Poststelle vorbei. Ich weiß zwar, dass es eigentlich unmöglich ist, trotzdem frage ich nach, ob vielleicht ein Brief für mich angekommen ist. Die Anschrift des Lagers hatte ich Maria in meinem Brief geschrieben. Wenn sie mir gleich an dem Abend geantwortet hätte, als sie meinen Brief bekommen hat ...

Nein, das ist Unsinn! Wenn sie mir an dem Abend noch geschrieben hätte, dann hätte sie mir den Brief doch gegeben oder geben lassen oder bei uns eingeworfen, solange ich noch in Steinbach war. Oder hat sie meinen Brief gar nicht erhalten? Hat der Bürgermeister ihn vielleicht zerrissen, statt ihn ihr zu geben? Aber warum sollte er das tun? Egal, ich muss ihr unbedingt schreiben, heute noch, gleich nach dem Abendessen. Und dann schreibe ich ihr jeden Tag einen Brief.

Über das Essen schreibe ich ihr besser nicht, denke ich, während ich den Inhalt meines Napfes betrachte und mit dem Blechlöffel sortiere. Vier kleine Stückchen Kartoffel, sieben Bohnen und drei kleine Würfel Speck schwimmen in der fettig glänzenden Brühe. Einen Kartoffel-Bohnen-Eintopf nennen sie das. Dazu gibt es ein großes Stück Brot, das aber so hart ist, dass man nicht davon abbeißen kann.

Wir setzen uns in der Nähe der Feldküche auf einer Wiese zusammen, um zu essen. Wenn man das Brot in die Brühe legt und

aufweicht, dann geht es, dann kann man es zumindest schlucken. Verhungern werden wir schon nicht. Und der Sturmbannführer hat es uns ja erklärt. Sobald der Nachschub ankommt, wird alles besser. Bestimmt auch das Essen.

Nach dem Essen gehen wir zu unserem Lagerplatz zurück. Die Plane haben wir zwischen mehreren Bäumen aufgespannt. Darunter finden wir alle in unseren Schlafsäcken Platz und sind vor leichtem Regen geschützt. Aber wenn es stärker regnen sollte oder der Wind stark weht, dann wird es hier sehr ungemütlich. Noch ist das Wetter freundlich, aber hier in der Eifel kommen die Vorboten des Winters manchmal schon im September.

Ich nehme meine Schreibsachen aus dem Rucksack und setze mich etwas abseits von den anderen. Im Gegensatz zu dem Brief vorgestern fällt mir dieser hier sehr leicht. Zwei Tage ist das erst her, denke ich.

»Zwei Tage ist das erst her«, schreibe ich, »zwei Tage, in denen ich so viel wie noch nie erlebt habe und in denen ich so viel wie noch nie an dich gedacht habe.«

Das stimmt zwar nicht ganz, muss ich mir selbst eingestehen. Über weite Strecken war ich so sehr beschäftigt, dass ich kaum an sie gedacht habe. Aber der Satz klingt so schön, und direkt gelogen ist er ja auch nicht.

Von unter der Plane höre ich Manfred brüllen. Er ist fürchterlich aggressiv. Wenn ihm die kleinste Kleinigkeit nicht passt, schreit er rum und will sich am liebsten gleich prügeln. Jetzt hat er den armen Willi am Kragen gepackt und schubst ihn vor sich her. »Halt deine Fresse«, brüllt Manfred ihn an, »sonst polier ich sie dir, und zwar gratis!«

Willi scheint ein gutmütiger Kerl zu sein. Er weiß nicht, wie ihm

geschieht. Körperlich wäre er gut in der Lage, sich zu wehren, aber er scheint nicht zu begreifen, dass das nötig ist, weil dieser Pimpf ihn völlig grundlos angreift. Martin kommt ihm zu Hilfe. Er schnappt sich Manfred und scheuert ihm eine, wie einem kleinen Kind.

»Dreh dich um und geh«, sagt er und schubst ihn feste, »und wenn du dich beruhigt hast, dann kommst du zurück.« Man merkt, dass Martin drei jüngere Geschwister hat. Ich beobachte Manfred, wie er schäumend vor Wut an mir vorbeistapft und vermutlich überlegt, wie er sich an Willi und Martin rächen kann.

Bis ich den Brief an Maria fertig geschrieben habe, hat die Poststelle längst geschlossen, also verstaue ich den Brief sicher in meinem Rucksack und gehe zu den anderen. Ein paar von ihnen unterhalten sich noch. Dann ist Nachtruhe. Wir legen uns in unsere Schlafsäcke, aber schlafen kann kaum einer. Zwei deutsche Armeen vernichtet und in der Hand des Feindes, das hat uns alle sehr erschüttert. Manfred ist zurückgekehrt und hat sich in seinem Schlafsack vergraben, ohne ein Wort zu sagen. Jürgen wollte ihn noch zur Rede stellen, aber Willi hat ihn zurückgehalten. »Lass den lieber. Ich glaub der hat 'ne Macke.«

Mitten in der Nacht werde ich wach und muss pissen. Die Unteroffiziere hatten uns vorhin schon erklärt, wo wir unsere Geschäfte verrichten dürfen und wo nicht. Für unseren Bereich gibt es immerhin eine Grube, sodass es hier nicht so sehr stinkt wie vorhin am Tor. Als ich mich aus meinem Schlafsack schälen will, höre ich ein leises Schluchzen. Ich denke, es kommt vielleicht von Manfred. Aber der schläft ganz ruhig. Nein, es ist Walter. Er liegt gleich neben mir.

Ich zögere kurz und überlege. Wenn einer wie Manfred hört, wie er weint, dann hat Walter verloren. Und wenn die SS-Männer es mitbekommen, kann es wirklich gefährlich für ihn werden. Ein deutscher

Junge weint nicht. Mit zehn oder elf vielleicht noch, wenn etwas wirklich Schlimmes passiert ist, wenn der Vater gefallen ist oder so. Aber nicht mit 16, nicht ohne Grund und schon gar nicht vor Heimweh oder aus Angst. Und einen besseren Grund hat Walter nicht.

Wenn ich nicht so dringend rausmüsste, würde ich einfach liegen bleiben. Wenn ich jetzt aufstehe, wecke ich vielleicht einen der anderen. Wenn Walter es nicht merkt oder wenn er es merkt, aber sein Schluchzen nicht abstellen kann ... Ich beuge mich zu ihm und fasse ihn an der Schulter. »Walter? Ich geh pissen. Kommst du mit?«, frage ich ihn.

Walter zuckt zusammen, aber dann nickt er. »Ich muss auch«, flüstert er mit verrotzter Stimme. Wir stehen leise auf und machen uns auf den Weg durch die Dunkelheit. Das Lager wird nachts nicht beleuchtet, damit die feindlichen Bomber es nicht finden. Wir reden nicht darüber, warum Walter geweint hat. Ich denke an den jüdischen Jungen und an Walters Sprüche. Aber ich traue mich nicht, ihm zu sagen, wie sehr ich mich über ihn geärgert habe. Jedenfalls nicht jetzt.

Ein kühler Wind weht, als wir um halb sechs geweckt werden. Nach einer halben Stunde Frühsport schicken sie uns zum Waschen und dann zum Frühstück. Das ist ähnlich schmackhaft wie das Abendessen, nur dass wir das steinharte Brot diesmal in eine braune Brühe tunken müssen, die sie als Kaffeersatz bezeichnen. Ich schlinge mein Brot herunter und gieße den Rest der lauwarmen Brühe schnell hinterher, damit die Zeit noch reicht, um den Brief an Maria abzuschicken. Zu meiner Überraschung soll ich für die Briefmarke zwanzig Pfennig bezahlen. Dafür verspricht mir der Melder, der in der Feldpoststelle Dienst tut, dass der Brief spätestens in zwei Tagen bei Maria ankommt.

»Wo sind deine Stiefel?«, bellt mir jemand ins Ohr. Ich schrecke herum und muss mich fast übergeben von dem üblen Gestank, der aus dem Mund dieses Oberjunkers kommt, der direkt vor mir steht. Meine Stiefel sind in unserem Lager, neben meinem Schlafsack. Aber ich komme nicht mehr dazu, Luft zu holen und es ihm zu erklären. Der Oberjunker hat die wund gelaufenen Stellen an meinen bloßen Füßen schon entdeckt und hat sofort verstanden. Er lässt sich von dem Melder einen Zettel geben und schreibt mit krakeliger Schrift etwas auf, während er mir erklärt, wo ich die Kleiderkammer finde.

»Lass dir anständige Stiefel geben«, fordert er mich auf und drückt mir den Zettel in die Hand.

»Danke sehr«, stammele ich und mache mich schnell auf den Weg.

Die Kleiderkammer ist in einer der Holzbaracken in der Nähe der Kommandantur untergebracht. Ein alter Mann steht an einem riesigen Tisch und sortiert einen Berg mit Uniformteilen.

»Verzeihung«, sage ich vorsichtig und zeige ihm den Zettel. »Ich brauch neue Stiefel.«

Der alte Mann kommt auf mich zu, überfliegt den Zettel und sieht meine nackten Füße. »Komm mit«, antwortet er mürrisch und geht zu einer Tür, die in einen großen Nebenraum führt. In vielen Reihen stehen hier rohe Holzregale und darin Hunderte Paare Stiefel, in allen Größen.

»Such dir welche aus«, sagt der alte Mann. Ach, hier sind die alle, denke ich. Kein Wunder, dass es nirgendwo mehr Stiefel zu kaufen gibt. Aber dann sehe ich, dass diese hier alle schon getragen sind. Der Mann gibt mir ein Paar Wollstrümpfe und lässt mich dann mit den stinkenden Stiefeln Hunderter gefallener Kameraden allein.

Und dann geht es endlich los: unsere erste Ausbildungseinheit. Zehn Züge, zusammen etwa drei Kompanien, versammeln sich auf dem

Exerzierplatz zu einem bunt zusammengewürfelten Haufen. Es sind alle Neuankömmlinge der ganzen Woche. Viele von ihnen tragen HJ-Uniformen, wie wir. Andere haben nur Lumpen am Leib oder einzelne Uniformteile, die ihnen viel zu groß sind und denen man ansieht, dass ihr eigentlicher Besitzer darin zu Tode gekommen ist. Mit den Bildern stolzer Wehrmachtstruppen, wie sie in der Wochenschau gezeigt oder in der *Jungen Welt* gedruckt werden, hat das hier nichts zu tun.

Ein Standartenjunker übernimmt fürs Erste unsere Ausbildung und lässt uns exerzieren. Er will zunächst schauen, was wir schon draufhaben, sagt er. Im Gleichschritt marsch, links um, rechts um, ganze Kompanie stillgestanden! So geht das den halben Vormittag. Dann wird der eine von einem anderen Standartenjunker abgelöst, der wohl unsere Kraft und Ausdauer trainieren soll, wenn möglich beides gleichzeitig. Er scheucht uns durch das Gelände, rennend, kriechend, hüpfend oder auf allen vieren, Bäume und Klettergerüste hoch und wieder runter, an einem Seil entlanghangeln. So hatten wir uns die Ausbildung zum Soldaten vorgestellt. Das ist etwas ganz anderes als die Übungen von Gause auf dem Fußballplatz in Steinbach.

Nur Hannes geht es dreckig dabei. Gelegentlich sehe ich zu ihm. Schon nach einigen Minuten kann er nicht mehr mithalten. Die SS-Männer bekommen das mit und machen sich einen Spaß daraus, ihn bis zur Erschöpfung zu jagen und sich über ihn zu amüsieren. Wir können nicht viel mehr für ihn tun als hoffen, dass sie es nicht zu weit treiben mit ihm.

17.

Am Nachmittag wird die Gruppe aufgeteilt. Unser Zug ist unter den Glücklichen, die schon heute das erste Mal Schießübungen machen dürfen. Hannes atmet auf. Beim Schießen fällt seine schlechte Kondition vielleicht nicht so sehr ins Gewicht. Ein Hauptscharführer lässt uns bei dem Schießstand antreten und erkundigt sich nach unseren Fähigkeiten im Umgang mit Feuerwaffen. Willi und Jürgen haben bei der Hitlerjugend in Königswinter Schießen gelernt, erfahren wir voller Neid. Mit echten Waffen und scharfer Munition. Davon konnten wir in Steinbach nur träumen. Der Hauptscharführer schickt die beiden zu einer anderen Gruppe, vermutlich zu den Fortgeschrittenen, die weniger Ausbildung brauchen. Peter meldet sich jetzt eifrig, um dem Hauptscharführer mitzuteilen, dass er mehrfach mit seinem Vater auf die Jagd gegangen ist und dabei auch selbst schon einige Tiere erlegt hat.

»Was denn für Tiere?«, will der Hauptscharführer wissen.

»Hasen! Mehrere Hasen!«, antwortet Peter stolz. Kaum ein Tier ist so schwer zu schießen wie ein Hase. Aber das weiß der Hauptscharführer offenbar nicht.

»Mehrere Hasen! Na, das sind doch die allerbesten Voraussetzungen«, erwidert er spöttisch. Wenn Peter gehofft hatte, auch zu der anderen Gruppe wechseln zu dürfen, dann hatte er sich jedenfalls getäuscht. Davon lässt Franz sich nicht entmutigen und teilt nun mit, dass er Mitglied im Schützenverein ist und sein Vater außerdem Ortsgruppenleiter der NSDAP. Die Gelegenheit schien ihm wohl günstig,

um bekannt zu geben, dass sein Vater ein ziemlich hohes Tier in der Partei ist. Aber da ist er an den Falschen geraten.

»Was hat das denn mit deiner Erfahrung an der Waffe zu tun?«, brüllt der Hauptscharführer ihm ins Gesicht.

»Gar nichts! Verzeihung!«, brüllt Franz zurück.

»Hier seid ihr alle gleich, hast du das verstanden? Wenn du glaubst, dass du hier anders behandelt wirst als die anderen, nur weil dein Vater ein verdienstvoller Parteigenosse ist, dann hast du dich aber geschnitten!«

»Jawohl, Hauptscharführer!«

Dann lässt er Franz erst mal in Ruhe und zeigt uns das Sturmgewehr 43. Nachdem er uns alles erklärt hat, dürfen wir jeder einmal das Gewehr in die Hand nehmen, es entsichern und wieder sichern, das Magazin herausnehmen und wieder einsetzen. Nur schießen dürfen wir heute noch nicht.

So verlaufen die nächsten Tage fast eintönig, obwohl wir viel lernen. Morgens exerzieren wir, dann scheuchen sie uns durchs Gelände, am Nachmittag haben wir Waffenkunde, und anschließend machen wir taktische Übungen in der Umgebung des Lagers. Und zwischendurch lernen wir alles über Politik und Geschichte. Warum die Juden unser Volk vernichten wollen, dass sie die Weltherrschaft anstreben und wie sie dazu mit den Bolschewiken zusammenarbeiten. Jetzt verstehe ich auch, warum es so wichtig ist, dass wir diesen Krieg gewinnen. Weil die ganze Welt sich gegen uns verschworen hat. Gause hat das auch immer behauptet, aber jetzt hab ich es richtig verstanden.

An den Abenden bin ich meist derart erschöpft, dass meine Briefe an Maria nur noch zwei oder drei Zeilen lang werden. Und in mein Büchlein habe ich nur einmal etwas geschrieben, seit wir hier sind.

Die Briefe sind wichtiger. »Wir schleifen euch hier die Eier vierkant«, hatte einer der Unteroffiziere am ersten oder zweiten Tag gesagt, da haben wir noch gelacht. Aber der Ausdruck beschreibt ziemlich gut, wie wir uns jetzt fühlen.

Nur Hannes geht es noch dreckiger. Zusammen mit einigen anderen Jungen, die dem Tempo hier nicht gewachsen sind, wird er zum Latrinendienst abkommandiert. Die Offiziere ertragen den Gestank auch nicht länger, daher soll der Latrinendienst jetzt täglich das Gelände durchkämmen und von all den stinkenden Hinterlassenschaften befreien. Tag für Tag, während wir schießen und kämpfen lernen, muss Hannes mit ein paar anderen das Lager nach den Kackwürsten seiner Kameraden absuchen, sie einsammeln und vergraben. Er schämt sich zu Tode dafür. Aber egal wie sehr er sich auch anstrengt, er kann einfach nicht mithalten und wird Tag für Tag wieder zum Latrinendienst abgestellt.

Ein paar Tage später erhält Franz beim Schießen den Befehl, uns anderen zu demonstrieren, wie man das Sturmgewehr 43 zerlegt, um es zu reinigen. Das hatten sie uns am Tag davor gezeigt, aber es ging alles recht schnell, und es ist ziemlich kompliziert. Ich bin mir nicht sicher, ob ich es hinbekäme.

»Kriegst du das hin, Gause?«, fragt der Hauptscharführer Franz.

»Jawohl, Hauptscharführer«, antwortet Franz, scheinbar geschmeichelt davon, dass der seinen Namen kennt, und macht sich schnell auf den Weg nach vorn, zu dem hölzernen Klapp Tisch, auf dem er das Gewehr jetzt zerlegen soll. Franz ist so nervös, dass er am ganzen Körper zittert. Er will es besonders gut machen und vergisst dabei die richtige Reihenfolge.

Ein anderer SS-Mann stürzt auf ihn zu. »Bist du wahnsinnig? Willst du uns alle umbringen, oder was?«

»Nein, Standartenjunker! Warum, Standartenjunker?«, brüllt Franz.

»Dann nimm gefälligst erst das Magazin raus, bevor du mit dem Zerlegen beginnst.«

»Natürlich, Standartenjunker, bitte um Verzeihung!« Mit zitterigen Händen will Franz das Magazin herausnehmen, aber es klemmt, oder er ist zu nervös, jedenfalls gelingt es ihm nicht. Der Hauptscharführer sieht sich das Schauspiel grinsend an.

»Hast du das etwa von deinem Herrn Vater gelernt, die Waffe geladen zu putzen? Dann hat er sich vermutlich selbst ins Knie geschossen, was?«

»Nein, Hauptscharführer! Das war eine Judensau! Eine bolschewistische Judensau, Hauptscharführer!«

Dann reicht es ihm.

»Leg die Waffe hin. Aber vorsichtig!«

»Mit Verlaub, Hauptscharführer, aber ich ...«

»LEG DIE WAFFE HIN, DU BLÖDES ARSCHLOCH!«

Das ganze Lager kann es hören. Franz starrt ihn erschrocken an, legt dann das Gewehr auf den Tisch und tritt zurück in die Reihe. Der Hauptscharführer sieht uns herausfordernd in die Augen. »Wer von euch will als Nächstes?«

Keiner von uns rührt sich.

»Wer war das neulich mit den Hasen?«

Peter tritt ängstlich einen Schritt vor.

»Ich, Hauptscharführer.«

»Und? Kriegst du das hin?«

»Ich denke schon.«

»Also los – auseinandernehmen, reinigen und wieder zusammenbauen. In weniger als drei Minuten. Los.«

Er startet seine Stoppuhr, und Peter macht sich an die Arbeit.

Scheinbar routiniert nimmt er das Magazin heraus, dann den Lauf und schließlich das Schloss und den Bolzen. Manfred hat sich an uns vorbeigedrängelt, um möglichst freie Sicht zu haben und alles genau beobachten zu können. Er kann es offenbar nicht erwarten, eine Waffe in die Hände zu bekommen und damit zu kämpfen. Was er bei seinem früheren Einsatz an der Front getan hat und was er dabei erlebt hat, darüber hat er bisher kein Sterbenswort verloren. Aber er ist total verrückt, so viel steht fest. Ich hoffe, sie geben ihm keine Waffe in die Hand.

Und vielleicht ist das auch gar nicht mehr nötig. Am Nachmittag erhalten wir nämlich die Nachricht, dass die erste V2 abgeschossen wurde und London getroffen hat. Endlich! Endlich können wir uns an den Engländern rächen. Der Jubel und die Erleichterung unter uns sind gewaltig. Das ist der Wendepunkt, den der Führer versprochen hat.

Vor dem Abendessen schreibe ich an Maria und gebe den Brief auf dem Weg zur Feldküche auf, wie eigentlich jeden Abend. Ich lege den Brief und die zwanzig Pfennig auf das rohe Brett, das die Theke der Poststelle darstellt, und mache mich auf den Weg zur Essensausgabe.

»Jakob Peters?«, ruft der Melder mir hinterher. Ich drehe mich zu ihm um und sehe einen Brief, mit dem er mir winkt. Mein Herz pocht wie wild, als ich den Brief in Händen halte und Marias schöne Handschrift auf den ersten Blick erkenne.

»Danke, danke, danke!«, sage ich in Gedanken und gehe los, um mir einen Ort zu suchen, wo ich den Brief in Ruhe öffnen und lesen kann.

*Lieber Jakob,
ich danke dir für alle deine Briefe.
Ich kann deine Entscheidung verstehen,
auch wenn ich sie falsch finde und ich mir gewünscht hätte,
daß du sie anders triffst.
Ich denke auch jeden Tag an dich und hoffe,
dich ganz bald wiederzusehen und dich in meinen Armen zu
halten.
Ich liebe und ich küsse dich!
Maria*

»Ich liebe und ich küsse dich! Maria«, habe ich zuallererst gelesen, und dann noch mal nach allem anderen und seitdem bestimmt noch einhundert Mal. Mein Glück ist unbeschreiblich. Ich fühle mich wie an dem Tag, an dem wir uns stundenlang vor den feindlichen Fliegern im Gebüsch verstecken mussten. Alles in mir jubelt und tanzt und singt, obwohl ich weder tanzen noch singen kann. Jetzt würde ich am liebsten tanzen und laut singen, aber ich verkneife es mir und renne nur, so schnell ich kann, zur Essensausgabe, in der Hoffnung, dort meine Freunde zu treffen und mein Glück mit ihnen teilen zu können.

Die anderen haben ihre Ration schon erhalten, sitzen fröstelnd in ihre Decken gehüllt bei unserer Lagerstätte und löffeln stumm die dünne Suppe. Martin hat ein kleines Feuer gemacht, um sich daran zu wärmen. Die Nächte werden jetzt empfindlich kalt, und von dem Nachschub mit unseren Zelten haben wir seit Tagen nichts mehr gehört.

»Was ist?«, fragt Walter mich, als ich zu ihnen trete.

»Was soll sein?«, erwidere ich grinsend.

»Du siehst so glücklich aus.«

Jetzt sieht Franz auch zu mir und mustert mich mit skeptischem Blick.

Ich nehme den Brief aus der Hosentasche und winke damit.

»Maria hat mir geschrieben!«

»Das ist ja ekelhaft!«, schreit Franz in dem Moment, und alle sehen erschrocken zu ihm. Aber er meint nicht Marias Brief, sondern die Kakerlake, die leblos in seiner Suppe schwimmt. Er hebt sie mit dem Löffel aus der graubraunen Brühe. Immerhin scheint sie nicht mehr zu leben.

Hannes steht schwerfällig auf, betrachtet die Kakerlake, nimmt sie mit zwei Fingern und schiebt sie sich in den Mund. Es knackt ein bisschen, als seine Zähne den Panzer des Insekts zermalmen. Sehr lang kann sie noch nicht in der Suppe gelegen haben.

»Wenigstens etwas Nahrhaftes«, sagt Hannes gleichgültig.

Walter springt auf, sinkt aber nur ein paar Schritte weiter auf seine Knie und übergibt sich auf den Waldboden. »Scheiße, Mann!«, jammert er.

Paul geht zu ihm und reicht ihm seine Wasserflasche.

»Wie sollen wir denn bitte bei dem Fraß kämpfen?«, ruft Franz in die Runde. »Das ist Wehrkraftzersetzung, wie die uns hier behandeln! Wenn der Führer das wüsste!«

Plötzlich starre ich in die Augen unseres Hauptscharführers. Keiner von uns hat bemerkt, wie er sich genähert hat. Er lächelt mir freundlich zu.

»Das schreib ich meinem Vater! Das kann die Partei nicht durchgehen lassen, das sag ich euch!«, schimpft Franz weiter. Der Hauptscharführer steht dicht hinter ihm. Franz hat ihn als Einziger noch nicht bemerkt. Jetzt spürt er, dass niemand mehr zu ihm sieht, sondern alle auf etwas hinter ihm starren. Langsam dreht er sich um und erstarrt dann vor Schreck.

»Schreib doch am besten gleich dem Führer persönlich«, sagt der Hauptscharführer ganz ruhig. Er scheint nicht böse zu sein. Es klingt wie ein ernst gemeinter Vorschlag unter Freunden.

»Meinen Sie?«, fragt Franz und steht schnell auf. Er will gerade Haltung annehmen, um mit seinem Vorgesetzten zu besprechen, wie er das Schreiben an den Führer am besten formuliert, da trifft das Knie des Offiziers mit voller Wucht seinen Unterleib und im nächsten Moment ein Faustschlag krachend sein Gesicht. Der Hauptscharführer stößt ihn zu Boden und stürzt sich dann brüllend auf ihn.

»Du verdammte Missgeburt!«, schreit er, während er auf ihn eindrischt, ihm wieder und wieder in die Magengrube schlägt, jetzt völlig außer sich vor Wut. »Ich prügel dir die Scheiße aus dem Leib, du dumme Sau!«

Wir sehen entsetzt dabei zu, wie eingefroren, unfähig, irgendetwas zu tun, um Franz zu helfen. Der heult vor Schmerzen und versucht nur, sich mit seinen Armen vor den Schlägen zu schützen, die ihn am Bauch, an den Lenden und im Gesicht treffen. Er hat damit aber keinen Erfolg. Das Geschrei hat auch ein paar Jungen aus den benachbarten Zelten angelockt, die näher kommen, um zu schauen, was bei uns los ist. Und dann kommt ein höherrangiger Offizier vorbei, um nach dem Rechten zu sehen.

»Was geht hier vor?«, brüllt der Sturmführer und trennt die beiden, indem er den Hauptscharführer von Franz wegzieht. Der Hauptscharführer springt auf, steht stramm und erstattet Bericht.

»Melde gehorsamst: Habe den Soldaten dabei erwischt, wie er die Truppe aufwiegeln wollte, Sturmführer! Er hat gedroht, sich bei der Partei über die Lagerleitung zu beschweren.«

Der Sturmführer sieht zu Franz, der aus der Nase blutet und noch von Schmerzen gekrümmt auf dem Boden liegt.

»Soso, über die Lagerleitung willst du dich beschweren!«, sagt er zu Franz. Der hustet und spuckt etwas Blut aus.

»Nur wegen dem Essen«, heult Franz und versucht, sich aufzurichten.

»Ja, das Essen ist mies«, erwidert der Sturmführer. »Aber es nützt nichts, sich darüber zu beschweren. Es gibt nichts. Wir bekommen ganz einfach keinen Nachschub mehr.«

Ich sehe zu Martin, Martin schüttelt nur knapp den Kopf.

»Du hast also genau zwei Möglichkeiten«, sagt der Sturmführer nun. »Du kannst hier weiter rumjammern wie ein jüdisches Waschweib. Oder du wirst jetzt ganz schnell zu einem deutschen Mann und Soldaten, der das Beste aus der Situation macht und in Treue zum Führer bis zum letzten Tropfen Blut kämpft! Ist das klar?«

»Jawohl, Sturmführer!«, ruft Franz so kräftig und entschlossen, wie es in seinem Zustand noch möglich ist. Der Sturmführer nickt ihm freundlich zu. »Na also. Zwei Tage Latrinendienst zur Strafe. Will sich sonst noch jemand beschweren?«, fragt er in die Runde. Niemand sagt ein Wort. »Dann guten Appetit!«

Damit geht er und fordert den Hauptscharführer auf, ihm zu folgen.

Einen endlosen Moment lang sagt niemand etwas.

Bis der Sturmführer außer Sichtweite ist.

Willi steht auf und hebt Franz' Blechnapf auf, der irgendwo im Dreck liegt. »Willst du was von meiner Suppe?«, fragt er Franz vorsichtig.

»Ich hab keinen Hunger«, knurrt Franz nur.

»Ich hab noch etwas Zwieback«, sagt Paul.

»Bist du blöd?! Ich hab keinen Hunger!«, schreit Franz ihm ins Gesicht.

Ist ja gut. War doch nur gut gemeint von Paul, denke ich, halte aber lieber die Klappe.

»Wundert euch das etwa?«, fragt Martin nach einer Weile in die Stille.

»Was?«, fragt Walter.

»Wie die uns hier behandeln.«

Ich zucke zusammen. Es reicht mir. Bitte nicht noch einen Streit heute. Aber Martin hat die Schnauze voll.

»Schaut euch doch mal um«, sagt er mit fester Stimme, sodass alle ihn hören können, auch Manfred. »Dieser Haufen hier soll es mit den Amerikanern aufnehmen? Ohne Waffen, ohne Helme, ohne Essen?«

»Da können die doch nichts für, dass kein Nachschub mehr durchkommt«, erwidert Walter und sieht sich Hilfe suchend um.

»Genau«, ruft Franz.

Martin springt auf. »Dafür können die nichts? Nein, natürlich nicht. Die verarschen uns. Die wollen uns verheizen, sonst nichts. Wir sind nichts als Kanonenfutter für die!«

»Jetzt hör schon auf«, fleht Walter.

»Halt jetzt endlich dein dummes Maul, Martin!«, ruft Franz und geht auf ihn zu, noch etwas wackelig auf den Beinen, aber mit jedem Wort und jedem Schritt ein bisschen mehr wieder der Alte. »Das ist Hochverrat!«

»Ach, Hochverrat nennst du das?«

»Ja, und das weißt du auch ganz genau! Du klingst ja schon wie unser feiner Herr Bürgermeister!« Franz will seinen Fehler von vorn wieder gut machen. »Wenn du nicht sofort aufhörst, muss ich dich melden!«, droht er Martin.

»Das tust du nicht!«, ermahne ich Franz.

Er starrt mich wütend an. Dann rennt er taumelnd weg. Ich will ihm nach, aber Martin greift meinen Arm und hält mich zurück.

»Lass ihn. Das bringt doch nichts«, sagt er.

Vermutlich hat er recht. Also bleibe ich.

Ich hatte mich so darauf gefreut, den anderen von Marias Brief zu

berichten. Die Freude mit ihnen zu teilen. Aber daran ist heute nicht mehr zu denken.

Und Franz hatte sich so sehr auf das Lager gefreut, bestimmt auch, weil sein Vater ihn dann nicht mehr schikanieren kann. Jetzt sind wir kaum zwei Wochen hier, und nun hat ihn dieser Hauptscharführer auf dem Kieker. Irgendwie war er aber auch selbst schuld. Muss er denn immer so wichtig tun? Wenn er Martin verpfeift, dann sind wir die längste Zeit Freunde gewesen, so viel steht jedenfalls fest. Aber das wird er nicht tun. Bestimmt nicht.

18.

Als wir aufwachen, ist Peter nicht mehr da. Da, wo sein Lagerplatz war, liegt nur noch sein Schlafsack. Aber sein Rucksack und alle seine Sachen sind weg. Wir melden es dem Fahnenjunker, der den Frühsport anleitet. Er wirkt nicht besonders überrascht oder besorgt.

Am Vormittag wird dann unsere Ausbildungseinheit plötzlich unterbrochen. Wir müssen alle auf dem großen Exerzierplatz bei den Barracken der Offiziere antreten. Der Lagerkommandant wird zu uns sprechen. Keiner weiß, worum es geht. Ein neuer Erlass des Führers? Oder eine Schlacht, die wir gewonnen haben? Dank der Vergeltungswaffen? Spannung liegt in der Luft, und das nicht erst seit heute. Die Offiziere sind schon seit ein paar Tagen irgendwie anders. Nervöser, weniger konzentriert, ein paar von ihnen noch aggressiver als sonst, andere gleichgültiger, scheint mir.

Jetzt kommt der Sturmbannführer mit seinem Gefolge. Wir sehen ihn zum ersten Mal seit unserer Ankunft. Heute trägt er die vollständige Uniform der Waffen-SS, auch die Mütze mit dem Totenkopf unter dem Reichsadler, genau wie die anderen Offiziere. Jetzt wird es ernst, das ist nicht zu übersehen.

Die Offiziere gehen ein paar Stufen hoch auf eine überdachte Terrasse, die sich vor einer der Barracken befindet wie eine Bühne, sodass wir sie alle sehen können. Sie diskutieren miteinander, aber was sie reden, können wir nicht hören. Auf dem Platz wird hin und her gerufen, um zu klären, ob alle Einheiten da sind.

Ein Trommelwirbel eröffnet den Appell. Ein Zug, der aus etwas

älteren Jungen besteht, schreitet mit der gefalteten Reichskriegsflagge zum Fahnenmast und hisst die Flagge. Wir singen das Horst-Wessel-Lied. An die zweitausend Mann. Ich kriege schon bei den ersten Tönen eine Gänsehaut. So viele sind wir, und so mächtig. Wir werden es schaffen, wir werden die Amis zurückschlagen, besiegen und zurück über den Atlantik vertreiben.

»Heil Hitler, Kameraden«, ruft der Sturmbannführer uns zu.

»Heil Hitler!«, rufen wir im Chor zurück.

Dann beginnt er zu sprechen. Seine Worte sind ernst. Er spricht von dem Leid, das viele Deutsche schon erdulden mussten, und von den Strapazen der Soldaten, die sich in zahllosen Schlachten ewigen Heldenruhm erworben haben. »Und auch ihr habt in den letzten Wochen viel geleistet und dabei einiges erdulden müssen«, sagt er. »Demnächst geht es für die meisten von uns in den Einsatz an die Front. Und ich bin froh, heute noch einmal zu euch allen sprechen zu können.«

Gestern haben die Amerikaner Roetgen kampflos einnehmen können, erklärt er uns, und zwar nur, weil die Bevölkerung dort aus Feiglingen und Verrätern besteht.

Roetgen? Hat er Roetgen gesagt? Das ist ja nur ein paar Kilometer westlich von hier, denke ich. Walter sieht zu mir, als wollte er mich fragen, ob ich das auch gehört habe. Er ist plötzlich kreidebleich, als würde er gleich in Ohnmacht fallen.

Und dann sagt der Sturmbannführer etwas, was ich noch nie gehört habe. An vielen unserer Niederlagen sind die deutschen Soldaten schuld, die feige ihre Waffen fortwerfen und wegrennen, statt zu kämpfen. Wir können das nicht glauben.

»Auch Offiziere gibt es, die schmäzlich ihre soldatische Ehre preisgeben, auf dem Schlachtfeld kapitulierten, ihre Waffen wegwerfen und als flüchtende Verräter enden.«

Dass ein deutscher Soldat so feige ist, kann ich mir schwer vorstellen. Aber ein deutscher Offizier? Völlig undenkbar. Meinen Kameraden scheint es ähnlich zu gehen.

»Jeder Einzelne von euch hat die Pflicht, einen solchen Lumpen augenblicklich und auf der Stelle zu erschießen«, ruft er uns zu.

Ja, jetzt wird es ernst. Sehr ernst. Wir haben ja bisher nicht mal Pistolen. Aber selbst wenn wir welche hätten, wie soll denn einer von uns entscheiden, wer ein Fahnenflüchtiger ist und wer nicht? Und wenn wir glauben, dass einer auf der Flucht ist, dann sollen wir den einfach so erschießen?

Der Sturmbannführer scheint meine Fragen zu ahnen.

»Ich weiß, das klingt furchtbar. Aber wir haben keine Wahl mehr. Nur wenn wir mit fest geschlossenen Reihen für das Vaterland kämpfen, werden wir den Feind besiegen! So hoffe ich, Jungs, dass ihr hier bei uns zu anständigen Soldaten geworden seid und dass ihr die drei Grundtugenden jedes deutschen Soldaten nun in euch tragt:

Kameradschaft untereinander bis zum Letzten,

Pflichttreue bis zum Äußersten

und, wenn es sein muss,

Einsatz und Opferbereitschaft bis zum Tode!

Und nun auf in den Kampf, Kameraden!

Es lebe der Führer!

Sieg heil! Sieg heil! Sieg heil!«

Wieder brüllen fast zweitausend Kehlen das »Sieg heil« mit ihm, und wieder stellen sich die Härchen auf meiner Haut auf. Momente wie diesen haben wir in Steinbach nie erlebt. Momente wie diesen kennen wir nur aus der Wochenschau, aus dem Saal des Gasthofes, wenn mal ein Bericht von einer der großen Kundgebungen mit dem

Führer oder mit Göbbels oder Hess gezeigt wurde. Aber das ist nicht dasselbe. Das hier ist viel größer!

Und ja, verdammt, wenn uns je eine dieser feigen Ratten begegnen sollte, dann werden wir sie erschießen. Weil es unsere Pflicht ist. Anders geht es nun mal nicht.

Wir kehren zurück zu unserer Lagerstelle. Vor dem Mittagessen findet keine Ausbildung mehr statt. Auf dem Weg überlegen wir, wann es für uns an die Front geht.

»Wir sind bestimmt noch nicht dran«, meint Hannes. »Wir sind doch erst drei Wochen hier.«

»Glaubst du das wirklich?«, fragt Martin, »Ich nicht.«

Bisher war es immer um Geländeverluste in den besetzten Gebieten gegangen. Aber Roetgen gehört zum Deutschen Reich. Walter breitet seine Karte aus. Es sind kaum zwanzig Kilometer von Roetgen bis hier.

»Keine Sorge, dazwischen liegt der Westwall«, sagt Willi zuversichtlich.

Wir nicken. Stimmt, der Westwall. Der Westwall und wir. Wir werden die Amis schon stoppen. Wir werden siegen, weil wir siegen müssen.

Ein paar Tage später erklärt uns einer der Standartenjunker, dass wir am kommenden Montag unsere Marschbefehle erhalten und dann die 275. Infanteriedivision in ihrem heldenhaften Kampf gegen die übermächtig vorrückende 1. Armee der Amerikaner unterstützen werden.

»Das ist die von Omar Bradley«, flüstert Martin mir zu.

Die 1. US-Armee wird von General Omar Bradley befehligt. Er ist eine Legende. Er gilt als unschlagbar. Und ab Montag sollen wir

gegen ihn kämpfen. In vier Tagen. Wir haben noch keine Helme, keine Uniformen, keine Gewehre und nicht mal Pistolen. Es klingt wie ein Todesurteil. Doch dann wendet sich mein Blatt plötzlich ganz unerwartet.

»Das kommende Wochenende habt ihr frei«, verkündet der Standartenjunker. »Geht heim zu euren Familien, vergnügt und erholt euch und esst euch satt! Bis Sonntag um 18 Uhr seid ihr wieder hier.«

Mein Herz macht einen großen Sprung, und wieder würde ich am liebsten laut jubelnd loslaufen vor Glück. Ich werde Maria sehen, morgen Abend schon, dann übermorgen den ganzen Tag und Sonntag früh auch noch. Drei Tage mit Maria. Also fast.

»Na endlich! Endlich geht es los!«, jubelt Franz mit geballter Faust.

»Hauptsache, wir kommen vorher noch mal nach Hause«, sage ich.

»Um unser Testament zu machen«, erwidert Martin mit einem bitteren Lachen. Manchmal geht er mir wirklich auf den Sack mit seiner schlechten Laune.

Am Nachmittag bringen sie uns noch bei, wie wir mit Haftminen feindliche Panzer zerstören können. Immerhin scheint es von diesen Hafthohlladungen, wie sie richtig heißen, noch genügend zu geben. Blöd ist nur, dass man sehr nah an den feindlichen Panzer herankommen muss, um eine der Haftminen anzubringen. Die besten Chancen hat der Soldat, wenn er sich mit der Mine in ein Erdloch eingräbt und dann wartet, bis ein feindlicher Panzer genau über ihm ist. Dann kann er die Mine ganz einfach am Boden des Panzers anheften und zünden. Was geschieht, wenn der Panzer dann nicht schnell genug weiterfährt, sagt der Ausbilder uns nicht. Wir können es uns aber denken. Auch was geschehen wird, wenn die Besatzung

des Panzers das Erdloch bemerkt, bevor sie ihren Panzer drüberfahren lassen.

Ich kann mich auf diese Themen heute aber nur schlecht konzentrieren. In meinem Kopf hat sich ein anderer Gedanke breitgemacht. Ich könnte Maria am Wochenende fragen, ob wir uns verloben wollen. Ich habe leider noch nie eine Verlobung miterlebt und bin nicht mal ganz sicher, was es genau bedeutet. Jedenfalls verspricht man sich, später zu heiraten, so viel ist klar. Alles andere ist nicht so wichtig. Und man braucht Ringe. Das ist sehr wichtig.

»Wenn ihr aber einen Sherman mit einer 75-mm-Kanone vor euch habt, dann müsst ihr aufpassen! Der hat das nicht«, erklärt der Ausbilder jetzt mit mahnender Stimme.

Was hat der nicht? Ich schaue fragend zu Walter, der neben mir steht. Aber er versteht meinen Blick nicht. Oder er hat selbst nicht richtig zugehört. Jedenfalls nickt er mir nur kurz zu und sieht dann wieder zu seinen Stiefeln. Muss man eigentlich die Eltern fragen, bevor man sich verlobt? Oder erst bevor man heiratet? Vater hat mal davon erzählt, wie er bei Mutters Vater – also meinem Opa –, um ihre Hand angehalten hat. Aber war das vor der Verlobung oder danach? Und wen fragt man, wenn jemand gar keine Eltern mehr hat? Ihren Onkel, den Bürgermeister? Ach du Kacke.

Auf dem Weg zurück zu unserem Lager mache ich einen kleinen Umweg und gehe bei den Funkmeldern vorbei. Sie haben dort eine kleine Werkstatt, und da gibt es auch verschiedene Drähte, aus Kupfer und aus Messing und anderen Metallen. Der Funker will gar nicht wissen, wofür ich den Draht brauche. Er gibt mir schnell ein paar kleine Rollen, während er auf den Telegrafen schaut, der gerade eine Nachricht empfängt. Mehr als genug Material, um daraus zwei Ringe zu flechten.

Nein, ich werde den Bürgermeister nicht erst um Erlaubnis fragen, beschließe ich auf dem Weg zu unserer Lagerstätte. Die Zeit ist zu knapp, und wenn er dann Nein sagt? Oder mich wieder in peinliche Gespräche zu Fortpflanzung oder ihrer Vermeidung verwickelt? Nein, das ist mir zu riskant. Ich werde Maria fragen, und sonst niemand.

Den anderen geht es ähnlich wie mir. Die Aussicht, morgen zu Hause zu sein, hat unsere Stimmung sehr verbessert. Überall wird gewaschen und sortiert und gepackt. Die Gespräche sind lauter und fröhlicher als in den letzten Tagen. Es wird endlich wieder gescherzt und auch gelacht. Sogar der fiese Nieselregen, der immer wieder gefallen ist, hat aufgehört, und die Sonne scheint hier und da durch die größer werdenden Risse in den Wolkenbergen.

Ich setze mich etwas abseits, um die Ringe für meine Verlobung mit Maria herzustellen. Aus je drei etwa gleichlangen Stücken Kupferdraht flechte ich zunächst zwei Kupferzöpfe, dann einen aus Messing, und schließlich verflechte ich die zwei Kupferzöpfe mit dem einen aus Messing, sodass sich ein schönes Muster ergibt. Der erste Versuch misslingt, weil ich beim Zuschneiden der Drahtstücke unterschätzt habe, wie viel kürzer der Zopf im Vergleich zum Ausgangsmaterial ist. Aber ich habe noch genug Draht für einen weiteren Versuch. Jetzt reicht die Länge zwar perfekt um meinen Ringfinger, aber wie verbinde ich die beiden Enden des Zopfes zu einem festen Ring, ohne dass ein hässlicher Knoten entsteht?

»Was soll das denn werden?«, fragt Walter, der plötzlich direkt hinter mir steht.

»Ein Ring«, antworte ich.

»Und wofür?«, will Franz wissen.

»Für Maria«, sage ich. »Ich will mich mit ihr verloben.«

»Red keinen Scheiß!« Franz setzt sich zu mir. »Du willst die doch nicht heiraten?«

»Doch.«

»Ist nicht dein Ernst«, sagt Walter lachend. Es ist das erste Mal seit Tagen, dass er lacht. »Und wie willst du das anstellen?«

»Weiß ich noch nicht genau.«

Franz bietet seine Hilfe an. »Ich kann dir zeigen, wie das geht.« Ich muss an die Szene mit Gerti und der Wurst denken, sage aber lieber nichts. Auch Franz war schon lange nicht mehr so gut gelaunt wie heute.

»Ich war doch dabei, wie der Helmut und die Grete sich verlobt haben«, sagt er und nimmt mir den Ring ab. »Jetzt gib schon her!«

»Walter, stell dich mal da hin. Du bist jetzt kurz die Maria.«

Walter ist zu überrascht, um nicht mitzuspielen. Er stellt sich also gehorsam auf die ihm zugewiesene Position. Franz sammelt sich und atmet einmal tief ein. Dann kniet er vor Walter nieder und nimmt seine Hand. »Meine geliebte Maria! Ich liebe dich über alles«, sagt er mit schmachtender Stimme.

»Ich liebe dich auch, Franzl«, antwortet Walter mit piepsiger Stimme. Er legt den Kopf dabei etwas schief und klimpert mehrfach mit den Augenlidern.

»Jetzt sei doch mal ernst«, herrscht Franz ihn an.

»Oh ja, gern, mein liebster Franzl.«

»Maria, ich liebe dich. Ich kann mir ein Leben ohne dich nicht mehr vorstellen. Willst du meine Frau werden?«

»Oh ja, Franzl. Aber nur wenn du mich auch in deine Mettwurst beißen lässt«, flötet Walter.

»Was würde ich nur ohne euch machen?«, frage ich lachend.

Ein paar der anderen Jungen wollen das Schauspiel miterleben und sind näher gekommen. Und plötzlich steht ein Standartenjunker neben mir. Manfred stellt sich zu ihm. Der Unteroffizier mustert Franz und Walter und mich, als wären wir drei besonders seltene

Exemplare. Selten dämliche Exemplare, denke ich, für so eine Albernheit unser freies Wochenende aufs Spiel zu setzen. Wir haben vor Schreck das Atmen eingestellt und warten auf das Donnerwetter, das jeden Moment über uns niedergehen wird. Mit Homos wird hier kurzer Prozess gemacht. Wir sind zwar keine Homos, aber der Fahnenjunker scheint das nun zu denken, so grimmig, wie er schaut. Mit langsamen Schritten dreht er eine Runde um uns herum. Es ist totenstill.

»Höchste Zeit, dass ihr heim zu euren Mädchen kommt«, sagt er dann, lacht und geht kopfschüttelnd weiter. Ich bilde mir ein zu hören, wie der Druck aus Franz und Walter entweicht. Unzucht unter Männern, das ist kein Spaß. Manfred sieht dem Fahnenjunker empört hinterher. Hatte er uns verpetzt und gehofft, dass wir dafür bestraft werden? Diesem Kerl ist alles zuzutrauen.

Erst vor ein paar Tagen hatte es ein paar Zelte weiter großen Ärger gegeben. Da wurden nachts zwei Jungen dabei erwischt, wie sie »es« miteinander getrieben haben, wie Hannes es nennen würde. Die beiden wurden ohne viel Federlesens verhaftet und abgeführt. Es hieß am nächsten Tag, sie seien nach Niederhagen ins Konzentrationslager gebracht worden. Da ist es schlimmer als in jedem Gefängnis, heißt es. Aber vielleicht wurde das auch nur erzählt, als abschreckendes Beispiel für die unter uns, denen ein Rauswurf ganz gelegen käme, und vor allem für die, denen die eigene Hand auf die Dauer zu langweilig wird. Das mit den Nutten ist vielleicht doch keine so schlechte Idee, denke ich, während ich wieder versuche, die beiden Enden meiner Kupfer-Messing-Zöpfe irgendwie miteinander zu verknoten, um einen Ring aus dem Zopf zu machen. Aber hier gibt es keine Nutten, und die wenigsten von uns sind so glücklich wie ich und haben zu Hause ein Mädchen, das sie lieben und das sie liebt und das sie morgen endlich wiedersehen.

19.

Schon lange vor Sonnenaufgang bin ich gewaschen, angezogen und abmarschbereit. Ich treibe meine Freunde zur Eile an. Wir aus Steinbach haben verabredet, gemeinsam nach Hause zu marschieren und am Sonntag dann wieder hierher zurück. Aber wenn jemand trödelt, dann werde ich ganz bestimmt nicht auf ihn warten. Jede Minute, die wir eher daheim sind, ist kostbar.

Die harte Ausbildung in den letzten Wochen hat sich gelohnt, denke ich, als wir auf dem nördlichen Kamm der Kall-Schlucht angekommen sind. Sogar Hannes hält gut mit und fängt nicht mehr gleich an zu schnaufen, wenn es mal ein Stück bergauf geht. Die Angst vor der täglichen Demütigung beim Latrinendienst hat ihn so sehr angespornt, dass er abends oft noch freiwillig trainiert hat.

Jetzt hat er sogar noch Luft, um uns von der Tochter seiner Nachbarn zu berichten, von Liesel, der Tochter des Bäckermeisters. Im Haus des Bäckers gibt es nicht nur fließendes Wasser, wie in den meisten Häusern unten im Ort. Nein, sie haben sogar ein richtiges Badezimmer mit einer eingemauerten Badewanne, berichtet Hannes begeistert. Denn die Wanne darf auch die Liesel einmal in jeder Woche nutzen, am späten Freitagnachmittag, nachdem sie den Laden abgesperrt hat, um ein Bad zu nehmen. Und das weiß Hannes so genau, weil man ihr von einem bestimmten Ast eines bestimmten Baumes im Garten von Hannes' Eltern dabei zusehen kann. Allerdings nur, wenn sie das Fenster des Badezimmers auch offen stehen lässt. Diese Konstellation hatte sich bisher leider nur ein einziges Mal er-

geben. Das war, ein paar Wochen bevor wir einberufen wurden. Aber Hannes nennt uns eine ganze Reihe guter Gründe, die ihn vermuten lassen, dass diese Konstellation sich heute am späten Nachmittag ein zweites Mal ergeben wird. Und deshalb hat Hannes es ähnlich eilig wie ich. Und das macht es mir sehr viel leichter, unseren Trupp auf Marschtempo zu halten.

Doch dann bleibt Franz plötzlich stehen. Er starrt andächtig auf einen Wegweiser, der den Weg zur Ordensburg Vogelsang weist. Wie eine Festung liegt sie auf einem der höchsten Berge der Gegend, so mächtig, dass man sie schon aus großer Entfernung mit bloßem Auge sehen kann. Vogelsang! Da war sogar der Führer schon einige Male zu Besuch gewesen, und andere wichtige Männer. Dort werden unsere Offiziere und Generäle ausgebildet, und es gibt eine Adolf-Hitler-Schule. Wie jeder Pimpf in der Gegend hab auch ich davon geträumt, dort mal zur Schule gehen zu dürfen. Das hat leider nicht geklappt. Aber in diesem Moment spüre ich wieder den Stolz, für unser Vaterland kämpfen zu dürfen, und die Zuversicht, dass alles gut wird und wir siegen. Noch stärker ist nur mein Drang, endlich nach Hause und zu Maria zu kommen. Also los jetzt. Genug getrödelt.

Am späten Vormittag kommen wir schon in Schmidt an. Es ist Wochenmarkt, aber keiner von uns hat genug Geld, und das Angebot ist ziemlich dürftig. Also gehen wir zügig an den Ständen vorbei Richtung Kirche, an der wir links abbiegen müssen. Gleich hinter der Kirche steht ein Posten der GFP. Einer der Feldpolizisten lehnt an seinem Krad und ist damit beschäftigt, sich eine Zigarette zu drehen. Als er uns sieht, steckt er den Tabak schnell weg, richtet sich auf und kommt auf uns zu.

»Wo wollt ihr hin?«, ruft er uns entgegen. Seine rechte Hand liegt schon auf dem Griff der Pistole in seinem Gürtel.

»Nach Hause. Wir haben Ausgang!«, rufe ich zurück und krame in der Vordertasche meines Rucksacks nach dem Urlaubsschein. Der Feldpolizist lässt sich auch die Scheine der anderen zeigen, prüft sie und gibt sie uns zurück.

»Nicht verlieren! Da vorne hängt schon einer, der hatte keinen Schein!«

Er weist mit dem Kinn die Straße hinauf.

Er wünscht uns ein schönes Wochenende, wir grüßen ihn mit einem knappen »Heil Hitler!« und gehen weiter, beklommen, gespannt, Schritt für Schritt, fast als wäre das Gebiet vermint. Ein paar Schritte weiter, dann taucht er hinter einem Haus auf. Ein alter Baum mit kräftigen Ästen, daran hängt an einem Seil reglos ein Mann, nein, kein Mann, ein Junge, es ist ein Junge, ungefähr so alt wie wir, es ist Peter, unser Peter, der zu unserem Zug gehörte und vor ein paar Tagen plötzlich verschwunden ist. Jetzt hängt er da, tot, erhängt, mit merkwürdig schräg abgeknicktem Kopf, das Gesicht zu einer schrecklichen Grimasse verzogen, die Augen noch halb offen und mit einem Schild aus Pappe, das ihm jemand um den Hals gehängt hat.

So sterben alle VATERLANDSVERRÄTER!

steht auf dem Schild, vermutlich von den Feldpolizisten, die ihn aufgegriffen und erhängt haben, hastig auf den Karton gepinselt.

Ich ertrage den Anblick nicht und kann doch nicht wegschauen. Walter steht neben mir, den Mund weit aufgerissen, als würde er schreien, aber er gibt keinen Ton von sich.

»Das hätte ich nicht von dem gedacht«, murmelt Franz.

Ich kann mir denken, was er meint. Martin spuckt auf den Boden, oder Franz vor die Füße, das ist nicht ganz klar. Er sieht zurück zu

dem Feldpolizisten. Von da, wo er mit seinem Krad steht, kann er uns und den Baum und den toten Jungen nicht sehen.

»Wer hilft mir?«, fragt Martin ruhig und geht die paar Schritte auf Peter zu, ohne eine Antwort abzuwarten.

Paul versteht sofort, was er vorhat. Er zieht sich mit beiden Armen an dem Ast hoch, setzt sich darauf und zieht sein Messer. Martin packt sich Peters Beine und hebt ihn etwas an, sodass Paul das Seil durchtrennen kann. Wie ein schwerer Sack Getreide fällt der Leichnam über Martins Schulter. Sein Gewicht lässt Martin taumeln und beinahe das Gleichgewicht verlieren. Er legt den toten Peter auf die Wiese unter den Baum, nimmt ihm das Schild ab, löst den Strick von seinem Hals, schließt ihm die Augen und bedeckt ihn dann mit seiner Woldecke.

Ich sehe nervös zurück zu dem Feldpolizisten. Aber der bleibt zum Glück, wo er ist. Martin faltet die Hände und spricht ein »Vater unser«. Dann gehen wir weiter. Franz sagt kein Wort zu alledem.

Und in der nächsten Stunde sagt keiner von uns mehr ein Wort. Stumm marschieren wir weiter, bis wir die Anhöhe nördlich der Tal Sperre erreichen. Ein gespenstischer Anblick. Von hier oben sieht es aus, als wäre kaum noch Wasser in dem See. Der Staudamm wird von mehreren Flak-Geschützen gegen Angriffe feindlicher Bomber geschützt. Wenn sie die Staumauer zerstören, dann würde es nur einige Minuten dauern, bis eine gewaltige Flutwelle unser Heimatdorf wegriß und fortspült. Unser Hof hätte eine kleine Chance, hat Mutter mal gesagt, weil er etwas außerhalb und deutlich höher als der Ort liegt. Aber das Postamt, der Gasthof, die Kirche, all die Häuser unten am Fluss, die Bäckerei mit der Badewanne und der Baum in Hannes' Garten wären dann Vergangenheit. Wahrscheinlich lassen sie deshalb das Wasser nach und nach ab. Dann können die Amis die Staumauer bombardieren, solange sie wollen.

Wir kommen über die Holzbrücke über die Urft und an der Wiese vorbei, an unserer Wiese, auf der wir diesen und all die Sommer davor verbracht haben. Das Gras ist jetzt bedeckt von faulendem Laub, das die Bäume auf der anderen Seite des Flusses schon haben fallen lassen. So heiß der Sommer war, so plötzlich ist der Herbst eingebrochen in diesem Jahr. Ob wir noch einen gemeinsamen Sommer auf unserer Wiese erleben werden? Mit Wasserschlächten und mit den Arschbomben von Hannes, mit gestohlenem Schnaps und Lagerfeuer? Wie damals, vor ein paar Wochen?

»Wir sind mitten im Krieg, aber hier bei uns findet er nicht statt«, habe ich kurz nach meinem Geburtstag in Marias Büchlein geschrieben. Damals, vor nicht mal einem Monat. Jetzt stimmt der Satz nur noch halb.

Wir sind mitten im Krieg.

20.

Im Ort ist es ruhig. Bisher hat niemand etwas von unserer überraschenden Heimkehr mitbekommen. An der Kirche trennen sich unsere Wege, wie immer. Wir verabreden uns für Sonntagvormittag um neun zum Rückmarsch nach Germeter.

Ich hatte eigentlich vorgehabt, gleich als Erstes zu Maria zu gehen. Aber seit wir Peter gefunden haben, bin ich mir nicht mehr sicher. Ich will sie unbedingt sehen, so bald wie möglich. Und ich werde mich mit ihr verloben. Aber ich muss erst die düsteren Gedanken loswerden.

Die anderen wünschen mir augenzwinkernd viel Erfolg und geben mir dann zum Abschied die Hand. Martin sieht gespannt zu mir. Erwartet er, dass ich etwas sage? Dass ich etwas zu Franz sage? Ich mache einen Schritt auf ihn zu, und diesmal bin ich es, der ihn umarmt. Zum Abschied und zum Dank.

Langsam gehe ich den Hügel hinauf zu unserem Hof.

Emil sieht mich als Erster, jedenfalls kommt er mir entgegengeläufig, so schnell er kann. Wir haben all die Jahre nie besonders viel gesprochen oder miteinander gemacht. Wie viel ich ihm bedeute, das habe ich erst gespürt, als klar war, dass ich in den Krieg gehen werde. Und ganz begreife ich es vielleicht erst jetzt, als er mir ungebremst in die Arme springt und mich fast zu Fall bringt mit der Wucht, mit der er mich mit seinen Armen und Beinen umarmt.

Ich setze ihn ab und lege ihm den Arm um die Schulter, und dann gehen wir zusammen hoch zum Haus. Emil zeigt mir stolz den

Garten, der in bestem Zustand und bereit für den Winter ist. Plötzlich bleibt er stehen und sieht zu mir.

»Warst du jetzt schon an der Front?«, fragt er mich und mustert mich dabei, als wollte er prüfen, ob vielleicht irgendwas an mir fehlt.

»Nein, noch nicht. Aber nächste Woche«, antworte ich und muss ein wenig lächeln.

»Und warum lachst du?«

»Nichts. Es war nur ein Gedanke.«

»Bestimmt an Maria.«

»Vielleicht«, sage ich und zeige ihm die beiden Ringe. Er betrachtet sie genau, vor allem die Knoten, die mir nicht wirklich gelungen sind. Mutter kommt uns aus dem Haus entgegen.

»Hast du schon Urlaub?«, fragt sie skeptisch.

»Nur das Wochenende«, entgegne ich. Sie nickt ernst.

»Nächste Woche geht er an die Front«, sagt Emil stolz.

»Schön, dass du da bist«, sagt sie und gibt mir einen Kuss.

Wir gehen in die Stube, und während ich meinen Rucksack auspacke, erzähle ich den beiden, was ich so erlebt habe in den letzten Wochen. Den Kameraden, der als Deserteur erhängt wurde, lasse ich lieber weg. Ebenso die Probleme mit dem Nachschub und den Latrinendienst, den Hannes und Franz leisten mussten.

Es passt vieles nicht mehr zusammen, was früher gepasst hat. Oder zu passen schien. Vielleicht habe ich früher auch nur nicht so viel darüber nachgedacht. Ist auch egal. Jetzt passt es jedenfalls nicht mehr. Vieles von dem, was ich erlebt habe, will ich nicht erzählen, weil ich mich dafür schäme, also behalte ich es lieber für mich. Ich lüge zwar nicht, aber es fühlt sich so ähnlich an.

Dann überlege ich, ob ich nicht doch jetzt gleich zu Maria gehen sollte. Sie weiß ja noch gar nicht, dass ich hier bin. Vielleicht hat sie morgen gar keine Zeit.

Ich verspreche Mutter und Emil, bis zum Abendessen wieder zurück zu sein, tausche hastig die Uniform gegen meine zivile Kleidung und mache mich dann schnell auf den Weg. Jetzt hatte ich gar keine Zeit mehr, um mir zu überlegen, was ich ihr eigentlich sagen soll. So wie Franz es vorgemacht hat, mache ich es ganz bestimmt nicht. Sonst denkt sie, ich bin nicht mehr ganz dicht, und sagt sofort Nein. Nein, Unsinn. Sie sagt bestimmt nicht Nein. Seit ihrem Brief bin ich ganz sicher, dass sie Ja sagen wird. Es ist gar nicht so wichtig, wie ich es sage. Ich darf mich eben nur nicht so dumm anstellen wie Franz bei Gerti.

Auf dem Weg komm ich am Haus von Walter vorbei. Er sieht reglos aus dem Fenster seiner Kammer im ersten Stock, bis er mich bemerkt. Er öffnet das Fenster und lehnt sich raus.

»Ist es so weit?«, fragt er.

Ich nicke. »Drück mir die Daumen.«

»Mach ich!« Er winkt mir, und ich gehe weiter.

Genau wie früher verstecke ich mich im Gebüsch und werfe mit kleinen Steinchen gegen ihr Fenster. Nur einen Moment nachdem mein erster Wurf – mein erster Wurf seit ungefähr vier Wochen – klackend ihre Scheibe getroffen hat, reißt sie das Fenster auf und schaut raus, sucht gespannt die Umgebung nach mir ab. Ich warte noch einen Moment, dann stehe ich auf und gebe mich zu erkennen. Sie scheint für einen Moment zu überlegen, ob sie gleich aus dem Fenster auf mich zuspringen soll, entscheidet sich dann aber zum Glück doch für den etwas längeren, aber weniger gefährlichen Umweg über die Treppe.

Wenige Sekunden später kommt sie aus der Haustür auf mich zugeschossen. Im Gegensatz zu Emil bremst sie aber plötzlich und abrupt zwei oder drei Schritte vor mir ab, bleibt mit diesem Abstand zu mir stehen, als wäre sie plötzlich eingefroren, betrachtet

mich strahlend, bevor wir einige Sekunden später wie zwei Magnete mit gegensätzlichen Polen aufeinander zuschießen, einander umarmen, uns umeinanderdrehen und dabei eins werden, unsere Münder, unsere Gesichter, unsere Körper, so fest es geht, aneinanderdrücken, uns aneinanderpressen, uns gegenseitig festhalten und küssen und küssen und küssen. Es fehlt nicht viel, dann treiben wir »es« gleich hier auf offener Straße. Aber ganz so weit lassen wir es dann doch nicht kommen.

»Komm mit mir«, sage ich zu ihr, »ich muss dich was fragen.«

»Dann frag doch«, erwidert sie.

»Es ist aber geheim. Lass uns lieber ... « Ich ziehe sie an der Hand vom Hof ihres Onkels weg, den Feldweg entlang zu der Streuobstwiese, an den Apfelbäumen vorbei in ein Wäldchen, das dort an die Wiesen und Felder grenzt.

»Jetzt frag schon«, drängelt Maria lachend.

Aber ich will erst ganz sicher sein, dass uns niemand hört, und ziehe sie weiter hinter mir her, tiefer in das Wäldchen hinein, bis wir auf einer kleinen Lichtung ankommen. Es ist inzwischen fast dunkel geworden. Ich sehe mich um, in welche Richtung wir weiterlaufen könnten.

»Hier ist doch niemand«, sagt Maria. »Was gibt es denn?«

Ich zögere, sehe mich noch mal gründlich in alle Richtungen um, nehme ihre Hände in meine und sehe ihr in die Augen.

»Weißt du, ich wollte dich etwas fragen ... Ich liebe dich, Maria!«

»Ich liebe dich auch. – Das ist aber keine Frage.«

»Nein, ich weiß, es ist nur ...« Ich hätte mir das doch besser vorher überlegt. Jetzt stottere ich wie ein blöder Trottel. »Am Montag müssen wir an die Front, weißt du, und deshalb ...«

Maria sieht mich ungeduldig an. Also raus damit.

»Willst du meine Frau werden?«

Sie starrt mich regungslos an. Alle Farbe weicht aus ihrem Gesicht. War das vielleicht zu direkt?

»Maria?« Aber sie bleibt wie eingefroren. »Ich liebe dich, Maria, und ich will mein Leben mit dir leben, nur mit dir. Und deshalb dachte ich ...«

Maria befreit ihre Hände aus meinen und wendet sich ab.

»Maria?«, frage ich ihr ratlos hinterher. »Weinst du etwa?«

Sie setzt sich auf einen Baumstamm und vergräbt das Gesicht verzweifelt in ihren Händen.

»Ich weiß, ich hab mich oft schlecht benommen, aber ich verspreche dir, ich werde alles dafür tun, damit du glücklich bist.«

Gespannt setze ich mich zu ihr. Die Gedanken schießen wild durch meinen Kopf. Ich hatte mir das so oft vorgestellt in den letzten Tagen, in meiner Fantasie ausgemalt, wie ich sie fragen und wie sie darauf reagieren würde, wie wir uns dann weinend vor Glück in die Arme fallen. Aber diese Version war nicht dabei. Dass sie gar nichts sagt und nur weint. Vielleicht weint sie ja vor Glück? Aber das sieht eigentlich anders aus, soweit ich es beurteilen kann. Was hab ich denn falsch gemacht? Ich nehme die Ringe aus der Hosentasche.

»Schau mal, Maria, die Ringe hab ich für uns gemacht.«

Sie schaut aus verweinten Augen auf und versucht zu lächeln.

»Sie sind wunderschön«, sagt sie, und ich schöpfe für einen Moment Hoffnung, dass sich doch noch alles fügt, dass das hier irgendwie doch ein gutes Ende nimmt.

»Wir können nicht«, sagt sie im nächsten Moment. »Wir können nicht heiraten. Ich ... ich bin nicht die, für die du mich hältst.«

Mit diesen Worten erhebt sie sich und marschiert weg, schnell und entschlossen, zurück in die Richtung, aus der wir gekommen sind.

»Maria«, rufe ich hinterher. Jetzt weine ich. »Maria, warte!«

Sie bleibt stehen, sieht zu mir, zögert, reißt sich los von was auch

immer sie von mir wegzieht, kommt wieder zu mir zurück, geht, läuft, rennt auf mich zu, fällt mir um den Hals.

»Ich liebe dich auch, Jakob. Ich liebe dich mehr, als du dir vorstellen kannst.« Sie atmet heftig in meinen Armen. »Aber es geht einfach nicht. Wir können nicht heiraten.«

»Aber warum denn nicht?«, frage ich schluchzend.

Sie löst sich von mir und sieht mir in die Augen. Sie schluckt.

Dann atmet sie einmal tief durch und spricht dann ganz ruhig.

»Ich heiÙe nicht Maria.

Mein richtiger Name ist Hannah.

Hannah Dankner. Ich bin Jüdin.

Eigentlich sollte ich schon lange nicht mehr leben.

Und mein Onkel – ist auch nicht mein Onkel.

Er hat mich bei sich aufgenommen, als seine Nichte, um mir das Leben zu retten.

Und eigentlich darf ich dir das alles gar nicht sagen, weil es gefährlich ist, viel zu gefährlich, für ihn und für dich.

Verstehst du?

Verstehst du, Jakob?«

Nein.

Nein. Ich verstehe nicht.

Ich verstehe überhaupt nichts mehr.

Ich glaube, ich muss kotzen. Alles dreht sich. Alles tut weh. Als hätte mich ein Faustschlag mit voller Wucht am Kopf getroffen. Hat sie mich die ganze Zeit belogen und betrogen? Oder lügt sie jetzt? Das kann alles nicht stimmen.

Ich renne weg, weg von ihr, weg von dieser Lichtung, renne zurück zum Dorf und dann wieder auf die Felder hinaus, ohne Ziel und ohne die geringste Hoffnung auf irgendetwas, das mir noch helfen kann.

21.

Irgendwann stehe ich völlig entkräftet auf dem Hof unserer Volksschule, die ich bis vor dem Sommer noch täglich besucht habe. Hinter dem Schulgebäude gibt es eine kleine Turnhalle. Ich drücke die Klinke herunter. Die Tür ist nicht abgeschlossen, also gehe ich rein. Es riecht nach Bohnerwachs und dem Gummi der Turnmatten und ein bisschen nach kaltem Schweiß. Es riecht nach meiner Kindheit, nach einer Zeit, in der ein Treffer beim Völkerball das Schlimmste war, was einem passieren konnte.

Was Maria gesagt hat, kann einfach nicht wahr sein, denke ich immer wieder. Es kann ganz einfach nicht sein. Aber es muss stimmen, weil es überhaupt keinen Grund gibt, sich so etwas Gemeines auszudenken. So drehen sich die Gedanken weiter und weiter im Kreis und schlagen bei jeder Umdrehung mehrfach heftig gegen meine Schädeldecke. Ich werde schier wahnsinnig! Das kann doch nicht sein! So viele Stunden lang haben sie uns beigebracht, Juden zu erkennen, im Naturkundeunterricht und auch bei der Hitlerjugend. Alles, was sie uns über die Juden erzählt haben, ist falsch, wenn wirklich stimmt, was Maria sagt, dass sie eine Jüdin ist. Es kann einfach nicht stimmen. Aber es muss stimmen. So eine verdammte ScheiÙe! Was soll ich denn jetzt machen?

Soll ich sie anzeigen? Und unseren Bürgermeister gleich mit? Das kann ich nicht! Das kommt überhaupt nicht infrage! Aber wenn ich es nicht mache, wenn ich sie nicht melde, bin ich dann nicht auch ein Verbrecher? Und bin ich das nicht sowieso schon, weil ich Martin

heute nicht davon abgehalten habe, den toten Jungen von dem Baum zu nehmen? Weil ich nicht gemeldet habe, dass er diesem Verräter ein bisschen Würde geschenkt hat? Ich habe nicht eingegriffen, und ich habe es nicht gemeldet. Im Gegenteil, ich habe mich heimlich darüber geärgert, dass ich mal wieder nicht mutig genug war. Dass ich zu feige war, um Martin zu helfen, aber Paul nicht. Was er getan hat, mit Pauls Hilfe, war streng verboten, und er hat es trotzdem gemacht, weil es richtig war. Und weil er der mutigste Mensch auf der Welt ist. Und ich hätte ihm gern geholfen. Auch wenn der Junge uns verraten und im Stich gelassen hat.

Wenn es verboten ist, das Richtige zu tun, und wenn man gezwungen wird, Dinge zu tun, die falsch und feige sind, dann kann das ja nicht passen. Dann passt irgendwann überhaupt nichts mehr. Das wird mir plötzlich klar. Vieles wird jetzt klarer. Die Gedanken drehen sich etwas langsamer, und die Schläge von innen gegen meinen Schädel werden seltener.

Der lederne Boxsack hängt an seinem Seil von der Decke, genau wie damals, vor einer halben Ewigkeit, vor kaum vier Wochen, als wir noch Kinder waren und Völkerball gespielt und um die Wette geboxt haben. Ich ziehe die Jacke und meine Stiefel aus und fange an, den Boxsack mit meinen bloßen Fäusten zu bearbeiten. Langsam tänzele ich um ihn herum, als wäre er mein Gegner, schlage immer wieder gezielt zu, so fest ich kann, schlage immer schneller, immer fester zu, als wollte ich nicht einen Kampf gewinnen, sondern diesen verdammten Sack töten.

Aber wie es aussieht, wird dieser alte Ledersack eher mich töten, wenn ich so weitermache. Die Knöchel meiner Hände bluten schon, ich bin völlig erschöpft, aber ich kann einfach nicht aufhören. Ich schlage weiter und weiter auf den Sack ein.

»Da bist du ja«, ruft Emil plötzlich. Er steht mit großen Augen in der halb offenen Tür der Turnhalle und winkt unsere Mutter zu sich. Ich erstarre und halte mich an dem Boxsack fest, ich kann mich aus eigener Kraft kaum noch auf den Beinen halten. Mutter kommt zur Tür herein, schickt Emil heim und schließt die Tür hinter sich. »Was machst du denn hier?«, fragt sie mich.

»Trainieren«, sage ich mit letzter Kraft, dann kann ich nicht mehr. Mir wird schwarz vor Augen, meine Hände und Arme geben nach und rutschen an dem Boxsack ab. Ich gehe ganz langsam zu Boden. Mutter kniet sich zu mir und streicht mir durchs Haar. »Trainieren sie euch denn nicht genug in diesem Lager?«, fragt sie sanft. »Was ist denn passiert? Erzähl schon.«

»Nichts«, lüge ich, und Tränen schießen mir in die Augen. »Ich hab solche Angst, Mama.«

»Hättest du dich nur nicht freiwillig gemeldet. Jetzt ist es zu spät.« Ihre Stimme tut so gut. Ich beruhige mich etwas.

»Was, wenn das alles total falsch ist?«, frage ich sie.

»Wenn was falsch ist?«

Ich zögere und setze mich auf. Ich bin kurz davor, ihr das mit Maria zu erzählen. Aber dann entscheide ich mich doch dagegen.

»Hast du mal einen Juden gekannt? Oder eine Jüdin?«, frage ich sie, statt ihre Frage zu beantworten.

»Ja natürlich, und du auch. Weißt du nicht mehr, die Goldschmidts? Die hatten doch den Kolonialwarenladen.«

Natürlich. Es gab da ein riesengroßes Glas, das immer bis zum Rand voll war mit bunten Bonbons. Es muss ungefähr sechs Jahre her sein, dass sie ihren Laden schließen mussten und von hier weggegangen sind. Jemand hatte ihnen das Schaufenster eingeschlagen und mit weißer Farbe einen Judenstern an die Hauswand gepinselt. Ich war vielleicht neun Jahre alt und sehr traurig, vor allem wegen

der Bonbons, um ehrlich zu sein. Ich hatte mir immer eins aus dem Glas nehmen dürfen, wenn ich mit Mutter bei ihnen einkaufen war, und manchmal auch so. Wenn ich mal allein oder mit Franz vor dem Schaufenster stand und Herr Goldschmidt keine Kunden hatte, dann kam er mit dem Glas zur Tür und hat uns jeden einmal reingreifen lassen.

»Stimmt«, sage ich und überlege wieder, ob ich meiner Mutter von Maria erzählen soll. Maria! Plötzlich frage ich mich, zum ersten Mal seit ich auf der Lichtung vor ihr weggerannt bin, wie es ihr jetzt geht. Was bin ich eigentlich für ein blödes Arschloch?

»Komm, wir gehen heim. Das Essen ist fertig.«

»Geht ihr schon. Ich muss noch kurz zu Maria.«

Mutter nickt und streicht mir durchs Haar und steht dann auf.

»Grüß sie von mir. Und bring sie doch zum Essen mit, wenn sie mag.«

»Danke, ich frag sie.«

Ich will schon in meine Stiefel schlüpfen, doch dann nehme ich sie in die Hand und gehe lieber barfuß, zum ersten Mal, seit ich im Lager passende Stiefel bekommen hatte. Während all der Zeit, die ich mit Maria zusammen bin, war ich immer barfuß. Und auch wenn heute ein kühler Herbsttag ist, fühlt es sich ohne Schuhe viel besser an.

Ein paar Minuten später hänge ich wieder in einem der Büsche vor Marias Fenster und werfe mit Steinchen nach ihrer Scheibe. Aber es rührt sich nichts. Im Haus ist alles dunkel. Entweder schläft sie schon so fest, dass sie das Klacken der Steine an ihrer Scheibe nicht hört, aber das ist unwahrscheinlich. Oder sie ist noch irgendwo draußen. Ich gehe sie also suchen und fange bei der Lichtung an. Und tatsächlich, da sitzt sie noch auf dem Baumstamm, genau wie vorhin. Sie hat mich noch nicht gesehen.

»Wie soll ich dich denn jetzt nennen?«, frage ich vorsichtig, um sie nicht zu erschrecken.

Sie erschrickt trotzdem ein bisschen. Dann steht sie auf und sieht zu mir. »Maria«, sagt sie mit klarer Stimme.

»Also gut. Maria.«

Ich hab mir das nicht vorher zurechtgelegt. Aber es ist klar, was geschehen muss. Ich lasse meine Stiefel fallen und mache noch drei oder vier Schritte auf sie zu. Dann sage ich einfach, was ich denke.

»Es ist mir egal, ob du Maria oder Hannah oder sonst wie heißt. Und es ist mir egal, wer deine Eltern sind und ob sie Juden sind und ob du Jüdin bist. Ich liebe dich, und ich werde dich immer lieben. Bitte versprich mir, dass wir heiraten, wenn der Krieg und das alles vorbei ist.«

»Ich versprech's«, sagt sie und fällt mir erleichtert um den Hals.

Während wir uns noch umarmen, krame ich mit einer Hand nach den Ringen. Als ich sie gefunden habe, löse ich mich ein wenig von ihr, nehme ihre Hand und stecke ihr den kleineren auf den Ringfinger. Dann nimmt sie den anderen Ring und steckt ihn mir auf den Finger. Wir küssen uns.

»Das muss aber geheim bleiben«, sage ich.

»Unsere Verlobung?«, fragt sie verwundert.

»Nein, das darf jeder wissen. Alles, was du vorhin gesagt hast, mein ich.«

»Ja, bitte. Danke.«

»Bitte danke?«

»Bitte geheim halten. Und danke für alles!«

Jetzt bin ich ein Rasseschänder.

22.

Rasseschänder.

Jetzt bin ich ein Rasseschänder.

Ich erschrecke jedes Mal, wenn der Gedanke mir wieder durch den Kopf schießt. Rasseschänder. Schädling. Gefängnis. Konzentrationslager.

Aber es macht mir immer weniger aus. Ich möchte irgendwem erzählen, was mit Maria ist. Aber es ist zu gefährlich. Zu gefährlich für Maria, aber auch für alle, die davon wissen.

Ich komme viel zu spät zum Abendessen. Aber Mutter schimpft nicht. Sie freut sich nur, dass es mir besser geht, und sie sieht mir schmunzelnd zu, wie ich esse und esse und esse. So gut hat noch nie ein Essen geschmeckt. Ich kann einfach nicht aufhören zu essen. Emil will jetzt alles ganz genau wissen, wie sie uns trainieren, wo wir kämpfen werden, mit welcher Taktik, mit welchen Waffen. Er kennt sich besser aus als ich mit den verschiedenen Gewehren und Kanonen und Panzern, von denen wir in unserer Ausbildung bisher nichts gesehen haben. Er kennt die Namen der Generäle und die Bezeichnungen ihrer Armeen. Wenn ich ehrlich davon berichte, wie es in dem Lager zugeht, dann mache ich ihm nur Angst. Also weiche ich seinen Fragen aus. Was ich denke, worüber ich die ganze Zeit nachdenke, das kann ich ihm ohnehin nicht erzählen. Also fachsimpeln wir ein bisschen, über Feldmarschall Model, wie der jetzt an der Westfront aufräumt und wie er es den Amis zeigen wird und wie die V2 einschlagen wird, wenn es bald mehr davon gibt.

Ich glaube kein Wort mehr von dem, was ich sage. Aber Emil merkt es zum Glück nicht. Er ist so glücklich und stolz, dass ich da bin. Ich überlege kurz, ob ich ihm besser die Wahrheit sagen soll, aber was würde ihm das nützen? Es würde sein Leben nur noch schwieriger machen. Und das Leben ist wirklich schwierig genug für ihn.

»Wie geht es denn Maria?«, fragt meine Mutter plötzlich. Ich starre sie erschrocken an. »Hast du sie gar nicht gesehen?«, fragt sie verwundert.

»Doch, hab ich«, sage ich grinsend.

»Also sag schon! Wie geht es ihr?«

Emil sieht etwas verunsichert zwischen uns hin und her. Ich zögere noch einen Moment und spanne sie weiter auf die Folter.

»Wir haben uns vorhin verlobt.«

Schweigen.

Ich zeige ihnen den Ring aus geflochtenem Draht, den ich gebastelt habe und nun am Ringfinger meiner linken Hand trage, wie es sich gehört. Ich versuche, im erstarrten Blick meiner Mutter zu lesen, was in ihr vorgeht. Ob sie sauer ist, ob sie sich für mich freut?

»Was heißt das noch mal genau?«, fragt Emil vorsichtig.

»Sich verloben?«, frage ich überrascht. Das muss er doch wissen. »Verliebt, verlobt, verheiratet« rufen die Kinder jedes Mal lauthals über die Straße, wenn irgendwo ein Junge und ein Mädchen sich mögen oder nur zusammenstehen und miteinander reden. »Das heißt, dass wir uns versprochen haben, zu heiraten.«

Emil nickt zufrieden. »Und wann?«

»Wann wir heiraten? Na, wenn der Krieg aus ist.«

»Herzlichen Glückwunsch«, sagt Emil.

Nur Mutter sagt immer noch nichts. Sie nimmt meine Hand, die mit dem Ring, und streicht darüber. »Wo hast du denn den Ring

her?«, fragt sie mich. Ich drehe meine Hand und zeig ihr den Ring von der anderen Seite.

»Den hab ich selbst gemacht. Aus Draht, von den Funkern.«

Die Drahtenden sind immer noch nicht ganz fachmännisch miteinander verknötet. Das habe ich nicht mehr rechtzeitig hinbekommen. Tatsächlich muss man aufpassen, dass man sich nicht wehtut, wenn man den Ring trägt.

Mutter steht auf und gibt mir einen Kuss aufs Haar. »Hast du gut gemacht«, sagt sie.

Ich bin mir nicht sicher, ob sie den Ring meint, oder die Verlobung. Jedenfalls ist sie nicht sauer. Sie räumt nun den Tisch ab. Und mein Bauch fühlt sich an, als hätte ich einen Zentner Steine verspeist. Aufstehen ist mir nicht möglich.

Am Samstagmorgen werde ich vom Regen wach, der von heftigen Windböen immer wieder gegen das kleine Fenster unserer Schlafkammer geschlagen wird. Der Himmel ist grau, die Wolken hängen tief über dem Ort. Der ausgedehnte Spaziergang, zu dem ich mich mit Maria verabredet habe, wird ziemlich ungemütlich, wenn das Wetter so bleibt.

Emil schläft noch, und ich zieh mir die Decke noch mal über den Kopf. So schnell werde ich wohl kaum wieder in einem richtigen Bett schlafen. Aber die Gedanken beginnen sofort, wieder in meinem Kopf zu kreisen. Ich muss an den jüdischen Jungen denken, den die SS-Männer erschossen haben. Seinen Blick. Sein Flehen. Seinen halb verhungerten Körper. Dieses Geräusch. Der Schuss. Maria würden sie genauso behandeln, wenn sie wüssten, dass sie ... Und mich jetzt auch. Wenn sie wüssten.

Plötzlich erschrecke ich. Daran wird sich ja nichts ändern!, schießt es mir durch den Kopf. Auch wenn der Krieg aus ist, bleibt Maria eine

Jüdin! Bleibe ich ein Rasseschänder! Vielleicht finden sie es nicht heraus, aber wir müssen immer damit rechnen. Wir müssen uns immer verstecken. Vielleicht wäre es besser, wenn wir den Krieg verlieren? Ob sich dann etwas ändert?

Später hört der Regen auf, und nach dem Frühstück gehe ich zum Hof des Bürgermeisters, um Maria abzuholen. Wir gehen stumm nebeneinander her. Alles, was wir besprechen müssen, darf niemand hören. Also schweigen wir lieber, bis wir den Ort hinter uns gelassen haben und ganz sicher niemand mehr in der Nähe ist.

Ich spreche die Frage nicht an, die mich seit dem frühen Morgen beschäftigt. Ich will die wenige Zeit, die mir mit Maria bleibt, nicht darauf verschwenden. Wir haben uns, und alles andere werden wir dann schon sehen.

Als wir wieder bei Maria zu Hause ankommen, lädt ihr Onkel, der also nicht ihr Onkel ist, mich ein hereinzukommen. Maria hat ihm gesagt, dass wir uns verlobt haben. Sie hat ihm nicht gesagt, dass ich weiß, dass sie Jüdin und er nicht ihr Onkel ist. Und das darf er auch nicht wissen, auf keinen Fall, das hat sie mir immer wieder eingebläut. Ich bin also ziemlich angespannt, als wir uns in der Stube an den Tisch setzen.

Eine ganze Wand ist bedeckt mit einem großen Regal, und alle Fächer sind vollgestopft mit Büchern. So viele Bücher habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Gerti ist auch da. Es gibt Kaffee und sogar ein kleines Stück von dem Marmorkuchen, den sie gebacken hat. Ihr Vater gibt sich große Mühe, dass ich mich willkommen fühle. Er ist wirklich ein netter Mensch, denke ich. Seine Frau ist kurz nach Gertis Geburt gestorben. An der Wand hängt ein großes Foto von ihr, in einem kostbaren goldenen Rahmen.

»Ist das deine Mutter?«, frage ich Gerti.

»Ja, und meine Tante«, lügt Maria. Aber niemand bemerkt es.

»Ich freu mich so sehr für euch beide«, sagt Gertis Vater und beglückwünscht uns zu unserer Verlobung.

Ich glaube, er freut sich wirklich. Aber ich kann mich einfach nicht entspannen. Ich sitze kerzengerade am Tisch und habe panische Angst, etwas Falsches oder Dummes zu sagen oder zu tun, mit dem Kaffee das Tischtuch zu bekleckern oder mich sonst irgendwie zu blamieren oder zu verplappern.

Maria spürt das und erlöst mich. Sobald wir unser Stück Kuchen aufgegessen haben, bittet sie um Erlaubnis, dass wir wieder rausgehen dürfen. Hoch auf ihr Zimmer wäre mir lieber gewesen, nicht nur wegen des Regens. Aber dazu müssen wir wohl erst verheiratet sein. Und alles ist besser, als länger hier an diesem vornehm mit einem weißen Leinentuch gedeckten Tisch zu sitzen.

Also gehen wir noch ein bisschen durch den Ort. Ich erzähle Maria davon, wie Franz mir vorgemacht hat, wie ich ihr den Antrag machen soll. Ich spiele jetzt Franz nach, und seinen Blick, als der Unteroffizier plötzlich vor ihm stand. Maria lacht und lacht und kriegt sich kaum noch ein. Ich glaube, sie hat noch nie so viel gelacht.

Am Abend vor dem Schlafengehen verstaue ich ihr Büchlein in meinem Geheimversteck. An der Front käme ich doch nicht dazu, hineinzu schreiben. Die wenige Zeit, die wir für uns haben werden, nutze ich lieber, um Maria zu schreiben. Ich sage es meinem Bruder und bitte ihn, besonders gut darauf achtzugeben. Er starrt mich an und hört auf zu atmen. Die Uhr unseres Vaters liegt unversehrt an Ort und Stelle. Aber Hannes' Zeitschriften sind verschwunden. Ich taste noch mal alles ab und schiebe den Kopf unter das Bett, um nachzusehen, aber die Zeitschriften sind nicht da.

Ich sehe plötzlich zu Emil, und der starrt mich immer noch an, mit inzwischen hochrotem Kopf.

»Hast du etwa ...?«

Er starrt noch etwas länger. Gleich erstickt er. Dann entscheidet er sich doch für das Leben und die Wahrheit, holt erst mal tief Luft und dann die Zeitschriften unter seiner Matratze hervor.

»Hab ich mir ausgeliehen«, sagt er grinsend und hält sie mir hin.

Ich sehe ihn lange an.

Er ist so groß geworden in den paar Wochen. Er muss viel zu schnell erwachsen werden. Dass er sich jetzt auch für nackte Frauen interessiert, ist sicher nicht das Schlimmste daran.

23.

Am Sonntag treffen wir uns zur verabredeten Uhrzeit an unserer Wiese, an der Holzbrücke über die Urft. Es ist alles anders diesmal. Von unseren Eltern kommt niemand, um uns zu winken. Auch Gause ist nicht da. Dafür kommt Maria mit mir, und Emil. Für einen Augenblick denke ich, dass wir uns vielleicht nie mehr wiedersehen. Aber ich schiebe den Gedanken schnell zur Seite, sonst wird der Abschied unerträglich. Wir werden uns wiedersehen. Schon ganz bald. Ich werde überleben, egal wer den Krieg gewinnt. Ich muss es einfach schaffen. Ich bin zu jung, um zu sterben. Mein Leben fängt doch gerade erst an.

Martin sitzt auf dem hölzernen Geländer der Brücke und sieht mit düsterem Blick den Hügel hinauf, Richtung Westen, Richtung Westwall, Richtung Front. Hannes und Paul stehen bei ihm und ziehen abwechselnd an einer Zigarette. Walter und Franz stehen etwas abseits. Als sie uns kommen sehen, starren sie mich an. Ich zwinkere Franz lächelnd zu. Aber sein Blick bleibt finster, fast feindselig. Vermutlich hat er mal wieder Prügel von seinem Vater bezogen.

Ich umarme Maria und gebe ihr einen langen Kuss auf den Mund zum Abschied. Das wird ja wohl erlaubt sein, da wir jetzt verlobt sind. Hannes versteht sofort, was dieser Kuss bedeutet. Er gibt ein lang gezogenes pfeifendes Geräusch von sich, das immer höher wird und in einem Ei-ei-ei-ei endet. Er klingt wie ein kaputter Dampfkessel, der jeden Moment platzt vor Neugier. Hannes strahlt vor Begeisterung. Ich umarme Emil zum Abschied, und Maria noch

mal, und dann gehe ich zu meinen Kameraden. Wir sind vollzählig. Martin springt vom Geländer und nimmt seinen Rucksack, reicht mir die Hand und beglückwünscht mich. Paul und Heinrich machen es ihm nach, und dann marschieren wir los.

Hannes ist so sehr in Gedanken, dass er den Moment des Aufbruchs fast verpasst hätte und nun ein paar Schritte hinter uns herhasten muss, um uns einzuholen. Er greift nach meinem Arm und hält mich zurück.

»Habt ihr es denn jetzt gemacht?«, fragt er aufgeregt flüsternd.

Ich sehe ihn an und muss grinsen. Nein, haben wir nicht. Aber warum soll ich ihm den Spaß an der Vorstellung verderben? Oder mir.

»Das geht dich immer noch nichts an«, sage ich also lachend. »Das hab ich dir doch schon mal gesagt.«

Hannes versteht das als ein Ja. Er starrt mich ungläubig an, schüttelt dabei den Kopf und gibt wieder dieses pfeifende Geräusch von sich. »Du bist so ein Glückspilz!«

Damit hat er allerdings recht. Er strahlt über das ganze Gesicht. Ich gehe weiter, den anderen nach. Hannes muss wieder einen Sprint einlegen, um aufzuholen.

»So ein verdammter Glückspilz. Dann hat der Handbetrieb bei dir jetzt endgültig ausgedient, was?«, stellt er japsend fest.

»Na hoffen wir's«, erwidere ich ganz aufrichtig.

Martin dreht sich im Gehen zu uns um und macht ein paar Schritte rückwärts.

»Habt ihr den Gefechtslärm heute Nacht gehört?«, fragt er. Es hatte ein paarmal ziemlich kräftig gedonnert in der vergangenen Nacht. Emil war davon wach geworden. Ich hab ihm gesagt, dass es ein Gewitter ist. Er ist zu mir ins Bett gekrochen, wie früher, als er noch klein war. Er weiß ganz genau, dass das kein Gewitter ist und dass

jedes Gewitter harmlos ist gegen den Sturm, der da immer schneller auf uns zukommt.

»Habt ihr es gehört?«, fragt Martin noch mal.

Ich nicke.

»Das war keine zehn Kilometer mehr von hier entfernt, wetten?«

Martin hält mir die Hand hin, zum Angebot der Wette. Ich tu so, als würde ich einschlagen, kitzle dann aber nur mit dem Mittelfinger seine Handinnenfläche. Schnell zieht er seine Hand wieder zurück und lacht. Aber nur für einen Moment. Martin lacht eigentlich gar nicht mehr.

Franz und Walter marschieren vornweg und scheinen es besonders eilig zu haben. Wir können nicht mehr hören, was sie sprechen.

»Wartet doch mal«, rufe ich ihnen hinterher. Und tatsächlich bleiben sie stehen und warten, bis wir bei ihnen sind.

»Freut ihr euch denn gar nicht für mich?«, frage ich sie. Beide haben noch kein einziges Wort zu mir gesagt seit heute früh.

»Habt ihr euch jetzt also – wirklich verlobt?«, fragt Franz streng.

»Ja klar«, antworte ich. »Und ich hab es ganz genauso gemacht, wie du es mir gezeigt hast.« Das ist eine Notlüge, um seine Laune etwas zu heben. Aber das scheint nicht zu klappen.

»Und sie hat einfach ›Ja‹ gesagt?«, fragt Franz und klingt wie ein Polizist, der ein Verbrechen aufklären will.

»Ja«, lüge ich wieder und grinse ihn an. Er kann ja nicht wissen, dass es etwas komplizierter war. »Und wenn der Krieg aus ist, dann heiraten wir«, füge ich fröhlich hinzu. »Und ihr werdet dann meine Trauzeugen! Bitte!«

Franz und Walter sehen sich vielsagend an, antworten mir aber nicht. Irgendwas haben die beiden. »Wir müssen weiter«, sagt Franz zu den anderen, die sich um uns versammelt hatten. Und Walter sagt überhaupt nichts. Den ganzen Tag noch nicht. Nicht zu mir.

Wir marschieren stumm weiter. Der matschige Waldweg wird zu einem matschigen Feldweg, der zwischen abgeernteten Weizenfeldern nach Schmidt führt. An einem Weiler kreuzt eine Landstraße. Am Wegrand liegt ein Wegestein, in den die Entfernungen zu den nächsten Orten eingraviert sind. Noch zwei Kilometer sind es bis Schmidt. Martin nimmt die Karte aus dem Rucksack, sieht kurz hinein und entscheidet dann, nach Norden abzubiegen, anstatt weiter Richtung Schmidt zu marschieren. Das bedeutet einen ziemlichen Umweg um Schmidt herum. Martin sagt nichts dazu, und niemand fragt. Wir sind alle dankbar, nicht wieder durch Schmidt durchzumüssen, wo der tote Peter am Baum hing, wo er vielleicht wieder hängt oder noch in der Decke unter dem Baum liegt und verwest, falls sich niemand seines Leichnams erbarmt und ihn bestattet hat.

Während wir die meiste Zeit stumm über die Felder marschieren, ist aus der Ferne immer mal wieder Kanonendonner zu hören, den der Wind aus Südwesten zu uns trägt. Der Westwall ist nur wenige Kilometer von hier entfernt. Er ist uneinnehmbar. Aber wird er den Amerikanern standhalten? Der Atlantikwall war auch uneinnehmbar, hatte man uns bis vor ein paar Monaten erzählt. Wenn das gestimmt hätte, wären die Amis jetzt nicht hier.

Und im nächsten Moment sind sie direkt über uns. Amerikanische Tiefflieger. Paul hat sie als Erster bemerkt.

»Tiefflieger!«, brüllt er vorschriftsgemäß, und wir rennen auseinander, werfen uns auf den Boden, suchen Deckung in dem Graben, der das Feld vom Weg trennt. Es dauert nur Sekunden, dann ist der Lärm der Flugzeuge ohrenbetäubend. Eine der Maschinen schießt aus einem Maschinengewehr, das unten am Rumpf des Flugzeugs angebracht ist, auf uns. Ich ducke mich, so tief ich kann, in den

Schlamm und bedecke meinen Kopf mit meinen Armen. Ein paar Sekunden später sind sie weg.

Ich hebe vorsichtig den Kopf und sehe Hannes, der als Einziger von uns noch auf dem Feld steht. Er starrt auf sein Bein. Blut läuft daran herab, viel Blut. Er betastet seinen Oberschenkel, dort, wo das Projektil sein Hosenbein zerfetzt und sein Bein getroffen hat. Er tastet und starrt auf die Stelle, als würde er nicht glauben, was er sieht. Doch dann endlich versteht er, dass er getroffen wurde und schwer verletzt ist, und er stürzt und beginnt zu schreien, um sein Leben zu schreien. Ich sehe kurz prüfend zum Himmel. Die Tiefflieger sind weg, also laufe ich zu Hannes hin, der sich inzwischen vor Schmerzen auf dem Feld hin und her wälzt. Nach und nach kommen die anderen auch aus ihrer Deckung.

»Scheiße, mein Bein, mein Bein!«, brüllt Hannes immer wieder.

Wir haben gelernt und geübt, was in einem solchen Fall zu tun ist. Aber die Verwundeten bei den Übungen haben nicht geschrien und haben auch nicht geblutet. Jedenfalls nicht so. Ich nehme mein Messer und will Hannes das Hosenbein aufschneiden, um zu sehen, wo die Verletzung ist. Aber Hannes brüllt und wälzt sich so wild hin und her, dass ich es nicht schaffe. Martin packt sich Hannes, er greift ihm von hinten um den Oberkörper und beruhigt ihn.

»Keine Angst. Ganz ruhig. Alles wird gut«, flüstert er ihm immer wieder ins Ohr und streicht ihm mit der freien Hand beruhigend übers Haar. Aber ich sehe in Martins Blick, dass das nicht stimmt.

Er nickt mir zu, und ich trenne jetzt das Hosenbein auf. Der Schuss hat seinen Oberschenkel an der Innenseite durchschlagen. Wenn er Glück hat, ist der Knochen unverletzt. Aber eine Schlagader ist verletzt, und die Wunde blutet so sehr, dass er am Blutverlust sterben wird, wenn es uns nicht gelingt, die Blutung schnell zu stoppen.

»Verdammte Scheiße«, brüllt Hannes, »ich will nicht sterben, bitte!«

Martin spricht weiter beruhigend auf ihn ein, und ich versuche, ihn dabei zu unterstützen.

»Ist nur ein Durchschuss«, sage ich möglichst ruhig. »Da hast du aber Glück gehabt.«

»Bitte, Jakob, ich will nicht sterben«, brüllt Hannes, während ich Ausschau nach etwas halte, womit wir das Bein abbinden können.

Ich sehe die Kordel, mit der Pauls Rucksack verschlossen ist, und bitte ihn, sie mir zu geben. Paul zieht sie aus den Ösen und reicht sie mir. Aber sie ist zu kurz. Franz nimmt eine ähnliche Kordel aus seinem Rucksack und knotet die beiden Kordeln zusammen. Jetzt reicht die Länge, um Hannes' Bein unterhalb des Hüftgelenks abzubinden. Paul gibt mir ein Stück Holz, um damit die Kordel zu spannen und hoffentlich so festzuziehen, dass sie die verletzte Ader abdrücken und die Blutung stoppen kann. Hannes brüllt jetzt wie am Spieß vor Schmerzen, Martin und Paul brauchen ihre ganze Kraft, um ihn festzuhalten, während ich die Schnur mit dem Holzstück tiefer und tiefer in sein Bein schneiden lasse.

Hannes schreit und schreit und schreit, aber die Schmerzen, die ich ihm zufüge, scheinen sich zu lohnen, denn das Blut, das mit jedem seiner Herzschläge aus der Wunde schießt, wird weniger. Meine Hände und Arme, mein Hemd und mein Gesicht sind voller Blut, und die anderen sehen auch nicht viel besser aus.

Dann hat Hannes keine Kraft mehr zum Brüllen, er wimmert nur noch.

»Schau mal, die Blutung ist gestoppt«, sage ich zu ihm. Martin und Paul können ihren Griff etwas lockern und legen den schwer atmenden Hannes auf den Rücken. Martin nimmt seine Wasserflasche, nimmt schnell selbst einen Schluck und führt sie dann Hannes an den Mund.

»Willst du?«

Hannes nickt, und Paul richtet ihn etwas auf, damit er trinken kann.

»Bitte, die dürfen mir das Bein nicht amputieren«, fleht Hannes heulend, »bitte, Jakob, versprich mir das.«

»Die werden dein Bein nicht amputieren«, sag ich und hoffe, dass es überzeugend klingt.

Wir müssen die Wunde irgendwie verbinden.

»Hat jemand Verbandszeug dabei?«, frage ich.

Franz ist unser Zugführer, er ist für so was eigentlich verantwortlich. Aber das Verbandszeug ist in Germeter geblieben. Dass wir auf dem Weg durch unsere vertraute Heimat angegriffen und einer von uns so schwer verletzt werden könnte, damit hat keiner von uns gerechnet, obwohl wir die Gefahr von Fliegerangriffen natürlich kennen. Jedenfalls müssen wir uns ohne Verbandszeug behelfen.

Walter steht schon die ganze Zeit starr wie eine Salzsäule und glotzt. Er hat sein Hemd um die Hüften gebunden. Damit könnte ich die Wunde verbinden.

»Walter, bitte gib mir dein Hemd«, rufe ich ihm zu.

Walter reagiert überhaupt nicht. Er glotzt nur weiter.

»Walter! Gib mir das Hemd!«, rufe ich noch mal, lauter.

Aber wieder keine Reaktion. Franz hat bisher außer der Kordel nicht viel zu Hannes' Rettung beigetragen, also macht er sich jetzt energisch auf den Weg und rennt zu Walter, um ihm das Hemd abzunehmen.

»Bist du eigentlich schwer von Begriff? Gib schon das verdammte Hemd!«, brüllt Franz ihn an.

Aber Walter stiert weiter in die Gegend, durch Franz hindurch. Er bekommt überhaupt nichts mehr mit. Franz reißt ihm das Hemd von der Hüfte und gibt es mir. Im nächsten Moment sehe ich, wie Walter ohnmächtig wird und der Länge nach auf das Feld stürzt.

Auch das noch!

Während ich mit dem Hemd Hannes' Bein verbinde, so gut es eben geht, springt Martin auf und sieht nach Walter. Er versucht, ihn aus seiner Ohnmacht zu wecken, indem er ihm leichte Ohrfeigen gibt. Doch Walter bleibt leblos. Franz stürzt sich auf ihn.

»Das kann doch wohl nicht wahr sein«, brüllt er, schubst Martin grob beiseite und packt den reglosen Walter an den Schultern und schüttelt ihn so heftig, dass der mit einem Schrei wieder zu Bewusstsein kommt, als wäre er aus einem Albtraum erwacht. »Was bist du eigentlich für eine Memme?«, brüllt Franz ihm ins Gesicht und scheuert ihm eine.

»Hör auf«, brüllt Martin und zerrt Franz von Walter weg.

Walter sieht sich panisch um, sieht Hannes und mich und all das Blut und heult. Martin geht zu ihm in die Hocke und nimmt ihn in den Arm, wie eines seiner Geschwister, wenn es sich beim Spielen wehgetan hatte.

»Du wolltest doch unbedingt kämpfen«, sagt Martin traurig zu Walter, der ihn aus weit aufgerissenen Augen Hilfe suchend ansieht. »Da gehört so was leider dazu.« Tränen schießen Martin in die Augen. Er streicht Walter beruhigend über den Rücken. Aber Walter ist nicht mehr zu beruhigen. Er hat Angst, Todesangst. Seine Blicke fliegen weiter wild umher, zwischen Martin und Hannes und Franz und mir, auf der Suche nach jemand, der ihm irgendwie hilft.

»Ich kann das nicht«, jault Walter mit verheulter Stimme. »Ich kann das nicht, Martin! Bitte, lass uns nach Hause gehen.«

»Das geht leider nicht. Wir können nicht mehr zurück«, antwortet Martin ihm mit ruhiger Stimme. »Dann sind wir fahnenflüchtig.«

Walter beginnt wieder zu heulen, reißt sich von Martin los und stürzt sich auf mich, nimmt mich in den Arm und klammert sich an mir fest.

»Bitte, Jakob, hilf mir doch! Ich schaff das nicht.«

Franz schüttelt wütend den Kopf.

»Was bist du nur für ein Feigling?«, schreit er Walter an. »Hör endlich mit dem Geheule auf!«

Die Sonne steht schon hoch am Himmel. Wir müssen sofort los, sonst schaffen wir es nicht mehr rechtzeitig bis Germeter. Also brechen wir auf. Hannes brüllt vor Schmerzen, als er aufzustehen versucht. Aber dann geht es doch irgendwie. Er beißt die Zähne zusammen und stützt sich mit dem einen Arm auf Martins und dem anderen auf meine Schulter, so kann er auf dem unverletzten Bein humpeln. Um ihn zu tragen, ist er viel zu schwer. Wir werden ihn bis zum nächsten Ort mitschleifen, und dann übergeben wir ihn an jemand, der ihn zur nächsten Sanitätseinheit bringen kann. Oder zu einem Arzt. Wir werden sehen.

Seit Walter durchgedreht ist, geht es Hannes etwas besser. Vielleicht ahnt er, dass die Verletzung ihm die Front erspart und dass seine Verletzung harmlos ist gegen die, die viele von uns im Gefecht erleiden werden. Vermutlich. Und auch Walter beruhigt sich etwas, sobald wir uns wieder in Bewegung gesetzt haben. Er geht mit gesenktem Blick hinter uns her und zieht gelegentlich etwas Rotz die Nase hoch, aber sonst ist von ihm nicht mehr viel zu hören. Schweigend humpeln und stolpern wir vorwärts, so schnell wie möglich in den Schutz des Waldes, damit wir nicht noch mal zur Zielscheibe werden, und weiter Richtung Vossenack.

Wir sind noch nicht mal an der Front angekommen, aber einer von uns ist schon schwer verletzt, und einer dreht durch. Das kann noch heiter werden, denke ich mir. Aber ich behalte es lieber für mich.

24.

Aber es kommt kein Dorf mehr auf unserem Weg. Wegen des Umwegs um Schmidt herum durchqueren wir das Kalltal an einer anderen Stelle als sonst. Bis hierher sind wir keiner Menschenseele mehr begegnet, geschweige denn jemand, der Hannes in ein Krankenhaus bringen könnte. Und nun beginnt der letzte Anstieg zum Kamm, und oben angekommen sieht man auch schon Germeter und Vossenack. Hannes ist völlig erschöpft, aber wir können ihn ja nicht hier zurücklassen, und er will es jetzt unbedingt bis zum Lager schaffen.

Paul schlägt vor, dass er mit Franz vorgeht, um im Lager zu melden, was passiert ist und warum wir uns verspäten werden. Wir sind einverstanden, und die beiden klettern querfeldein den steilen Hang hoch, während wir auf dem Weg bleiben, der sich in lang gezogenen Serpentinafängen den Bergrücken emporquält, bis er südlich von Vossenack aus dem Wald herausführt.

Es ist schon dunkel, als wir endlich und mit letzter Kraft im Lager ankommen. Martin und ich schleppen den halb ohnmächtigen Hannes zu den Sanitätern. Doch die haben auch ohne uns schon reichlich zu tun. Heute Nachmittag ist ein Transport mit Verwundeten von der Front eingetroffen. Überall um das Sanitätszelt herum liegen verletzte Soldaten auf Tragen und Liegen, winseln und winden sich vor Schmerzen und flehen die Sanitäter an, ihnen Morphium zu spritzen.

Aus dem Zelt dringen furchtbare Schreie. Ein Sanitätshelfer, ein alter Mann auf Krücken, humpelt aufgeregt hin und her und will nun von Hannes wissen, was der hier will. Ich erkläre ihm, was passiert ist und dass Hannes dringend Hilfe braucht. Der alte Mann lacht nur bitter und fordert uns dann auf, ihn zu den anderen Verletzten zu bringen. Wir legen Hannes so nah wie möglich an den Eingang zum Zelt, damit er in dem Chaos nicht auch noch vergessen wird.

Die Schreie haben aufgehört. Ob das ein gutes Zeichen für den Verletzten ist, kann ich nicht sagen. Ich gehe zu dem Zelt, um eine Decke für Hannes zu beschaffen. Ein Arzt sitzt völlig erschöpft auf einem Stuhl im Eingang des Zelts im flackernden Licht einer Öllampe und raucht mit stierem Blick eine Zigarette. Er sieht fast so elend aus wie Hannes. Ich frage ihn nach einer Decke. Ohne den Kopf zu heben, weist er mit dem Kinn auf eine blecherne Truhe.

Während ich in dem muffig stinkenden Haufen Stoff nach einer möglichst warmen Decke für Hannes suche, tritt einer der Offiziere in das Zelt und geht zu dem Arzt. Ich erkenne ihn wieder. Er war bei dem Appell dabei, neulich, als es um die Deserteure ging. Er grüßt den Arzt mit dem Deutschen Gruß. Der Arzt grüßt nicht und sagt nichts. Er weiß wohl schon, um was es geht. Er steht schwerfällig auf und tritt an einen Blechschrank mit einem roten Kreuz darauf, schließt den Schrank auf und nimmt einen kleinen Pappkarton heraus, zählt zwei Tabletten ab, gibt sie in ein Tütchen aus Pergament und reicht es dem Offizier.

»Das sind zweimal fünfhundert Milligramm Zyankali«, sagt der Arzt mit matter Stimme. »Eine davon reicht.«

»Und wie lange dauert es?«, erkundigt sich der Offizier.

»Bis Sie tot sind? Nur ein paar Minuten.«

Der Offizier nickt und steckt das Tütchen in die Hosentasche.

»Es ist nur – für alle Fälle.«

»Natürlich«, antwortet der Arzt müde. Er legt das Päckchen zurück und verschließt den Giftschränk wieder.

Der Offizier bedankt sich und geht.

Ich sehe dem Offizier nach und tue so, als suchte ich weiter nach der richtigen Decke für Hannes. Dieses feige Schwein, denke ich.

»Was machst du hier?«, fragt mich der Arzt, als hätte er mich jetzt erst gesehen. Ich erkläre ihm, was passiert ist, dass mein Freund angeschossen wurde und dass ich draußen mit ihm warte, bis er behandelt wird.

»Das kann noch dauern«, sagt er traurig, schnippt den Rest seiner Zigarette ins Freie und geht dann in den hinteren Bereich des Zeltes, wo die schwer Verwundeten liegen.

»Bitte beeilen Sie sich«, flehe ich. »Ich glaube, er stirbt.«

Wir packen Hannes in die Decke ein. Er ist nicht bewusstlos, aber er bekommt auch nicht mehr viel mit. Dann sieht er plötzlich zu Martin.

»Weißt du noch, wie man betet?«, fragt er ihn und greift nach seiner Hand. Martin sieht ihn überrascht an.

»Ja, natürlich«, antwortet er, »ich war doch Messdiener.« Er drückt Hannes' Hand und zögert. »Ich bin nur nicht mehr sicher, ob es wirklich einen gibt, der zuhört.«

»Aber wir können es doch versuchen«, erwidert Hannes.

»Ja, das können wir.«

Martin legt sich neben Hannes und hält seine Hand fest, knetet seine Finger und spricht das *Vater unser* für ihn, ganz leise, in sein Ohr, sodass außer uns niemand es hört. Hannes spricht es mit.

Kurze Zeit später kommt der alte Mann auf den Krücken zu uns, fragt uns noch mal nach Hannes' Namen und begutachtet seine Verletzung. Er macht sich jetzt Notizen auf einem Klemmbrett, was

ziemlich umständlich ist mit seinen Krücken, aber immerhin, es passiert etwas, er versucht wenigstens, ihm zu helfen. Der Sanitätshelfer bittet uns, eine Trage aus dem Zelt zu holen und Hannes darauf zu legen. Dann geht es nachher schneller.

Als Hannes endlich an der Reihe ist, ist es schon tief in der Nacht. Der Arzt kann sich kaum noch auf den Beinen halten. Er schickt uns zu unserer Truppe und rät uns, etwas zu schlafen.

Die anderen sitzen eng beieinander an einem kleinen Feuer, unter der Plane, die immer noch unser einziger Schutz vor Nässe und Kälte ist. Keiner von uns kann oder will schlafen.

»Wie geht es ihm?«, fragt Paul gespannt, als er Martin und mich kommen sieht. Ich weiche der Frage aus.

»Er wird es schon schaffen.«

Martin nickt.

»Er hat ziemlich viel Blut verloren.«

Meine Arme und Hände, mein HJ-Hemd und mein Gesicht können das bezeugen. Ich bin überall voll Blut.

Ich nehme meine Feldflasche und versuche, mit dem Wasser zumindest die Hände etwas zu reinigen. Martin springt noch mal auf und holt eine blecherne Waschschiüssel, einen Waschlappen und ein Stück Kernseife. Er gießt Wasser in die Schüssel und hält sie über das Feuer, um das Wasser etwas zu erwärmen. Dann befeuchtet er den Lappen, seift ihn ein und wäscht erst meinen linken Arm und dann meinen rechten, gießt das vom Blut dunkelbraun gefärbte Wasser weg, erhitzt frisches Wasser und wäscht damit mein Gesicht. Das tut so gut.

Walter sitzt etwas abseits und stiert vor sich hin. Jetzt sieht er zu uns herüber und wünscht sich vielleicht, dass Martin ihn auch wäscht. Aber Walter hat ja nur dabeigestanden, als Hannes verletzt

wurde. Er hat nichts abbekommen. Jedenfalls nichts, was man so einfach wieder wegwaschen kann.

Walter presst das Gesicht gegen seine Knie, aber seine bebenden Schultern verraten, dass er wieder weint. Ich sehe zu Franz. Der ist zum Glück in Gedanken versunken, wie es aussieht, und bekommt davon nichts mit. Leise erzähle ich den anderen, wie ich vorhin im Zelt bei den Sanis mitbekommen habe, dass die Offiziere sich mit Zyankali eindecken.

»Uns erzählen sie was von Tapferkeit bis zur letzten Patrone, Treue bis zum letzten Tropfen Blut, und selbst wollen sie schnell den Abgang machen, wenn hier alles den Bach runtergeht.«

Franz sieht wütend zu mir herüber. »Die brauchen das Zyankali, falls sie in Gefangenschaft geraten. Damit der Feind nichts aus ihnen herausfoltern kann.«

Kann ja sein.

»So tapfer sind die tapferen Kämpfer von der Waffen-SS dann scheinbar doch nicht«, erwidere ich.

»Halt dein feiges Maul«, zischt Franz mir zu.

Irgendwie ist er immer noch wütend auf mich.

Walter schluchzt.

»Und du hör endlich auf zu heulen!«, brüllt Franz ihn an, springt auf und will auf ihn losgehen.

Aber Martin ist schneller und versperrt ihm den Weg. Franz will ihn schlagen, aber Martin bekommt seine Hände zu fassen, und stößt ihn dann von sich weg. »Verzieh dich!«, befiehlt er Franz.

»Schwanzlutscher«, erwidert Franz und spuckt Martin ins Gesicht. Die schlimmste Beleidigung. Aber Martin lässt sich nicht provozieren.

»Bitte hört auf«, heult Walter, »hört auf, hört endlich auf!«

Martin lässt Franz nicht aus den Augen, bis der sich fluchend ins nächste Gebüsch verdrückt.

Ich setze mich zu Walter, der wie zu einer Kugel zusammengekrümmt auf dem Boden liegt, die Knie an seine Brust gezogen, am ganzen Körper zittert und sich hin und her wälzt.

»Du wolltest doch unbedingt kämpfen«, hatte Martin vorhin zu ihm gesagt. Hast du es dir anders überlegt? Hast du deine Meinung geändert? Tut es dir jetzt leid? Martin hat ihn das nicht gefragt. Aber die Fragen stecken in diesem einen Satz, in dieser mahnenden Erinnerung: Du wolltest doch unbedingt kämpfen. Da gehört so was leider dazu.

Ich habe Walter eigentlich immer gemocht, jedenfalls bis zu dem Tag, an dem der jüdische Junge im Wald ermordet wurde. Da habe ich ihn plötzlich gehasst, weil ihn das so kaltgelassen hat. Seitdem war er mir meist egal. Und jetzt tut er mir leid, und ich würde ihn gern trösten, aber ich habe keine Ahnung, ob ich das versuchen soll oder ob das falsch ist.

In letzter Zeit muss ich ständig irgendwen trösten, denke ich verwundert. Das ist ziemlich anstrengend. Hoffentlich hört das irgendwann auf. Aber jetzt kommt es auf Walter auch nicht mehr an. Ich lege ihm also die Hand auf die Schulter. »Walter?«, frage ich vorsichtig.

Er sieht aus verheulten Augen überrascht zu mir hoch.

»Komm, wir gehen ein bisschen«, schlage ich ihm vor.

Er zögert einen Moment, nickt aber dann, reibt sich die Tränen aus dem Gesicht und steht schwerfällig auf. Wir gehen durch die Dunkelheit in Richtung des Exerzierplatzes. Das fahle Licht des Mondes reicht gerade, um den Weg zu finden. Es ist schweinekalt heute Nacht. Der Winter kommt schnell in der Eifel, und dieses Jahr besonders schnell.

Am Rande des Exerzierplatzes liegen mehrere Baumstämme, die als Sitzgelegenheiten dienen. Wir setzen uns auf einen. Auf der

anderen Seite des Platzes steht der alte Panzer, der einzige in diesem Lager. So im Mondlicht sieht er wieder aus wie damals, vor vier Wochen, als wir ihn aus der Ferne zum ersten Mal gesehen haben: groß, kräftig, mächtig, gefährlich, wie unsere Deutsche Wehrmacht! Dachten wir. Pustekuchen.

»Entschuldige bitte«, sagt Walter plötzlich.

»Ist nicht schlimm«, antworte ich.

»Nein, das mein ich nicht«, erwidert Walter. »Ich meine, dass wir dich überredet haben, mitzukommen. Du wärst doch sonst gar nicht hier.«

Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht.

Vermutlich, weil das jetzt ohnehin keine Rolle mehr spielt.

»Ich wäre auf jeden Fall gegangen«, behaupte ich also zu seiner Beruhigung. »Wie hätte ich denn sonst dagestanden?«

Walter überlegt. »Aber wenigstens hättest du dann überlebt.«

»Wir werden auch so überleben, Walter!«

»Nein, werden wir nicht«, sagt er noch ganz ruhig. »Die werden uns abschlachten. Die schlachten uns einfach ab, Jakob!« Jetzt weint er wieder und hängt an meiner Schulter, zieht mich zu sich, umarmt mich, um sich zu trösten. Ich streiche ihm über den Rücken.

»Wir schaffen das schon«, sage ich und hoffe, dass es zuversichtlich klingt. Sicher bin ich mir längst nicht mehr. Er weint und weint und weint in meinen Armen, wie ein kleines Kind. Zum Glück sind hier keine Zelte in der Nähe. Ich hoffe, man hört ihn nicht, und lasse ihn weinen. Nach einer Weile beruhigt er sich etwas und löst die Umarmung.

»Ich muss dir was sagen, Jakob«, beginnt er und räuspert sich. »Wir haben euch belauscht.«

Ich habe keine Ahnung, was er meint. Wen belauscht, bei was?

»Dich und Maria. Bei eurer Verlobung.«

Scheiße!

Mein Herz setzt einen Schlag lang aus.

»Wir wollten uns das nicht entgehen lassen. Konnte ja keiner ahnen, dass sie ...«

»Du und Franz?«

Walter nickt.

»Er wollte sie sofort melden ...«

Es ist also wahr. Sie wissen es.

»Scheiße!«

»Ich konnte ihn gerade noch davon abhalten. Ich hab ihm gesagt, dass du das bestimmt selber machst.«

»Was selber mache? Maria melden? Bist du verrückt?«

»Sei bloß vorsichtig«, rät Walter mir.

»Danke.«

So eine verdammte Scheiße! Was soll ich denn jetzt machen? Ich muss Maria warnen. Wenn Franz das meldet, dann ist sie in höchster Lebensgefahr. Und der Bürgermeister und Gerti. Und ich auch. Aber wie kann ich sie warnen? Die Post nach Hause braucht ewig. Ich selbst wäre viel schneller, aber ohne Urlaubsschein oder Marschbefehl wäre ich ein Fahnenflüchtiger. Und morgen oder spätestens übermorgen werden wir an die Front verlegt. Dann wird alles noch viel schwieriger. Ich kann nur hoffen, dass Franz dichthält.

»Weißt du, ob er es seinem Vater gesagt hat?«, frage ich Walter.

»Ich glaube nicht«, antwortet Walter, »wir waren uns ganz sicher, dass du das erledigst. Bis Maria heute früh mit dir gekommen ist.«

Wenigstens verstehe ich jetzt, warum Franz den ganzen Tag lang so komisch war. Die feindseligen Blicke bei der Begrüßung, die

Wut auf mich. Das hätte ich ernster nehmen müssen. Jetzt ist es zu spät.

Scheiße! Scheiße! Scheiße!

Wir gehen zurück zu unserem Lager. Ich muss unbedingt versuchen, ein bisschen zu schlafen. Dieser Tag war furchtbar anstrengend, und morgen wird es bestimmt nicht besser.

25.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe, als wir noch vor Morgenrauen von den Unteroffizieren geweckt werden. Sie befehlen uns, so schnell wie möglich marschbereit auf dem Exerzierplatz anzutreten. Ich bin sofort hellwach, richte mich fröstelnd auf und sehe, dass Franz auf seinem Lager bei uns unter der Plane gelegen hat. Er muss irgendwann heute Nacht zurückgekommen sein, als wir schon geschlafen haben. Ob er gestern Abend noch bei den Offizieren war und etwas gemeldet hat?

Unsere Blicke treffen sich kurz. Er starrt mich hasserfüllt an. Für ihn bin ich jetzt der Feind, der Verräter, der Rasseschänder. Mit ihm zu reden, ist vermutlich zwecklos. Er hat Maria nie leiden können. Dass sie Jüdin ist, hat er sicher genauso wenig geahnt wie wir alle. Aber ihn wird es nicht dazu bringen, seine Meinung über die Juden oder die Nazis zu ändern.

Jetzt spielt er wieder den starken Mann und prahlt, wie er gegen die Amis kämpfen wird, wie er denen »die Scheiße aus dem Darm« prügeln will, bis die verstehen, dass sie sich besser nicht mit uns angelegt hätten. Und so weiter und so weiter.

Martin kommt auf uns zugerannt. Er war kurz bei den Sanitätern und hat nach Hannes gesehen. Dem geht es zwar noch dreckig, aber er wurde gestern Nacht operiert, und er wird durchkommen, hat der Arzt Martin versichert. Hastig packt Martin seine wenigen Habseligkeiten in seinen Rucksack, dann laufen wir gemeinsam rüber zum Exerzierplatz.

Das ganze Lager scheint hier versammelt zu sein. Wenn alle, die sich schon eingefunden haben, heute an die Front geschickt werden, dann bleiben hier nicht mehr viele übrig, überlege ich. Umso besser.

Seit dem Wochenende ist alles verkehrt. Oder es ist plötzlich alles richtig, weil vorher alles verkehrt war. Am Freitag, auf dem Heimweg aus dem Lager, habe ich es Peter noch übel genommen, dass er desertieren und uns im Stich lassen wollte. Und die Amis habe ich verflucht dafür, dass sie uns angreifen. Heute möchte ich am liebsten selbst sofort abhauen, weglaufen, zu Maria laufen, sie warnen, sie beschützen. Und ich wünsche mir nichts mehr, als dass die Amis den Krieg schnell gewinnen und dabei hoffentlich als Erstes meinen bis vorgestern besten Freund Franz erschießen oder dieses Arschloch wenigstens gefangen nehmen, bevor der Maria verraten kann. Es steht einfach alles auf dem Kopf.

Der Sturmbannführer kommt mit ein paar anderen Offizieren, um zum Abschied zu uns zu sprechen. Wir stehen stramm in Reih und Glied. Ich höre kaum hin, was der Offizier uns zu sagen hat. Ich versuche, meine Gedanken zu sortieren. Hat Franz schon etwas gemeldet? Wird er Maria melden? Soll ich fliehen, um sie zu warnen? Oder doch versuchen, mit ihm zu reden? Oder Franz irgendwie unschädlich machen? Körperlich bin ich ihm überlegen, aber ...

»Also! Auf in den Kampf um unser geliebtes Vaterland! Es lebe der Führer!«, brüllt der Sturmbannführer zum Abschluss seiner kurzen Ansprache in das Mikrofon.

»Sieg heil! Sieg heil! Sieg heil!«, antworten wir wie jedes Mal.

Dann müssen wir warten, bis wir unsere Marschbefehle erhalten. Die nächsten Einheiten der 275. haben sich westlich von uns zwischen Zweifall und Lammersdorf eingegraben. Das ist nicht weit von hier.

Neben uns auf dem Exerzierplatz steht der Rest einer Flieger-HJ-Einheit aus Köln. Was die hier sollen, ist uns völlig rätselhaft, und den Jungen auch. Hier gibt es keine Flugzeuge, nicht mal einen Flugplatz. Sie sind vorige Woche erst hier angekommen und hatten gehofft, endlich fliegen zu lernen, wie man es ihnen versprochen hatte. Gerade haben sie ihre Marschbefehle erhalten. Nach nur drei Tagen Ausbildung sollen sie heute eine Panzergrenadiereinheit der 275. verstärken. Von Panzern verstehen sie aber noch weniger als wir. Es herrscht ein unglaubliches Durcheinander.

Dann kommt ein Unteroffizier zu uns und übergibt dem Gefreiten, der unseren und drei weitere Züge befehligt, den Marschbefehl für unseren Zug. Wir müssen nach Nordwesten marschieren und sollen jetzt die 12. Volksgrenadierdivision bei Schevenhütte verstärken. Von der haben wir noch nie etwas gehört. Wir kommen also nicht zur 275. Infanteriedivision von Generalleutnant Schmidt? Das hatten sie uns doch am Freitag erst gesagt? Das muss ein Fehler sein. Der Unteroffizier wirkt gehetzt und nervös. Er kann es uns auch nicht erklären. Was auf dem Marschbefehl steht, wird schon stimmen. Befehl ist Befehl.

Wir sehen also in unsere Karten und schauen, wie wir von hier am besten nach Schevenhütte kommen. Der Unteroffizier verabschiedet sich mit einem knappen Hitlergruß, da spricht Franz ihn noch mal an.

»Hauptscharführer, ich habe eine dringende Meldung zu machen!«

Der Unteroffizier dreht sich noch mal um und sieht ihn unfreundlich an.

»Was gibt's denn?«

Franz nimmt Haltung an.

»Bei uns daheim hält sich eine Jüdin versteckt!«, sagt er mit feierlicher Stimme. Alle starren ihn an. Walter schließt die Augen. Mein Herz steht still.

»Und das fällt Ihnen ausgerechnet jetzt ein?«, fragt der Unteroffizier grob. Vielleicht habe ich Glück. Vielleicht will er es gar nicht mehr wissen. Aber Franz lässt nicht locker.

»Hauptscharführer, ich bitte um Verzeihung. Ich habe erst gestern Kenntnis davon erlangt. Sie heißt angeblich Maria, in Wahrheit aber Hannah, und sie ist 16 Jahre alt. Unser Bürgermeister Völker, ein ehemaliger Sozialdemokrat, hält sie bei sich versteckt und gibt sie als seine Nichte aus.«

Und der Unteroffizier nimmt tatsächlich einen Notizblock aus der Brusttasche seiner Uniformjacke und schreibt alles auf. Franz sieht immer wieder drohend zu mir. Aber er erwähnt mich mit keiner Silbe.

Martin fragt mich mit einem ängstlichen Blick, ob das alles stimmt. Ich nicke nur einmal kurz.

»Danke, Soldat! Wir geben das an die Gestapo!«, sagt der Hauptscharführer. Er will gehen, aber Franz ist noch nicht zufrieden.

»Hauptscharführer! Mit Verlaub! Wäre es nicht besser, ein Kommando zu bilden und diese Verräter jetzt sofort unschädlich zu machen?«

»Unsinn! Das ist Sache der Gestapo. Sie setzen jetzt ihre faulen Ärsche in Bewegung und verstärken die 12. Volksgrenadiere!«

»Zu Befehl!«, brüllt Franz gegen seine Enttäuschung an.

»Haben Sie sich das etwa nur ausgedacht? Um nicht an die Front zu müssen?«, will der SS-Mann jetzt wissen.

»Nein, Hauptscharführer! Das ist die reine Wahrheit, das schwöre ich!«, erwidert Franz empört.

»Dann Abmarsch! Heil Hitler!«

Er lässt uns stehen.

Ich bringe ihn um.

Ich bringe Franz um!

Diese gemeine Sau!

Der Gefreite befiehlt uns, uns zum Abmarsch aufzustellen. Manfred drängelt sich nach vorne und spricht ihn an. »Gefreiter, bekommen wir denn noch Waffen?«

Gute Frage. Wir haben absolut nichts, womit wir kämpfen könnten, außer unseren Messern. Unser Gefreiter ist kaum älter als wir. Er will sich hier beweisen, um möglichst schnell Offizier zu werden. Kritische Fragen kann er nicht gebrauchen. »Waffen und Ausrüstung erhalten wir von den Kameraden der 12., sobald wir dort eingetroffen sind.«

Aber Manfred genügt das nicht.

»Gefreiter! Wir können uns ja nicht mal verteidigen!«

»Schnauze, Soldat! Schon mal was von Nahkampf ohne Waffen gehört? Nein? Dann üben wir das jetzt!«

Gute Idee. Ich gegen Franz.

Die anderen lösen die Marschformation auf und schauen der Auseinandersetzung zu. Der Gefreite hat Manfred jetzt am Wickel. Das kann böse für ihn enden.

»Wann kommt es zum Nahkampf ohne Waffen?«, fragt der Gefreite Manfred. Martin springt ihm bei.

»Wenn man keine Waffen hat, Gefreiter«, antwortet er todernst. Das war allerdings nicht die Antwort, die der Gefreite hören will.

»Blödsinn!« schreit er Martin ins Gesicht und schubst ihn fort. Dann packt er sich Manfred am Kragen. »Wann kommt es zum Nahkampf ohne Waffen?«

Manfred stammelt sich die Antwort zusammen. »Im Wald ... bei Nacht und schlechter Sicht, beim Ortskampf ...«

»Sehr gut. Und worauf kommt es beim Nahkampf ohne Waffen an?«

»Die empfindlichen Körperteile des Feindes treffen und die eigenen schützen ...?«, erklärt Manfred kleinlaut. Der Gefreite lobt

ihn überschwänglich. »Ganz genau! Die empfindlichen Körperteile. Und welche sind das?

»Schläfe, Kehlkopf, Augen ...«

»Die Eier«, raunt ihm einer der umstehenden Jungen zu.

Der Gefreite hat es gehört, geht zu dem Jungen und packt den durch die Hose bei seinen Eiern. »Die Geschlechtsteile, ganz genau!«

Der Junge gibt keinen Ton von sich, so groß ist seine Angst, aber als der Gefreite seine Hoden wieder loslässt, bricht er vor Schmerzen zusammen.

»Habt ihr gesehen?«, fragt der Gefreite zufrieden in die Runde.

»Also bitte! Wer zeigt uns, wie wir uns ohne Waffen verteidigen?« Manfred ahnt, was ihm gleich blüht.

Franz tritt vor und meldet sich freiwillig für die kleine Demonstration.

»Na gut. Von hinten an den Gegner anschleichen, mit dem linken Arm den Kehlkopf eindrücken, mit zwei Fingern der rechten Hand so tief wie möglich in die Augen. Dann mit den Knien in die Kniekehlen und dann den Gegner entwaffnen, falls er Waffen hat. Ganz einfach«, erklärt der Gefreite.

»Wer will gegen ihn kämpfen?«, fragt der Gefreite.

Ich stehe schon mit erhobenem Arm direkt vor Franz und schiebe Manfred aus dem Weg.

Damit hatte Franz offenbar nicht gerechnet. Ich aber.

»Also gut«, sagt der Gefreite. Er befiehlt mir, mich umzudrehen. Franz soll zuerst mich angreifen. Als ich Franz' Arm an meinem Hals spüre, fahre ich den Ellbogen aus, drehe mich dabei so schnell, wie ich kann, ramme ihm den Ellbogen in die Lende, packe ihn am Hemd und trete ihm mein Knie mit all meiner Kraft zweimal in den Unterleib und versetze ihm dann mit der rechten Faust einen Schlag ins Gesicht, dass es nur so kracht.

Franz bricht stöhnend zusammen.

Der Gefreite sieht mich mit großen Augen an. Er ist sich noch nicht sicher, ob er mich loben oder tadeln soll. »Oder so!«, sagt er dann anerkennend, »auch nicht schlecht!«

Dann tritt er dem noch am Boden liegenden Franz gegen die Schulter, als wäre der eine tote Ratte.

»Jetzt hör auf zu heulen«, herrscht er ihn an. »Bist du ein deutscher Soldat oder ein jüdischer Jammerlappen?«

Aber Franz kommt nicht mehr zum Antworten. Im nächsten Moment hören wir die Sirenen, nur einen Moment vor den heulenden Motoren der britischen Tiefflieger, vor denen sie uns eigentlich warnen sollen. Dafür ist es allerdings viel zu spät. Ein ganzer Fliegerverband fliegt nur wenige Meter hoch über uns hinweg. Man sieht jede Schraube an den silbern glänzenden Rümpfen der *Hawker Tempest*. Sie schießen bisher nicht auf uns. Vielleicht wissen sie nicht, dass es dieses Lager hier gibt. Oder sie sehen sogar aus der Luft, dass dieser trostlose Haufen hier keine ernste Gefahr für ihre Bodentruppen ist, und sparen sich ihre Munition lieber für echte Feinde.

Obwohl noch kein einziger Schuss gefallen ist, ist der Lärm ohrenbetäubend und das Chaos unbeschreiblich. Alle rennen durcheinander, weg von dem Exerzierplatz, weg von den Wiesen, in die umliegenden Wälder, in den Schutz von Bäumen und Sträuchern.

Ein Blick von Martin, er nickt mir zu. Eine bessere Gelegenheit werde ich nicht mehr bekommen. Wir schnappen unsere Rucksäcke und rennen los, quer über den Platz, weg von den anderen aus unserem Zug. Wir ducken uns ins Gebüsch, das an dem Außenzaun des Lagers entlang wuchert. Wir kriechen in seinem Schutz in Richtung des großen Lagertores, beobachten die Umgebung und das Wachhäuschen, das jetzt leer steht. Wir gehen zügig, aber ohne zu rennen, durch das Tor hinaus auf den Weg, so als gehörte das zu

unseren Dienstpflichten, sehen uns noch mal um, ob uns jemand bemerkt hat, schlagen uns dann in den Wald und rennen, so schnell das in dem unwegsamen Gelände möglich ist, weg von dem Lager, weg von der Front, Richtung Steinbach.

Jetzt bin ich ein Rasseschänder und ein Fahnenflüchtiger.

Als wir absolut sicher sind, dass niemand uns gefolgt ist, legen wir eine Pause ein, um wieder zu Atem zu kommen. Martin versucht, mit Karte und Kompass herauszufinden, wo wir genau sind. Der Wald ist einigermaßen sicher, solange wir vorsichtig sind. Aber in die Nähe einer Straße oder einer Ortschaft zu kommen, bedeutet Lebensgefahr für uns.

Solange es hell ist, werden wir im Wald bleiben und erst im Dunkeln über die Felder um Schmidt herumgehen. Ich muss so schnell wie möglich zu Maria, aber wenn wir unterwegs verhaftet und gehängt werden, nützt es auch nichts. Und in Schmidt wimmelt es nur so von Soldaten der Wehrmacht und SS-Männern. Der Ort liegt höher als die ganze Umgebung, daher ist er strategisch wichtig, und die Wehrmacht vermutet, dass die Amerikaner demnächst versuchen werden, Schmidt einzunehmen. Aber noch ist die Bevölkerung nicht evakuiert worden. Noch scheint der Westwall zu halten.

Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als am Waldrand einen guten Kilometer von Schmidt entfernt zu warten, bis es dunkel ist. Dadurch haben wir jedenfalls reichlich Zeit, um über alles zu sprechen. Wir flüstern nur, auch wenn es sehr unwahrscheinlich ist, dass uns hier im Wald jemand überrascht. Ich erzähle Martin von meiner Verlobung mit Maria, von ihrer Reaktion und ihrem Geständnis.

Dann überlegen wir, was wir eigentlich machen werden. In Steinbach kommen wir heute am späten Abend an, dann muss ich Maria irgendwie treffen und warnen. Und dann?

Martin überlegt, zurück zu den anderen zu gehen und sich wieder unserer Einheit anzuschließen. Das wäre eine Möglichkeit. Falls wir unentdeckt bleiben. Vermutlich sind unsere Überlebenschancen bei unserer Truppe sogar größer, als wenn wir uns als Fahnenflüchtige zu verstecken versuchen.

Oder wir könnten uns auf dem Hof seiner Eltern verstecken. Der ist riesig. Es gibt verschiedene Ställe und Werkstätten und Schuppen, Dachböden und Kellerräume. Aber dort werden sie Martin als Erstes suchen, sobald auffällt, dass er sich von der Truppe entfernt hat. Und es gibt viele Mägde auf dem Hof, die etwas mitbekommen und verraten könnten. Es würde auch dort nicht leicht werden, ein wirklich sicheres Versteck zu finden. Und wir würden seine ganze Familie in Gefahr bringen.

Jetzt müssen wir erst mal schauen, dass wir nicht allzu sehr auffallen, falls wir jemand begegnen. Martin hat noch ein ziviles Hemd im Rucksack und ich einen dicken Wollpullover. Unsere Uniformhemden und alles, was verrät, dass wir Soldaten sind, packen wir in meinen Rucksack und verbuddeln ihn hier im Wald, am Ufer des Huddelsbachs, an dem wir rasten, bis es Nacht wird. Falls wir wirklich entscheiden, zu unserer Truppe zurückzukehren, holen wir die Sachen einfach wieder hier ab. Und falls wir unterwegs aufgegriffen werden, sind wir einfach zwei dumme Jungen aus dem Nachbardorf, die sich verlaufen haben. Und dabei halb erfroren sind.

Später kommt die Sonne raus, und es wird ein bisschen wärmer. Wir waschen uns mit dem eiskalten Wasser des Bachs, dann legen wir uns auf den Waldboden ins Laub und versuchen, abwechselnd ein bisschen zu schlafen, bis es endlich dunkel wird und wir aufbrechen können. Ich bin zuerst dran mit Schlafen, Martin will Wache halten. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät, überlege ich. Hoffentlich haben sie Maria und den Bürgermeister noch nicht geholt.

Martin versucht, mich zu beruhigen. »Die haben doch jetzt andere Sorgen«, sagt er. Ganz sicher ist er auch nicht, aber ich döse trotzdem kurz weg. Und träume wieder den Traum mit meinem Vater, der abstürzt, obwohl ich alles versuche, um ihn zu retten. Dieses Mal will Hannes mir dabei helfen, ihn zu halten. Er ist überall voll Blut, und er schafft es auch nicht und stürzt zusammen mit meinem Vater in die Tiefe. Und dann bin ich plötzlich in der Kirche, in unserer Kirche, und da hängt der jüdische Junge tot am Kreuz.

26.

Im Dunkel der Nacht brauchen wir viel länger für den Weg nach Hause, als wir gedacht hatten. Zweimal sind wir falsch abgebogen und einen Umweg gegangen, weil es so duster ist. Als wir nach Steinbach kommen, graut schon der Morgen. Der Hof des Bürgermeisters liegt ruhig im Dämmerlicht. Weil alle noch friedlich schlafen? Oder weil niemand mehr hier ist?

Ich suche mir ein paar kleine Steinchen und werfe sie an das Fenster von Marias Zimmer. Erst eins, dann noch eins. Nichts passiert.

»Maria!«, rufe ich flüsternd. »Maria!«

Scheiße, wach auf. Schnell! Ich werfe ein drittes Steinchen, und in dem Moment taucht ihr verschlafenes Gesicht hinter dem Fensterglas auf. Sie sieht mich und erstarrt, dann verschwindet sie und kommt im nächsten Moment aus dem Hauseingang auf mich zugelaufen, nur in ihrem Nachthemd rennt sie auf mich zu und umschlingt mich mit ihren Armen und küsst mich, als hätten wir uns wochenlang nicht gesehen. Dann plötzlich wird ihr wohl klar, dass etwas nicht stimmt, dass etwas nicht stimmen kann, dass ich nicht hier sein dürfte und Martin auch nicht. Sie löst die Umarmung, nimmt meine Hände und will mit gespannter Stimme wissen, warum wir hier sind.

Ich versuche, ganz ruhig zu sprechen. Ich sage ihr, dass Franz und Walter uns belauscht haben, am Freitag, als ich ihr den Antrag gemacht habe. Maria starrt mich entsetzt an. »Nein«, sagt sie mehrfach. »Nein, bitte nicht! Sag, dass das nicht wahr ist.« Es dauert, bis sie begreift.

Ich erzähle ihr, wie Franz es gestern unserem Vorgesetzten gemeldet hat. Welche Gefahr das bedeutet, brauche ich ihr nicht zu erklären.

»Kommt mit«, sagt sie dann und führt uns schnell in den Hof und in einen Geräteschuppen. Dort sollen wir auf sie warten, während sie mit ihrem Onkel spricht, der nie ihr Onkel war und der jetzt in Lebensgefahr schwebt, weil er ihr geholfen hat. Weil er sie retten wollte.

Ein paar Minuten später kommt sie zurück, mit verheultem Gesicht, aber gefasst. Der Bürgermeister kommt mit ihr und sieht uns ernst an. Er entzündet eine Petroleumlampe und hängt sie an einen Nagel. Dann lässt er sich alles noch mal genau erklären. Er will wissen, worüber Maria und ich genau gesprochen haben, als Franz und Walter uns belauscht haben, und was Franz dem Vorgesetzten gemeldet hat.

»Es tut mir so leid«, sagt Maria immer wieder. Er geht nicht darauf ein.

»Und ihr habt euch von der Truppe entfernt, um uns zu warnen?«, fragt er Martin und mich.

Wir nicken.

»Das war sehr mutig von euch.«

Maria greift nach meiner Hand.

Ich umarme sie.

»Ihr seid jetzt fahnenflüchtig, ist euch das klar?«, fragt uns der Bürgermeister.

Ja, das ist uns klar. Er nickt uns zu und lächelt dabei matt. Dann geht er zur offen stehenden Tür und sieht hinaus auf seinen Hof.

»So ein Dreck! So ein verdammter Dreck!«, sagt er und klingt dabei furchtbar wütend, aber ruhig. Er sieht wieder zu uns. Maria sieht ihn ängstlich an. »All die Jahre hab ich mit so was gerechnet«, sagt

er dann und schüttelt traurig den Kopf und lächelt irgendwie kurz.
»Aber jetzt? So kurz bevor alles vorbei ist?«

Maria bebt in meinen Armen. Sie weint, ohne zu weinen.

»Wartet hier«, sagt ihr Onkel dann und geht mit festem Schritt über den Hof ins Wohnhaus.

Maria bricht zusammen. Ich kann sie gerade noch halten und ihr helfen, sich auf den Boden zu setzen, ohne dass sie sich dabei wehtut. Martin setzt sich zu uns. Er hat die ganze Zeit noch kein Wort gesagt.

»Was sollen wir denn jetzt machen?«, fragt er.

Er sieht unendlich traurig aus, traurig und müde.

»Danke, dass du mit ihm gekommen bist«, sagt Maria zu ihm und sieht zu mir. Ich nicke.

Wer weiß, ob ich es ohne Martin überhaupt bis hierher geschafft hätte. Mir wird jetzt erst vollständig bewusst, dass Martin gerade sein Leben riskiert, um mir zu helfen. Und mit dem Gedanken geht es mir gleich ein bisschen besser. Und ein bisschen schlechter. Beides zugleich. Es steht eben alles kopf.

Dann kommt der Bürgermeister zurück, mit einem großen braunen Umschlag in der Hand. Er schließt die Tür zu dem Schuppen hinter sich und setzt sich auf eine Holzkiste. »Ich habe für einen Fall wie diesen ein Versteck vorbereitet«, sagt er und öffnet das Kuvert. »Es gibt eine kleine Jagdhütte mitten im Wald, südlich der Talsperre gelegen. Sie ist nur drei Stunden Fußweg von hier entfernt.«

Maria ist plötzlich wieder lebendig und voller Hoffnung. Auch Martin richtet sich auf und hört ihm gebannt zu.

»Ich habe sie vor zwei Jahren gekauft, und mit allem ausgestattet, was man zum Überleben braucht. Dort müsst ihr euch verstecken, bis der ganze Spuk vorbei ist.«

Wir sehen uns an. Es klingt zu schön, um wahr zu sein.

»Ihr bleibt den Tag über noch hier, und heute Abend, sobald es dunkel ist, macht ihr euch auf den Weg.«

Er hat alles schon ganz genau geplant.

»Und du? Und Gerti?«, fragt Maria ihn plötzlich erschrocken.
»Kommt ihr nicht mit?«

Der Bürgermeister zögert mit seiner Antwort. »Ich überlege es. Aber ich glaube nicht.« Dann gibt er uns die Karte, die in dem Umschlag war, und eine Wegbeschreibung und erklärt uns genau den Weg zu der Hütte. Es steht zwar alles auf dem Zettel, aber den werden wir im Dunkeln nur schwer lesen können.

»Ihr dürft auf keinen Fall Feuer machen«, bläut er uns ein. »Ihr müsst andere kommen sehen oder hören, bevor die euch sehen oder hören.«

Das wissen wir natürlich. Aber ich bin ihm zu dankbar, um mich darüber zu ärgern. Er gibt uns noch eine ganze Reihe von Hinweisen, die zwar nicht nötig sind, die aber auch nicht schaden können. Wir werden sie alle beachten. Wir wollen ja leben. Und diese Hütte im Wald ist weit und breit unsere beste Chance. Unsere einzige, um genau zu sein.

Martin will uns noch zu der Hütte begleiten, dann aber von dort aus allein zurück und wieder an die Front gehen. Warum er das will, ist mir schleierhaft. Es bleibt mir noch ein ganzer Tag und ein Nachtmarsch, um ihn zu überreden, mit uns in der Hütte zu bleiben und abzuwarten, bis der Krieg endet und vermutlich die Amerikaner hier die Kontrolle übernehmen.

Der Bürgermeister schickt Maria auf ihr Zimmer, um alles in einen Rucksack zu packen, was wir in der Hütte am dringendsten brauchen werden. Warme Kleidung vor allem und Streichhölzer, ein Stück Seife und vielleicht ein Buch, aber nur wenn noch etwas Platz ist. Ich überlege, ob ich schnell zu uns nach Hause gehe und auch ein paar Sachen hole und meiner Mutter und meinem Bruder sage, was

geschehen ist. Aber Martin überzeugt mich, dass das zu gefährlich ist und dass es am besten ist, wenn meine Mutter nicht weiß, wo ich bin.

Den Tag über schlafen wir in dem Schuppen, während der Bürgermeister und Gerti Ausschau halten, ob die Gestapo oder die SS hierherkommen. Für diesen Fall haben wir einen Plan, wie wir ungeesehen aus dem Schuppen in den Wald fliehen. Der Rucksack von Maria steht gepackt bereit. Aber der Bürgermeister glaubt ohnehin nicht, dass so schnell jemand hier auftaucht, um Franz' Angaben zu prüfen. Und bis die Dämmerung einbricht, bleibt alles ruhig. Der Bürgermeister kommt wieder zu uns in den Schuppen.

Maria versucht noch mal, ihn zu überreden, mit uns zu kommen, zusammen mit Gerti. Aber der Bürgermeister lässt sich nicht umstimmen. Er bleibt hier in Steinbach, und Gerti wird bei ihm bleiben, sagt sie.

»Wenn die wirklich noch kommen, dann sage ich einfach, dass ich selbst getäuscht wurde und wirklich dachte, dass du meine Nichte bist.«

Sehr überzeugend klingt das nicht.

Sobald es dunkel ist, nehmen wir Abschied. Maria stehen die Tränen schon in den Augen, bevor sie ein Wort gesagt hat.

»Bitte vergib mir«, flüstert sie kaum noch hörbar.

Der Bürgermeister nimmt sie feste in den Arm. »Das habe ich schon längst«, sagt er ruhig und streicht ihr über den Rücken.

»Danke, danke, danke«, sagt Maria unter Tränen.

Dann nimmt sie Gerti in den Arm, und jetzt weinen sie beide.

Martin hat damit eigentlich nicht viel zu tun, aber ihm laufen die Tränen auch in Bächen übers Gesicht, und ich komme mir etwas blöd vor, weil ich als Einziger nicht weinen kann. Dabei wäre mir auch danach zumute.

Dann brechen wir auf, schleichen aus dem Hintereingang des Vierseithofs hinaus in die Dunkelheit, denselben Weg Richtung Wald, den Maria und ich damals genommen haben, als wir den jüdischen Jungen beerdigen wollten. Wieder gehen wir ihn schweigend, bis wir so weit vom Ort entfernt sind, dass niemand uns mehr hören kann. Die Wegbeschreibung haben wir uns so fest eingeprägt, dass wir sie im Schlaf aufsagen könnten.

Doch lange bevor wir den Wegestein nach Gemünd erreichen, an dem wir den Weg verlassen und nach Süden in den Wald abbiegen müssen, kommt uns aus der Dunkelheit plötzlich matt ein unruhig flackerndes Licht entgegen. Schnell und ohne ein Wort schlagen wir uns in das Gestrüpp am Straßenrand und suchen Schutz hinter einem Baumstamm, der nur wenige Meter von der Straße entfernt auf dem Waldboden liegt. Es ist ein deutscher Verbund, einige Lastwagen mit Soldaten darauf, angeführt von einem Kübelwagen. Trotz des Lärms der Dieselmotoren ist zu hören, dass auf den Lastern Verletzte sind, die vor Schmerzen stöhnen und wimmern. Vermutlich kommen sie von der Front und fliehen, oder sie befolgen einen Befehl zum Rückzug. Sie fahren ohne Licht, um dem Feind kein Ziel zu bieten. Nur einer der Soldaten in dem Kübelwagen leuchtet mit einer Handlampe immer wieder den Weg aus, damit sie nicht in den Graben fahren. Atemlos beobachten wir die Fahrzeuge, wie sie langsam an uns vorbeifahren. Sie bemerken uns nicht. Wie auch, in dieser Dunkelheit. Als sie endgültig verschwunden sind, kommen wir hinter dem Baumstamm vor und setzen unseren Weg fort.

Ich frage Martin noch mal, warum er zurück zu unserer Einheit und an die Front will, statt mit uns in der Hütte zu bleiben. Ich kann sein Gesicht in der Dunkelheit nicht erkennen, aber ich weiß genau, wie er in dem Moment schaut.

»Die anderen müssen ja auch«, sagt er nur, und sein Mund wird für den Moment, in dem er traurig lächelt, schmal wie eine Linie. Ich kann es nicht sehen, aber ich weiß es.

Stimmt natürlich. Die anderen müssen auch. Franz und Walter, Klaus, Heinrich und Paul, der irre Manfred, Willi und all die anderen. Wenn alles gut gegangen ist, sind sie gestern noch bei ihrer Einheit angekommen. Für einen Moment komme ich mir feige vor, dass ich mich davonstehle und die anderen im Stich lasse. Im nächsten Moment ist mir wieder klar, dass ich überhaupt keine Wahl habe. Dass ich als Rasseschänder bestraft würde, wenn ich mit Martin zu den anderen zurückginge. Und ich könnte auch Maria nicht allein zurücklassen. Nein, die Kameraden und das Deutsche Reich werden ohne mich auskommen müssen für den Rest dieses Krieges, so oder so.

Maria überlegt, ob vielleicht ein paar unserer Kameraden auf dem Transport eben waren. Die Richtung stimmt zwar nicht ganz, die Laster kamen aus Südwesten, und unsere Einheit steht im Nordwesten. Aber möglich ist es trotzdem. Wer kann schon sagen, welchen Umweg dieser Transport nehmen musste, um von irgendwo an der Front ins sichere Hinterland zu kommen. Maria will mir helfen, Martin zustimmen. Die deutschen Truppen würden jetzt überall die Brücken hinter sich zerstören, weil sie nicht mehr daran glauben, dass sie den Feind noch schlagen und zurückdrängen können, erzählt sie. Es geht ihnen nur noch darum, die Niederlage hinauszuzögern. Es scheint ihr fast so dringend wie damals, als sie mich davon abhalten wollte, mich freiwillig zu melden. Die Soldaten, die jetzt schreiend vor Schmerzen auf einem dieser Laster liegen, sind die Glückspilze, erklärt sie Martin. Die haben vielleicht einen Arm oder ein Bein verloren, aber sie werden den Krieg überleben. Vielleicht. Und ich weiß wieder, wie Martin jetzt schaut. Wie er nickt und damit traurig

lächelnd einräumt, dass sie recht hat und dass das trotzdem nichts ändert. Denn die anderen müssen ja auch.

Dann kommt die Abzweigung mit dem Wegestein. Rechts geht es über die Landstraße nach Gemünd, und wir müssen links in den Wald. Der Mond spendet zwar genug Licht, um der Straße zu folgen, aber hier auf dem Waldweg ist kaum noch etwas zu erkennen. Viele der Bäume haben ihr Laub noch nicht ganz abgeworfen. Bei Tageslicht sind es nur zwanzig Minuten bis zu der Hütte, aber wir kommen kaum noch vorwärts. Und dann stürzt Martin, und es kracht irgendwie, seine Knochen oder Holz, auf das er getreten ist, und ich höre an dem Krachen und an dem Geräusch, das er dabei von sich gibt, dass es schlimm ist, dass etwas gebrochen oder gerissen ist in seinem Bein.

Maria stützt ihn, während ich eins der Streichhölzer opfere, um für einen Moment etwas sehen zu können. Martins schmerzverzerrtes Gesicht. Die Hände, die seinen Stiefel am Fußgelenk umfassen und reiben, als könnte das noch helfen. Die kleine Grube, in die er getreten sein muss.

Wir setzen ihn auf den Waldboden und gegen einen Baum, der ihm als Lehne dient. Maria zieht ihm vorsichtig den Stiefel aus.

»So eine Kacke!«, flucht Martin leise und betastet den schmerzenden Knöchel. Maria nimmt ein Tuch aus dem Rucksack und gießt Wasser aus ihrer Flasche darüber. Dann legt sie das Tuch auf Martins Knöchel, um die Verletzung zu kühlen.

»Hoffentlich ist nichts gebrochen«, fleht Martin durch zusammengebissene Zähne und reibt sich weiter den Knöchel. Maria vermutet, dass der Knöchel verstaucht ist. Sehr schmerzhaft, aber in ein paar Wochen ist es wieder gut.

»Wie willst du das denn wissen?«, fragt Martin skeptisch.

Maria verweist auf ihre Ausbildung zur Sanitäterin beim BdM. Ich kann es nicht sehen, aber ich höre, wie Maria frech grinst.

»Du bist scheinbar der größte Glückspilz von allen«, sagt sie zu Martin.

»Ach ja?«

»Jetzt musst du zwei oder drei Wochen bei uns bleiben.«

»Kacke«, antwortet Martin, und ich kann ausnahmsweise nicht hören, wie er dabei schaut. Martin ist zu anständig, um sich über die Verletzung zu freuen, obwohl er ahnt, dass sie ihm sein Leben retten wird.

Wir bleiben hier, bis es zu dämmern beginnt. Der weitere Weg führt einen steilen, lang gezogenen Hang hinab zur Urft. Es ist zu gefährlich, ihn in dieser Dunkelheit zu gehen. Mit einem Verletzten werden wir es bis zur Hütte schaffen, sobald es hell wird. Aber jetzt darf wirklich nichts mehr schiefgehen. Ein Feuer machen wäre viel zu gefährlich. Maria nimmt ihren dicken Wollmantel aus dem Rucksack und deckt Martin damit zu. Seinen verletzten Fuß legt sie auf den Rucksack. Dann setzen wir uns ganz nah zu Martin, um uns gegenseitig zu wärmen und um auch ein bisschen von dem Mantel abzubekommen. Zum Glück regnet es nicht.

Es wird schnell bitterkalt, sobald wir uns kaum noch bewegen. Aber so, zu dritt aneinandergedrängt, werden wir die Nacht gut überstehen. Und den Krieg. Es kommt mir zwar nicht ganz richtig vor, aber insgeheim bin ich froh, dass Martin keine Wahl mehr hat und erst mal bei uns bleiben muss. Mit ihm zusammen werden wir es schaffen, werden wir überleben, bis alles vorbei ist. Mit ihm wird uns nichts Schlimmes passieren. Ganz sicher.

27.

Ich wache auf, als es schon fast hell ist. Der Nebel um uns herum verstärkt das Morgengrauen und blendet mich. Zum ersten Mal seit Tagen habe ich richtig tief geschlafen, in Marias und Martins Armen, und trotz der Kälte. Jetzt brauche ich einen Moment, um wach zu werden und zu verstehen, wo wir sind und was passiert ist.

Martins linker Knöchel ist stark angeschwollen, aber die Schmerzen haben etwas nachgelassen, sagt er tapfer. Ich stehe vorsichtig auf, und rekele und dehne mich, um ganz wach zu werden. Ich muss dringend pissen, also gehe ich ein paar Schritte von unserem Lager weg und erleichtere mich an einen Baum. Die Pisse dampft in der kalten Morgensonne.

Martin ist noch damit beschäftigt, aufzustehen, ohne den kaputten Fuß zu benutzen, als ich zurückkomme.

»Ich muss auch«, sagt er vorsichtig, wie eine Bitte.

Ich biete ihm meine rechte Schulter an, damit er sich auf ihr abstützen kann. Dann humpeln wir zusammen die paar Schritte zu dem Baum, den ich schon gewässert habe. Er kriegt mit der einen freien Hand seine Hose nicht auf, und es scheint wirklich dringend zu sein, also helfe ich ihm mit dem Gürtel und den Knöpfen. Den Rest schafft er dann zum Glück allein.

»Das war knapp«, stöhnt er erleichtert, während sein Strahl laut prasselnd auf die Baumrinde trifft und einen Käfer aufscheucht, der es sich in einer der Furchen gemütlich gemacht hatte. Es dauert eine Ewigkeit, bis er fertig ist und sein Glied wieder in seiner Unterhose

verpackt hat, sodass ich ihm helfen kann, den Stall zu schließen. Zum Glück muss er nicht kacken, denke ich plötzlich.

Ich weiß nicht, was es da zu grinsen gibt, aber Maria grinst übers ganze Gesicht, als wir zu ihr zurück und auf sie zuhumpeln. Dann gibt sie mir einen Kuss und wünscht mir noch mal einen guten Morgen, und damit bin ich versöhnt.

Maria verstaubt den Mantel und Martins linken Stiefel in ihrem Rucksack. Dann machen wir uns auf den Weg. Martin stützt sich wieder auf meine rechte Schulter, damit er den verletzten linken Fuß nicht belasten muss. Wenn der Weg zu steil wird, stützt Maria ihn zusätzlich auf der anderen Seite. So kommen wir gut vorwärts und erreichen die letzte Abzweigung unseres Weges: einen felsigen Vorsprung, der aus dem Waldboden herausragt wie ein gewaltiger Zahn. Hier sollen wir den Weg verlassen und querfeldein den Hügel wieder hinaufgehen.

Und dann fällt das Gelände plötzlich wieder ab, und in der Senke drückt sich eine kleine Holzhütte gegen einen steilen Abhang. Sie liegt perfekt versteckt. Von oben kann man sie nicht sehen, und von dort kann man sich ihr ohne Hilfsmittel auch nicht nähern, dazu ist der Abhang zu steil, an dem sie gebaut wurde. Und aus der anderen Richtung, aus der wir kommen, sieht man sie wirklich erst im allerletzten Moment, wenn man schon ganz nah ist. Wer diese Hütte nicht sucht, weil er weiß, dass es sie gibt, der wird sie niemals finden.

»Knorke!«, sagt Martin trocken. Das Wort haben wir in einem Film von der UFA aufgeschnappt, der vor einiger Zeit bei uns im Gasthof gezeigt wurde. Die Kinder in der Geschichte kommen aus Berlin und finden alle drei Minuten irgendwas knorke. Hannes benutzt den Begriff seitdem gelegentlich im Zusammenhang mit weiblichen Brüsten. Martin verwendet ihn nur bei ganz besonderen Anlässen, wenn er etwas wirklich toll findet. Wie diese Hütte.

Wir machen die letzten Schritte auf sie zu, und ich taste in meiner Hosentasche nach dem Schlüssel, den Marias Onkel mir gegeben hat. Unser Bürgermeister ist zwar nicht ihr Onkel, und Maria ist nicht Maria, aber Hannah bleibt für mich erst mal Maria, weil sie es so wollte, und unser Bürgermeister bleibt ihr Onkel, auch wenn beides nicht stimmt. Es stimmt ja überhaupt nichts mehr, also kommt es darauf wohl kaum an.

Aber was hier am allerwenigsten stimmt: Die Tür zu der Hütte steht offen. Sie sollte fest verschlossen sein. Maria hat es als Erste bemerkt. Sie legt einen Finger auf ihre Lippen und weist uns nur mit ihrem gespannten Blick und einer knappen Kopfbewegung auf die Tür hin. Ohne die Hütte aus den Augen zu lassen, treten wir erst mal leise den Rückzug an. Wir bringen Martin in Sicherheit. Maria bleibt bei ihm, und sie behalten die Umgebung im Auge, während ich mich ins Gebüsch schlage und auf den Weg zurück zur Hütte mache und mich ganz vorsichtig anschleiche, wie ich es bei der Hitlerjugend gelernt habe. Gause wäre stolz auf mich, denke ich, als ich, ohne das geringste Geräusch zu machen, an der Hütte angekommen bin. Falls jemand dadrin ist, muss er uns trotzdem längst bemerkt haben. Ich halte den Atem an und lausche. Aber aus dem Inneren der Hütte ist nichts zu hören. Ich nehme ein Stöckchen und werfe es gegen das kleine Fenster, unter dem ich jetzt kauere. Auch darauf keine Reaktion. Ich schleiche also um die Ecke der Hütte zu der offen stehenden Tür, erhebe mich, ziehe mein Messer und atme tief durch.

Vorsichtig drücke ich die Tür weiter auf und werfe einen kurzen Blick ins Innere der Hütte. Es ist niemand hier. Ich gehe hinein und sehe mich um. Es riecht nach Moder und Petroleum und nach kaltem Rauch. Die Hütte besteht nur aus einem einzigen Raum, und der sieht ziemlich verwüstet aus. Nur ein zerfetzter Vorhang trennt ein Bett vom Rest des Raumes. Kochtöpfe und andere Gegenstände lie-

gen herum, ein hölzerner Stuhl liegt umgekippt auf dem Boden. Aber von den Menschen, die das angerichtet haben, ist nichts zu sehen. Auf dem hölzernen Boden liegt Laub, das der Wind durch die offen stehende Tür hereingeweht hat. Es wirkt, als sei sehr lange niemand mehr hier gewesen.

Meine Knie zittern ein bisschen. Ich atme tief durch, dann gehe ich wieder hinaus, gehe einmal um die Hütte herum und winke Maria und Martin zu, damit sie herkommen. Wir sind uns alle einig, dass schon lange niemand mehr hier gewesen ist und wir hier erst mal sicher sind.

Wir setzen Martin auf einen Stuhl, räumen dann die Hütte auf und erkunden, was es alles gibt. Ein gusseiserner Ofen steht in der Ecke, und an der Wand darüber hängen ein paar Töpfe. Wir könnten uns also etwas kochen, wenn wir etwas zum Kochen hätten und wenn dabei kein Rauch entstünde, der uns vielleicht verrät. Wir einigen uns darauf, den Ofen nicht zu nutzen, bis wir die Umgebung gründlich erkundet haben und uns sicher sind, dass niemand in der Nähe ist und den Rauch sehen kann. Unter dem einzigen Fenster steht ein grob gezimmerter Tisch mit vier Stühlen daran. Martin hat seinen kaputten Fuß auf den Tisch gelegt und nimmt sich den *Völkischen Beobachter*, der ziemlich vergilbt herumliegt und aus dem Februar 1943 stammt. »*Sie starben, damit Deutschland lebe*« steht in fetten Buchstaben auf der ersten Seite, darunter ein Bericht über das Ende der Schlacht der 6. Armee um Stalingrad. Mutter hatte die Zeitung damals gekauft, und den Artikel kenne ich immer noch fast auswendig, so oft habe ich ihn gelesen auf der Suche nach etwas Trost und nach einem Hinweis auf das Schicksal meines Vaters.

In einer großen Blechkanne sind immerhin noch ein paar Liter Petroleum, mit dem zwei Lampen befüllt werden, die an Nägeln an

den mächtigen Holzpfeuern hängen, die das Dach der Hütte tragen. Aber die Truhe mit den Vorräten, die Marias Onkel hierhergebracht hatte, ist leer. Kein Zwieback, keine Marmelade und kein einziges Glas mit eingelegtem Obst, gekochten Kartoffeln oder sauren Gurken ist mehr übrig. Wer auch immer die Hütte gefunden hat, hat uns alles weggefressen. Es wird nicht leicht werden, hier einige Wochen zu überleben. Die größte Gefahr ist sicher, dass wir entdeckt werden. Und deshalb wird es schwierig, etwas Essbares zu besorgen oder zu jagen. Ähnlich groß ist also die Gefahr, dass wir verhungern. Und wenn wir ohne Feuer auskommen müssen, um nicht entdeckt zu werden, besteht außerdem noch die Gefahr, dass wir erfrieren. Das sind alles keine schönen Aussichten.

»Aber jedenfalls besser als an der Front«, findet Martin, der wieder zuversichtlicher klingt. Sein Fuß tut noch sehr weh, aber er ist nun auch sicher, dass es nur eine Verstauchung ist. Glück im Unglück also. Ich schnappe mir zwei der Töpfe und mache mich auf den Weg zu dem Bach, von dem Marias Onkel gesprochen hat, um Wasser zu holen. Und um bei der Gelegenheit schon mal zu schauen, ob es hier irgendwas Essbares gibt. Fische zum Beispiel. Oder Pilze. Oder einen Hirsch. Hunger hätte ich genug, um einen zu verdrücken.

Martin will mit mir kommen, um seinen Fuß in den Bach zu hängen und so das verstauchte Gelenk zu kühlen. Bis zum Ufer sind es nur ein paar Schritte den Hang hinab. Unser gemeinsames Humpeln funktioniert inzwischen ganz gut, selbst auf dem unebenen Waldboden. Nur der Rückweg wird schwer, mit den mit Wasser gefüllten Töpfen.

Das eiskalte Wasser tut Martins Knöchel gut, sagt er. Der Bach ist hier kaum zwei Meter breit. Ich kann ohne Mühe vom einen zum anderen Ufer springen. Während Martin seinen Fuß badet, halte ich etwas oberhalb im Wasser Ausschau nach den Bachforellen, die es

hier hoffentlich gibt. Es ist völlig still im Wald, mal abgesehen von den Rufen der Vögel und einem Specht, der wohl auch auf der Suche nach was Essbarem ist und gelegentlich gegen einen Baum klopft in der Hoffnung, einen Wurm oder eine Larve zu finden.

Der Nebel hat sich inzwischen verzogen. Die Herbstsonne scheint warm durch das noch in den Baumkronen verbliebene rotbraune Laub. Der ganze Wald strahlt gelb und rot und braun und golden und lässt mich glatt vergessen, dass nicht weit von hier der Krieg tobt. Und dann ist da plötzlich eine Forelle! Eine kleine zwar, aber eindeutig eine Forelle. Sie dümpelt am Grund des klaren Bachs auf der Stelle vor sich hin und scheint sich der Gefahr, in der sie schwebt, überhaupt nicht bewusst zu sein. Gut so. Ohne sie aus den Augen zu lassen, ziehe ich Stiefel und Strümpfe aus und steige hinter ihr möglichst leise und behutsam in den Bach, um sie mit den bloßen Händen zu fangen. Das Wasser schneidet mir in die Waden, so kalt ist es. Ganz langsam beuge ich mich über der Forelle hinab, beide Hände weit geöffnet über der Wasseroberfläche. Dann greife ich plötzlich zu, so schnell und feste, wie ich kann. Aber die Forelle war schneller und das Wasser irgendwie tiefer, als es scheint. Ich greife ins Leere, verliere dabei das Gleichgewicht und schlage mit einem lauten Platsch der Länge nach in das eiskalte Wasser. Einen kurzen Schrei kann ich nicht mehr unterdrücken. Martin lacht.

So schnell ich kann, richte ich mich auf und komme mit den Zähnen klappernd aus dem viel zu kalten Wasser. Martin lacht und lacht und lacht. Wann habe ich ihn zum letzten Mal so lachen gehört? Es muss Wochen her sein, oder sogar Monate.

Die Kälte des Wassers hat die Schmerzen in seinem Fußgelenk betäubt. Er wird jetzt übermütig und will aufstehen, ganz allein, doch als er versucht, mit dem verletzten Fuß aufzutreten, kommt der Schmerz sofort stechend zurück. »Aaah, Kacke«, flucht er leise

und setzt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht wieder ans Ufer, bis ich komme, um ihm aufzuhelfen.

Wir füllen die beiden Töpfe mit Wasser und machen uns dann auf den mühsamen Rückweg zur Hütte. Wir haben jeder nur eine Hand frei, um einen der Töpfe zu tragen. So geht uns auf dem kurzen Weg viel Wasser verloren, und wir müssen mehrfach anhalten und die Töpfe absetzen. Bei der Hütte ziehe ich die nassen Kleider aus und lege sie auf den Waldboden, damit die Sonne sie trocknet, und lege mich daneben, um mich aufzuwärmen. Aber die Sonne hat nicht mehr viel Kraft.

Maria setzt sich zu mir und will wissen, was geschehen ist. Ich erzähle ihr fröstelnd von der Forelle, die ich beinahe gefangen hätte. Martin muss wieder lachen, während ich davon erzähle. Aber Maria nimmt kaum Notiz davon. Sie hängt ihren eigenen Gedanken nach und starrt traurig durch mich hindurch, während ich ihr von meinem heldenhaften Kampf gegen den Fisch berichte, um sie vielleicht zum Lachen zu bringen. Oder wenigstens zu einem Lächeln. Martin hüpfte auf seinem gesunden Fuß ins Innere der Hütte.

Eine Zeit lang schweigen wir. Dann höre ich plötzlich, dass Maria weint. Ich setze mich schnell auf und frage sie, was los ist.

»Wie konnte ich nur so dumm sein?«, fragt sie mich und sich. »So dumm und rücksichtslos und gemein.« Die Frage klingt nicht so, als erwartete sie eine Antwort darauf. Ich ziehe sie zu mir und streiche ihr durchs Haar.

»Das bringt doch nichts«, sage ich leise, um sie zu beruhigen.

»Hundertmal hat mein Onkel ...« Sie unterbricht sich, denn er ist ja nie ihr Onkel gewesen. »Hundertmal hat Gustav mir eingeschärft, nie ein Wort darüber zu verlieren. Nie, nie, nie! Zu niemand!« Und hundertmal hat sie es ihm versprochen. Kein Wort, zu niemand! Und jetzt?

»Jetzt schwebt er in Lebensgefahr, weil er mir geholfen hat, weil er mein Leben retten wollte, nur weil ich mein dummes Maul nicht halten konnte.« Marias ganzer Körper bebt, Tränen laufen ihr übers Gesicht und hinterlassen diese Zebrastreifen da, wo sie Staub und Erde und Ruß wegspülen.

»Ich kann einfach nicht begreifen, wie ich so blöd sein konnte!«

Ich streichele ganz vorsichtig ihr Gesicht, mein Zeigefinger folgt ihrem Zebrastreifen über die Wange und das Kinn bis zum Hals.

»Jetzt hast du einen Zebrastreifen«, sage ich zu ihr, ziehe sie ganz fest an mich heran und streichele ihren Rücken. Ihr Blick verrät nicht, ob sie sich an den Moment im Sommer erinnert.

»Vielleicht war es ja meine Schuld«, überlege ich vorsichtig. »Nur dass ich es nicht ahnen konnte.«

»Unsinn«, erwidert Maria scharf. »Es war ganz allein meine Schuld. Meine Schuld und meine Dummheit!«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, um sie zu trösten, um ihre Wut auf sich selbst zu besänftigen. Martin wüsste bestimmt etwas zu sagen, das ihr hilft, sich selbst zu vergeben. Aber er ist drinnen in der Hütte, um uns nicht zu stören.

Später sitzen wir zu dritt an dem Tisch in der Hütte. Maria hat etwas geschlafen und ist jetzt ruhiger. Der Abend, an dem ich ihr den Antrag gemacht habe, ist noch keine Woche her. Eine Woche, die sich anfühlt wie ein halbes Leben, weil so viel geschehen ist.

Martin fragt Maria, wie sie eigentlich zu uns nach Steinbach und zu unserem Bürgermeister gekommen ist. Warum hab ich sie das eigentlich noch nie gefragt? Jedenfalls erzählt Maria uns nun die ganze Geschichte. Wie ihr Vater und Gustav sich während des großen Krieges 1917 kennengelernt haben, als sie gemeinsam in die Gefangenschaft der Franzosen gerieten. Da waren sie nur ein paar Jahre äl-

ter als wir jetzt. Beide hatten für das Deutsche Kaiserreich gekämpft. Gustav hatte seinen Arm verloren und war halb tot, und Marias Vater ist nicht von seiner Seite gewichen, nicht im Lazarett und nicht im Gefangenenlager.

Maria erzählt, wie ihr Vater später nach Heilbronn gezogen ist und seine Frau, ihre Mutter, kennengelernt und kurze Zeit später auch geheiratet hat. Wie ihre Eltern dann ein Geschäft für Haushaltswaren eröffnet haben, das schon sehr gut lief, als sie geboren wurde, und noch besser lief, als Hitler 1933 die Wahl gewonnen hat und Reichskanzler wurde. Sie waren wohlhabend und angesehen in Heilbronn, hatten viele Angestellte und ein großes Haus, sind viel gereist.

Erst ein paar Jahre später wurde es schwierig. Die Nürnberger Gesetze nahmen den Juden in Deutschland die meisten Rechte. Immer wieder wurden nun die Schaufenster ihres Geschäfts eingeworfen oder Parolen mit Farbe an ihre Hauswand geschmiert. »Hier wohnt eine Judensau« oder »Kauft nicht bei Juden« und so was. Niemand tat etwas dagegen, aber viele Menschen kauften trotzdem weiter bei ihnen. Die Gewinne waren zwar nicht mehr so hoch, aber es reichte noch. Dann mussten sie irgendwann den Judenstern tragen, da war Maria zwölf, und auch damit ließ sich noch leben. Fast jeden Tag wurden sie nun aber von fremden Menschen angespuckt und beleidigt oder auf offener Straße verprügelt. Im Dunkeln gingen sie nicht mehr aus dem Haus, wenn es nicht unbedingt sein musste.

Und dann, irgendwann Anfang des Jahres 1942, kam mit der Post die Aufforderung, sich für den Abtransport in den Osten bereitzuhalten. Das Geschäft wurde ihnen weggenommen und schon am nächsten Tag von einem Mitglied der NSDAP unter seinem Namen wiedereröffnet. Und da hat ihr Vater in seiner Not an Gustav geschrieben, den er schon ein paar Jahre nicht mehr gesehen hatte. Und kurze Zeit später kam Gustav mit der Eisenbahn zu ihnen nach

Heilbronn und hat sie, Hannah, die sich ab jetzt Maria nannte, abgeholt und mit nach Steinbach gebracht. Er hat tatsächlich einen Bruder in Süddeutschland, daher passte die erfundene Geschichte von der verwaisten Nichte sehr gut.

An den Tag, an dem Maria bei uns ankam, erinnere ich mich noch ziemlich genau. Es kommt bei uns nicht oft vor, dass jemand herzieht. Und dass ein Kind beide Eltern durch den Krieg verloren hat, hatte ich bis dahin auch noch nicht gehört. »Das arme Kind«, sagten die Erwachsenen immer, wenn es um Maria ging. »Ach, das arme Kind«.

»Aber – dann sind deine Eltern ja gar nicht tot?«, rufe ich plötzlich und strahle sie an. Maria lächelt nur traurig und schüttelt den Kopf.

»Doch, sie sind tot. Damals, als ich nach Steinbach gekommen bin, haben sie noch gelebt. Aber jetzt sind sie längst tot.«

Ich will wissen, wann sie dann vom Tod ihrer Eltern erfahren hat. Aber so einfach ist es nicht. Sie hat nicht davon erfahren, erklärt Maria uns. Sie weiß es einfach. Ich verstehe sie nicht. Wie kann sie sich da so sicher sein? Ich weiß, dass mein Vater wahrscheinlich gefallen ist, aber ich glaube ganz fest daran, dass er noch lebt und irgendwann wiederkommt. Jedenfalls rede ich mir das ein.

»Sie bringen uns in Lager im Osten, um uns umzubringen«, sagt Maria mit fester Stimme. Was? Was redet sie denn da?

»Wer bringt euch um?«, frage ich entsetzt.

»Ihr! Die Deutschen. Die SS! Die Wehrmacht! Und die Gestapo!«

Martin nickt mit düsterem Blick. Ihn scheint das nicht sehr zu überraschen. »Das hab ich auch gehört«, sagt er vorsichtig.

»Aber warum denn?« Das ist doch Unsinn! Sie bringen die Juden in den Osten, weil sie dort arbeiten sollen! Oder etwa nicht?

»Es gibt gewaltige Lager im Osten, in Polen und in der Ukraine, dort bringen sie uns hin, dort bringen sie uns um, und von dort ist noch nie ein Jude lebend zurückgekehrt, heißt es.«

Martin erzählt von einem Vernichtungslager im Osten Polens, das die Rote Armee befreit hat. Er hat davon im Radio gehört.

Ich kann das einfach nicht glauben.

»Das ist bestimmt nur Feindpropaganda«, sage ich voller Überzeugung.

Maria sieht mich lange an. »So was Grausames kann sich niemand ausdenken. Nicht mal der schlimmste Feind.«

Martin nickt. Er glaubt auch, dass die Geschichten stimmen.

»Wenn der Krieg vorbei ist, dann gehen wir nach Osten und suchen deine Eltern. Und meinen Vater«, sage ich zu Maria.

Immerhin lächelt sie kurz und gibt mir dann ein Küsschen.

Während wir so reden, hat Martin damit begonnen, ein Netz zu knüpfen. In einer der Holzkisten haben wir ein großes Knäuel aus Kordel gefunden.

»Was wird das?«, frage ich ihn.

»Ein Netz. Zum Fischen«, antwortet er, ohne den konzentrierten Blick zu heben. Er hat die Kordel mit seinem Messer in mehrere, unterschiedlich lange Stücke geschnitten und legt sie jetzt nebeneinander, um zu schauen, ob es passt.

»Ich brauch ein Stück Draht«, überlegt er, während er die Schnurstücke zu einem Gitter sortiert.

Ich sehe zu Maria und zu dem Ring, den ich ihr geflochten habe und den sie trägt, wie ich meinen. Sie versteht meinen Blick. Wir sehen uns an. Maria schüttelt langsam und entschlossen den Kopf. Sie will unsere Ringe nicht opfern. Es wäre ohnehin viel zu wenig Draht für Martins Zwecke. Maria steht auf und macht sich auf die Suche nach etwas anderem, was die Öffnung für Martins Fischer-netz werden kann.

Ich gehe nach draußen und sehe nach, ob meine Kleidung inzwi-

schen getrocknet ist. Der Himmel hat sich zugezogen, die Sonne ist nicht mehr zu sehen. Mein Hemd ist einigermaßen trocken, aber der Pullover ist noch ziemlich klamm. Also behalte ich einstweilen Marias Mantel an, in den ich mich vorhin gehüllt hatte, als wir reingegangen sind.

Maria findet ein altes Radio. Prüfend betastet sie das mit Stoffgeflecht ummantelte Stromkabel. Aber es ist zu weich, und Maria sucht weiter. Dann findet sie tatsächlich eine Rolle mit rostigem Draht. Der ist zwar auch etwas dünn und zu biegsam, aber wenn man drei Stücke zu einem verflacht, wird es stabil genug sein, glaubt Martin.

Maria zerschneidet also alles, was noch auf der Rolle ist, in drei gleich lange Stücke und beginnt damit, sie zu einem festeren Draht zu verflechten und daraus dann einen Ring zu formen und die Enden miteinander zu verknoten. Martin nimmt den Ring, betrachtet ihn kritisch prüfend, biegt ihn sich zurecht und knotet dann je eins der Kordelstücke mit beiden Enden an zwei gegenüberliegenden Punkten an den Ring. Keine Ahnung, woher er weiß, wie man ein Fischernetz macht, aber es sieht jetzt so aus, als könnte das funktionieren. Und eine Stunde später sind die übrigen Kordelstücke ringsum mit den anderen verknotet, und das Netz ist einsatzbereit.

Zu dritt gehen wir wieder runter zu dem Bach, um uns ein Abendessen zu fangen. Die Vorräte, die Maria in ihrem Rucksack hatte, sind längst aufgebraucht. Ihr Onkel war sicher gewesen, dass wir mehrere gut gefüllte Kisten mit Vorräten vorfinden würden. Sonst hätten wir viel mehr zum Essen mitgenommen.

Etwas den Bach aufwärts liegt ein toter Baum quer über dem Bach. Ich renne hin und schaue, ob man von dem Baum aus mit dem Netz fischen kann, ohne nass zu werden. Das Wasser ist einfach zu kalt, und es wird jetzt mit jedem Tag kälter werden. Wenn ich mich mit

dem Bauch auf den Baum lege, sodass meine Arme auf der einen und meine Beine auf der anderen Seite herunterhängen, bleibe ich trocken und kann mit beiden Händen das Netz im Wasser halten und führen, sobald eine Forelle kommt.

Während wir im Wasser Ausschau nach Beute halten, überlegen wir, wie wir das mit dem Feuer machen wollen. Wenn es so bewölkt bleibt, wie es seit dem Nachmittag ist, dann wird heute Nacht vom Mond nicht viel zu sehen sein. Dann wäre es auch sehr unwahrscheinlich, dass irgendwer den Rauch sieht, wenn wir den Ofen nach Einbruch der Dunkelheit anheizen. Zumal der Rauch durch die Baumkronen ja verteilt würde, und kaum als eine Rauchfahne aufsteigen würde.

Martin schlägt vor, dass er sich zum Fischen auf den Baum legt, das geht ja gut mit seinem kaputten Fuß, während wir den Hang in die andere Richtung hochgehen und uns vergewissern, dass oberhalb der Hütte auch niemand ist, der uns bemerken könnte.

Aber wie will er denn die gefangenen Fische töten, frage ich Martin. Die wird er kräftig mit dem Kopf gegen den Baum schlagen, erklärt er. Das gehe genauso gut, wie den Fischen mit etwas auf den Kopf zu hauen.

So machen wir es also. Martin helfen wir mit seinem Netz und einem Topf für die gefangenen Fische auf den Baum, dann machen wir uns auf den Weg, um auf die Anhöhe oberhalb der Hütte zu steigen und zu schauen, was da oben ist. Aber da ist nichts, stellen wir erleichtert fest, nachdem wir den steilen Aufstieg geschafft haben. Hier geht der Wald genauso friedlich weiter wie unten bei unserer Hütte. Der Ort für dieses Versteck ist wirklich gut gewählt. Und als wir zurückkommen, die Arme voller Brennholz, das wir unterwegs aufgesammelt haben, hat Martin schon vier Forellen gefangen. Wir

helfen ihm von dem Baum herunter und gehen ziemlich zufrieden zur Hütte zurück.

Während Martin die Fische ausnimmt, mache ich mich auf die Suche nach einem Ort zum Kacken. Eine Schaufel gibt es zum Glück, und mit der buddel ich uns eine Sickergrube in vielleicht zwanzig Meter Entfernung zur Hütte. Sonst riecht das hier bald wie in den ersten Tagen im Ausbildungslager.

Während ich die Grube aushebe und die Erde daneben zu einem großen Haufen auftürme, kehrt plötzlich dieses Glücksgefühl zurück, ein Glückspilz, ein riesiger Glückspilz zu sein. Ich bin hier mitten im Wald, mit meiner Verlobten und mit meinem besten Freund, und nicht an der Front. Wir sind weit weg vom Krieg und von jeder Gefahr, und es gibt Forelle mit Wildkräutern zum Abendessen, statt Brühe mit Kakerlake und schimmeligem Zwieback.

Mit meinem besten Freund, denke ich noch mal und denke den Gedanken immer wieder. Mit meinem besten Freund, das hätte vor einer Woche noch geheißen: mit Franz. Er war immer mein bester Freund, solange ich denken kann. Zumindest habe ich das immer geglaubt. Ich habe nie darüber nachgedacht, warum es so ist. Doch wenn er mein bester Freund gewesen wäre, hätte er Maria wohl kaum verraten. Was war ich für ein Trottel, und was bin ich für ein Glückspilz, trotzdem Martin zu haben. Martin, der keine Sekunde zögert und mit mir flieht, der sein Leben riskiert, um mit mir zu kommen und Maria zu warnen.

Ich buddele die Grube noch ein bisschen tiefer, damit wir sie länger nutzen können. Ob wir eine Woche hierbleiben müssen, oder einen Monat? Oder noch länger? Hoffentlich bleibt Martin bei uns. Aber wie merken wir hier eigentlich, wenn der Krieg vorbei ist? Ich renne zurück zur Hütte.

»Wie merken wir hier eigentlich, wenn der Krieg vorbei ist?«, frage ich die beiden erschrocken. Draußen hat schon die Dämmerung eingesetzt. Maria und Martin sehen mich ebenso erschrocken an. Darüber hat bisher niemand nachgedacht. Hier ist es so still und einsam, man hört nicht, dass Krieg ist. Also werden wir hier auch nicht hören, wenn er vorbei ist. Ist ja logisch. Dass der Krieg bald vorbei ist, daran gibt es keinen Zweifel. Nur war ich bisher immer sicher gewesen, dass Deutschland dann gewonnen hat. Jetzt hoffe ich, dass Deutschland den Krieg verlieren wird. Ob das mit den Vernichtungslagern im Osten nun stimmt oder nicht.

Ich beginne schon mal, das Feuerholz im Ofen aufzuschichten, so dass wir es nur noch entzünden brauchen, sobald es draußen ganz dunkel ist. Dann bringe ich die Innereien der Fische nach draußen, werfe sie in die frisch ausgehobene Sickergrube und bedecke sie mit drei Schaufeln Erde, damit der Geruch nicht irgendeine Wildtiere anlockt. Fehlt nur noch ein Donnerbalken, überlege ich, damit Martin auch mit seinem verletzten Fuß kacken kann. Ich sehe mich in der Umgebung um, ob ich einen geeigneten Ast oder Baum finde. Aber es ist schon zu dunkel, und ich beschliesse, mich heute nur noch um unser Abendessen zu kümmern und morgen früh dann wieder ums Kacken.

Die vier Forellen warten schon in dem größten der Kochtöpfe darauf, zu unserem Abendessen zu werden, zu unserem leckersten Abendessen seit Langem. Maria hat in der Nähe der Hütte Brennnesseln und Sauerampfer gefunden und will versuchen, die Fische damit zu würzen. Salz oder Pfeffer gibt es leider ebenso wenig wie Zitrone oder Zwiebeln, bedauert sie. Aber das ist egal, es wird ein Festmahl werden.

Dann ist es endgültig dunkel, und ich zünde das Feuer im Ofen an, überzeuge mich, dass der Rauch durch das Ofenrohr abzieht, und

stelle dann den Topf mit den Fischen auf die Platte. Maria gibt die Kräuter dazu, die sie inzwischen klein geschnitten hat.

Keine halbe Stunde später sitzen wir zu dritt an dem rohen Holztisch, jeder einen Blechteller vor sich. In der Mitte steht der blecherne Topf mit den vier Forellen in ihrem Sud.

»Ist Forelle eigentlich kosher?«, will Martin wissen, nachdem er den köstlichen Duft der Fische mit geschlossenen Augen einge-sogen hat. Maria sieht ihn überrascht an. Danach hat seit Jahren niemand mehr gefragt, auch sie selbst nicht. Sie kramt in ihren Er-innerungen. »Fische sind kosher, wenn sie Schuppen haben«, sagt sie. Martin wirft einen prüfenden Blick in den Topf. Unsere Forellen haben Schuppen.

»Da hast du leider Pech gehabt«, sagt Maria frech grinsend. Martin erschrickt etwas. Denkt sie etwa, er wollte ihr die Forelle madig machen, um sie selbst zu essen?

»So hab ich es aber nicht gemeint«, sagt Martin schnell. Er würde eher auf sein Essen verzichten, als ihr ihres mit einem Trick abzu-luchsen.

»Weiß ich doch«, erwidert Maria lächelnd, »entschuldige.« Sie nimmt einen Löffel und legt jedem von uns einen der Fische auf den Teller.

Martin erkundigt sich bei Maria, ob sie eigentlich gläubig ist. Es geht ihm nicht um einen Fisch mehr oder weniger. Es geht für ihn um alles, das höre ich, das spüre ich. Ich muss an Sonntagabend denken, als Hannes schwer verletzt bei den Sanitätern lag und beten wollte. »*Ich bin nicht mehr sicher, ob es wirklich einen gibt, der zuhört*«, hatte Martin zu ihm gesagt. Und hat dabei so furchtbar enttäuscht geklun-gen, dass ich mich nicht getraut habe, ihn mal zu fragen, was er da-mit genau gemeint hat. Es ist aber auch ziemlich klar. Wenn Maria

noch glauben kann, nach allem, was ihr und ihrer Familie und ihrem Volk angetan wurde, vielleicht gibt das auch Martin etwas Hoffnung?

Ich habe es da leichter, ich war nie besonders gläubig. Und Maria ist sich nicht sicher. Das ist alles so lange her. Solange es ging, sind sie regelmäßig in die Synagoge gegangen. Aber ob sie glaubt? Ob ihre Eltern geglaubt haben? Jedenfalls spricht sie gern ein Tisch-gebet, als Martin sie fragt.

»Barukh ata Adonai, Eloheinu melekh ha'olam shehakol niyah bidvaro«, sagt sie mit geschlossenen Augen und übersetzt es dann für uns:

»Gelobt seist du, Herr unser Gott, Herrscher des Universums, durch dessen Wort alles entstand.«

Und dann essen wir, bevor uns die Forellen noch kalt werden. Ob Gott mit seinem Wort etwas zu ihrer Entstehung beigetragen hat, ist mir ziemlich egal, bei dem Kohldampf, den ich habe. Jedenfalls schmecken sie einfach köstlich. Ich muss mich sehr zusammen-reißen, um meine Forelle mit Ruhe zu verspeisen, Bissen für Bissen sorgfältig zu kauen und jede Faser zu genießen, solange es geht. Und Maria und Martin geht es genauso. Maria zerlegt die vierte Forelle und teilt ihr Fleisch gerecht zwischen uns auf, und zum Schluss löffeln wir den Sud aus dem Topf und lecken dann noch den Topf aus, bis er ganz und gar sauber gespült zu sein scheint, um nicht das kleinste bisschen übrig zu lassen.

Das Feuer im Ofen brennt noch und hat das Innere unserer Hütte ein bisschen angewärmt. Ich frage die anderen, ob ich noch mal Holz nachlegen soll oder ob wir besser darauf verzichten. Wir einigen uns darauf, lieber nicht zu heizen, solange wir die Kälte noch ertragen können. Das Risiko, dass jemand unseren Rauch sieht, ist zwar ge-ring, aber es bleibt ein Risiko. Und das gilt auch für das Licht der Petroleumlampen. Nachdem wir gegessen haben, waschen wir uns

schnell die Hände und die Gesichter, dann verriegeln wir die Tür von innen, legen uns in das Bett und löschen die Lampe.

Die Wolldecken auf dem Bett riechen ziemlich muffig. Kein Wunder, nachdem sie jahrelang hier herumgelegen haben. Vielleicht hätten wir sie erst mal gründlich durchlüften sollen, überlege ich. Aber dafür ist es jetzt zu spät, jedenfalls für heute Nacht. Wir werden uns an den Muff gewöhnen. Immerhin sind die Decken einigermaßen warm.

Und dann liege ich mit Maria in einem Bett, zum ersten Mal zusammen mit Maria in einem Bett, mal abgesehen von der einen Nacht bei ihr zu Hause, in der ich aber leider so voll war, dass ich sofort eingeschlafen bin.

Wir müssen uns sehr eng aneinanderkuscheln, damit es nicht zu kalt wird und damit wir alle drei unter die Decken und in das Bett passen. So liegen wir jeweils auf unserer linken Seite, und ich schmiege mich ganz eng an Maria, mein Gesicht in ihren Haaren, und Martin schmiegt sich an mich, und so zwischen den beiden eingepackt werde ich ganz sicher nicht erfrieren, denke ich, während ich mir mit den Lippen einen Weg durch Marias Haare zu ihrem Hals bahne, um ihren Nacken und ihr Ohr ein bisschen zu streicheln, bis sie endlich wieder dieses niedliche Grunzen von sich gibt, das ich schon ewig nicht mehr gehört habe, obwohl ich nichts so sehr liebe, dieses quiekende, kichernde Grunzen, das mein Herz doppelt schnell schlagen lässt.

Was Martin wohl denkt, wenn er Maria so quieken hört, überlege ich kurz. Wäre es vielleicht doch besser, wenn er demnächst zurück an die Front geht, damit ich hier mit Maria allein sein kann? Unsinn. Ich schiebe den Gedanken schnell beiseite. Martin wird uns an nichts hindern. Ich kann nicht erklären, warum es so ist, aber vor Martin schäme ich mich nicht. Ich wünsche mir, dass er bei uns

bleibt, auch wenn er jetzt trotz der Dunkelheit wahrscheinlich mitbekommt, wie sich meine Lippen bis zu Marias Mund vortasten, wie Maria ihren Kopf zu meinem dreht, damit unsere Lippen sich berühren und unsere Zungen miteinander spielen können, und wie meine Hand schnell in meiner Hose für Ordnung sorgen muss, damit mein Glied noch etwas fester werden kann, ohne länger wehzutun.

Wir haben nie über so was gesprochen, Martin und ich, aber ich weiß, dass ich mich für all das vor ihm nicht schämen brauche. Und ich glaube, es wäre umgekehrt genauso.

28.

Einige Tage später will Martin probieren, wieder allein zu gehen. Ohne unsere Hilfe. Mit zusammengebissenen Zähnen zwingt er seinen verstauchten Fuß dazu, ihn wieder zu tragen.

»Tut kaum noch weh«, lügt er, humpelt zu seinen Stiefeln und zieht sie mit schmerzverzerrtem Gesicht an. Ich versuche, ihn zu überreden, lieber noch ein paar Tage zu warten, aber Martin hört nicht auf mich. Er will heute in den Wald und jagen gehen. Dann gehe ich wohl besser mit ihm.

Stumm pirschen wir durch den Wald, aber ohne auf Beute zu treffen. So lecker die Forellen aus dem Bach auch sind, auf die Dauer ist ihr Geschmack etwas eintönig. Und wenn es noch kälter wird, wird der Bach zufrieren, und es wird kaum noch möglich sein, Forellen zu fangen. Aber selbst wenn wir ein Reh oder ein Wildschwein sehen sollten, wären wir wohl kaum in der Lage, es zu töten, so ganz ohne Waffen.

Während wir also Pilze und Kräuter sammeln, überlege ich, ob wir vielleicht eine Falle bauen könnten, eine Fallgrube, die wir abdecken, aus der ein Beutetier nicht mehr herauskäme, wenn es mal hineingefallen ist.

Martin findet die Idee gut, und wir beschließen, gleich am nächsten Tag mit dem Bau unserer Falle zu beginnen. Wenn wir den Ort geschickt wählen, sichert die Grube zugleich auch unsere Hütte und uns vor Feinden. Gut gelaunt machen wir uns auf den Rückweg, um Maria von unserem Plan zu erzählen.

Ich laufe die letzten Schritte zur Hütte und die drei Holzstufen hoch, die ins Innere führen, und rufe nach Maria. Ich komme in die Hütte und sehe gerade noch, wie sie unter dem Bett verschwindet. Martin ist noch draußen, er kann noch nicht so schnell laufen, jeder Schritt verursacht ihm Schmerzen. Langsam gehe ich zu dem Bett und gehe in die Hocke, um nach ihr zu sehen.

»Maria?«, frage ich vorsichtig. »Was machst du denn da unten?«

Der Holzboden knarzt unter meinem Gewicht, während ich den Kopf vorbeuge, um unter das Bett zu sehen.

»Maria, was ist denn?«

Ich sehe ihre weit aufgerissenen Augen, die mich aus dem Dunkeln panisch anstarren. Ich drehe mich um, um nachzusehen, ob hinter mir jemand ist, der ihr Angst macht. Ein Bär, oder ein Soldat? Aber da ist natürlich nichts. Sie hat scheinbar Angst vor mir.

»Maria, was hast du?«, frage ich noch mal.

Ich höre Martins Schritte, wie er hinter mir in die Hütte kommt.

»Zieh die Stiefel aus!«, schreit Maria mir zu. »Zieht sofort die Stiefel aus!« Ihre Stimme überschlägt sich.

»Die Stiefel? Warum denn?«, frage ich.

»Zieht sie aus! Bitte! Zieht sie aus!«

Ich sehe zu Martin, der hebt nur die Schultern und beginnt damit, die Schnürsenkel seiner Stiefel zu öffnen. Ich setze mich vor dem Bett auf den Hintern und ziehe auch meine Stiefel aus. Dann stelle ich sie für Maria gut sichtbar vor das Bett, unter dem sie sich noch immer versteckt hält.

»Ist es so gut?«, frage ich sie und stecke den Kopf zu ihr unter das Bett.

Sie starrt auf das Paar Stiefel.

»Bitte bring sie raus«, fordert sie mit kalter Stimme.

»Maria ...« Ich will etwas einwenden, aber ich komme nicht weit.

»Bring sie raus, Jakob!«

Also stehe ich auf, nehme mein Paar Stiefel und stelle es vor die Tür, und Martin macht es mit seinen Stiefeln genauso.

»Jetzt besser?«, frage ich Maria, als wir beide mit nackten Füßen wieder vor dem Bett hocken.

»Sind sie sicher weg?«, fragt Maria noch mal.

»Ganz sicher. Sie sind draußen«, antworte ich.

Maria kommt etwas umständlich unter dem Bett hervor. Ihr Gesicht ist verheult, ihr Blick immer noch verängstigt, das Haar zerzaust. An ihrem Kleid hängen große Staubflocken. Sie setzt sich auf einen der Stühle und streicht sich unruhig durchs Haar. Sie ist wie ausgewechselt und sieht uns kaum an.

»Was ist denn mit dir?«, frage ich Maria.

»Nichts, schon gut«, sagt sie, aber das stimmt nicht.

Ich zeige ihr die Pilze, die wir mitgebracht haben.

»Schau mal«, sage ich und entleere den Inhalt des Stoffbeutels auf den Tisch. Maria nickt, aber sie sieht nicht hin. In ihren Gedanken ist sie sehr weit weg.

»Sind die Stiefel ganz sicher draußen?«, fragt sie mich plötzlich, und ihr ängstlicher Blick fliegt suchend durch die Hütte. Ich gehe zu ihr und nehme ihre Hände.

»Sie sind draußen vor der Tür. Martins Stiefel auch. Ganz sicher.«
Maria nickt.

»Danke«, sagt sie dann, und es klingt fast wie eine Entschuldigung.

Das ermutigt mich, es noch mal zu versuchen:

»Was ist denn mit den Stiefeln?«

Ich setze mich auf den Stuhl neben ihr, entferne eine große Staubflocke vom Ärmel ihrer Strickjacke und streichele ruhig ihren Arm und ihre Hand. Maria sieht düster auf die vielen Pilze auf dem Tisch.

Martin hat begonnen, sie in einem der Blechtöpfe ins Wasser zu legen und zu waschen. Ganz leise beginnt Maria zu erklären. »Meine Eltern waren nicht daheim, als sie kamen«, sagt sie und sieht uns an. Wir halten den Atem an.

»Sie ließen mich nur selten allein, ich war ja erst zwölf, aber an dem Abend mussten sie jemand treffen, der uns ein Visum für die USA besorgen wollte. Ich lag schon im Bett und hab gelesen, als plötzlich jemand heftig an die Tür schlug. ›Aufmachen, Judensau!‹, schrien die Männer vor der Tür. Aber ich hab nicht aufgemacht. Ich bin ganz leise auf Zehenspitzen in die Toilette und hab von innen abgeschlossen. Dann habe ich gehört, wie sie die Scheiben in der Tür eingeworfen und das Schloss aufgebrochen haben, und dann haben sie das ganze Haus verwüstet. Ich habe versucht, nicht zu atmen, um zu hören, wo sie sind, um an ihren Schritten auf den Holzdielen zu erkennen, ob sie näher kommen oder gehen. Ich hab die ganze Zeit nur ihre Schritte gehört. Und ich hab gebetet, dass keiner von ihnen aufs Klo muss.«

Maria wirkt total erschöpft, so sehr hat die Erinnerung sie angestrengt. »Dieses Geräusch, diese Schritte ihrer Stiefel auf den Holzdielen ...«, sagt sie wie zu ihrer Entschuldigung.

Aber ich habe es längst verstanden und Martin sowieso. Das Geräusch hat sich in ihr Gedächtnis eingebrannt. Es bedeutet für sie Todesangst und Gefangensein und Hilflosigkeit. Vielleicht für immer.

»Entschuldige bitte«, sage ich also und streichle immer wieder ihre Hand.

»Das konntest du ja nicht wissen«, sagt Maria und küsst meine Hand.

»Dann laufen wir hier in der Hütte eben auf Socken«, schlage ich vor. »Ich geh eh lieber barfuß, solange es nicht zu kalt dafür ist.«

Daran hat sich nichts geändert, auch wenn ich jetzt Stiefel habe, die mir passen. Wenn es geht, trag ich sie lieber nicht. Maria lächelt und scheint über das nachzudenken, was ich gerade gesagt habe.

»Was ist?«, frage ich sie gespannt.

Maria zögert noch.

»Ihr beiden wart immer die Einzigen, die sogar zur Hitlerjugend barfuß gegangen sind«, sagt sie dann und sieht zwischen uns und unseren Füßen hin und her. Als wäre das eine besondere Leistung von uns. Aber es ging ja nicht anders. Meine Schuhe waren zu klein. Das weiß Maria auch.

»Geschämt hab ich mich dafür, jedenfalls die ersten Wochen«, sage ich und sehe schnell zu Martin. Jetzt kommt es mir ziemlich dumm vor, dass ich mich für etwas geschämt habe, wofür ich nichts konnte. Aber er scheint das nicht dumm zu finden. Er nickt nur.

»Du hattest immer passende Schuhe, oder?«, frage ich Martin, grinsend, weil ich die Antwort ja kenne. Und Martin nickt. Und ich lache.

»Du wolltest nur den Gause richtig fies ärgern!«

Martin zögert. Er überlegt.

»Ich wollte nur, dass du dich nicht schämst«, sagt er dann.

Ich sehe ihn an.

Es dauert einen Moment, bis ich es verstehe.

Bis ich es ganz verstehe.

All die Prügel, die er eingesteckt hat.

Damit ich nicht der Einzige bin.

Damit ich mich nicht schämen brauche.

Er war schon immer mein bester Freund.

Ich war nur zu blöd, es zu merken.

Während wir die Pilze kochen, überlegen wir, wie es den anderen wohl geht. Eine Woche ist es jetzt her, seit wir aus dem Lager geflohen sind. Ob sie noch leben? Ob sie die Amerikaner aufhalten konnten? Ob Schmidt noch in deutscher Hand ist? Und Vossenack? Und das Kalltal? Hält der Westwall?

Es fühlt sich falsch an, zu hoffen, dass die Amerikaner möglichst schnell vorankommen, zu hoffen, dass sie unsere Kameraden besiegen. Sie wahrscheinlich töten. Oder schwer verletzen. Wenn Martin jetzt zurück an die Front geht, werde ich endgültig verrückt. Dann kann dieser Krieg nicht mehr gut ausgehen für mich. Aber Martin hat zum Glück lange nicht mehr davon gesprochen, dass er gehen will.

Ich versuche, das Thema zu wechseln.

»War Jesus eigentlich ein Jude?«, frage ich die beiden.

»Natürlich«, sagt Martin überrascht, und Maria nickt auch.

Ich erzähle den beiden von meinem Traum mit meinem Vater und dem jüdischen Jungen. Seit dem Morgen in der Kirche, an dem Tag nachdem der Junge erschossen wurde, habe ich mich immer mal wieder gefragt, wie das alles zusammenhängt, warum Jesus der Sohn Gottes und der König der Juden war und von den Juden hingerichtet wurde und was das vielleicht damit zu tun hat, dass die SS-Männer diesen Jungen ermordet haben, kaltblütig erschossen, als wäre er ein nutzloses Tier?

Ist das wirklich erst acht Wochen her?

Jedenfalls konnte ich bisher mit niemand darüber sprechen. Jetzt suchen die beiden mit mir nach Antworten auf meine Fragen. Aber es bleibt alles ziemlich verworren. Warum Jesus hingerichtet wurde und ob das auch der Grund ist, warum wir die Juden so sehr hasen? Der Gott, an den wir glauben, ist derselbe. Aber Jesus ist für die Juden nicht sein Sohn und auch kein Messias. Aber das ist ja kein Grund, ihn hinzurichten. Oder überhaupt einen Juden umzubringen.

»Jesus musste am Kreuz sterben, um die Sünden der Welt auf sich zu nehmen«, sagt Martin. »Er hat mit seinem ungerechten Tod uns alle von unseren Sünden erlöst.«

Aber dann müssten wir den Juden doch dankbar sein, dass sie Jesus hingerichtet haben, überlege ich laut, und Martin muss lachen. »Ganz besonders die Nazis«, sagt er grinsend.

Mir raucht langsam wirklich der Kopf.

29.

Wenn Martin und ich in den nächsten Tagen aus dem Wald zurückkehren, ziehen wir unsere Stiefel schon aus, wenn wir noch einige Schritte von der hölzernen Treppe entfernt sind, um Maria nicht wieder zu erschrecken. Auf Socken schleichen wir heute grinsend an das kleine Fenster, um heimlich mal zu schauen, was sie eigentlich so macht, während wir durch den Wald pirschen.

Maria sitzt an dem Tisch, nur wenige Zentimeter von uns entfernt. Sie ist ganz konzentriert auf das alte Radio, das geöffnet und in seine Einzelteile zerlegt vor ihr auf dem Tisch liegt. Sie bemerkt uns nicht, also sehen wir ihr gespannt zu. Wer auch immer dieses Radio hergebracht hat, muss wohl übersehen haben, dass es hier keinen Strom gibt und ein Radio daher nicht besonders nützlich ist. Aber Maria will sich damit nicht so einfach abfinden. Von dem Radio führt jetzt ein dünner Kupferdraht zu dem Nagel, an dem sonst die Petroleumlampe hängt, und von da weiter zu einem Balken auf der anderen Seite der Hütte. Mit ihren schmalen Fingern verflucht Maria das Ende des Drahtes mit einem anderen Draht, der aus dem Innern des Radios zu kommen scheint.

Ich sehe etwas ratlos zu Martin, und Martin sieht zu mir und hebt nur kurz die Augenbrauen, um zu bestätigen, dass er auch keine Ahnung hat, was sie da tut. Leise gehen wir zur Tür und betreten die Hütte, als kämen wir gerade aus dem Wald.

»Was machst du denn da?«, frage ich Maria und sehe ihr über die Schulter.

»Ich will endlich wieder Radio hören«, antwortet sie, als sei das nicht weiter ungewöhnlich. Sie hat das Radio allerdings auseinandergebaut und in seine vielen Einzelteile zerlegt. Ein Kupferdraht ist eng und gleichmäßig um ein Stück Karton gewickelt. Daneben liegt ein kleiner perlmuttfarbiger Ohrstöpsel mit zwei dünnen Kabeln mit beiger Isolierung. Den Stecker hat Maria abgeknipst, und an den Enden der Kabel hat sie die Isolierung entfernt. Das alles sieht nicht so aus, als könnte man damit noch irgendwas hören, geschweige denn Radio, selbst dann nicht, wenn es hier Strom gäbe. Aber Maria hat es sich in den Kopf gesetzt, und das arme Radio musste also dran glauben.

»Aber hier gibt es doch keinen Strom«, wende ich ganz vorsichtig ein.

»Ein Radio braucht nicht unbedingt Strom«, erwidert Maria ganz ruhig, während sie mit ein paar geschickten Bewegungen ihrer Fingerspitzen den einen Draht des Ohrstöpsels mit dem anderen Draht verflocht, der aus der Spule kommt.

»Die Energie der Radiowellen reicht«, erklärt sie uns fachmännisch, »wenn die Antenne lang genug und der Widerstand nicht zu hoch ist.«

Ich kann es nicht leiden, wenn sie mehr weiß als ich, daher nicke ich, als würde ich verstehen, was sie sagt, und setze mich ihr gegenüber an den Tisch. Martin steht jetzt auch am Tisch und wundert sich.

»Habt ihr das denn nicht bei der Hitlerjugend gelernt?«, fragt sie uns spöttisch.

»Wir hatten immer nur Rassenkunde«, erwidere ich zu unserer Entschuldigung und suche in Marias wunderschönem, klugem Gesicht, in ihrem konzentrierten Blick nach irgendeinem der angeblich eindeutigen Hinweise, die wir auswendig lernen mussten, um einen Juden erkennen zu können.

»Aber das war ja wohl komplett für 'n Arsch«, füge ich also hinzu. Maria lacht.

Martin schlägt vor, dass wir beginnen, die Fallgrube zu graben. Wir sind nach all der Aufregung um die Stiefel neulich nicht mehr dazu gekommen, den Plan mit Maria zu besprechen. Aber sie findet die Idee gut. Bis wir mit der Grube fertig sind, funktioniert bestimmt auch das Radio, verspricht sie uns.

Ich schnappe mir den Spaten, und dann machen wir uns auf die Suche nach der besten Stelle für unsere Grube. Wir entscheiden uns für eine Senke, in der keine Bäume stehen, sodass dort Wurzeln das Graben nicht so erschweren werden.

Die Senke liegt vom Bach aus auf dem Weg zu unserer Hütte. Wenn jemand die Hütte entdeckt, nachdem er dem Bachlauf gefolgt ist, dann würde er auf dem Weg zur Hütte ziemlich sicher in der Grube landen.

Während ich mit dem Graben beginne, macht Martin sich auf die Suche nach Ästen und Zweigen, mit denen wir die Grube später abdecken können, damit unsere Beute oder ein Feind sie nicht sieht, bis es zu spät ist.

Aber es wird länger dauern als gedacht. Der Waldboden ist lehmig und hart, und es kostet mich viel Kraft, die Grube auszuheben. Martins Fuß geht es zwar jeden Tag besser, aber um den Spaten mit möglichst viel Kraft in die Erde zu treiben, geht es ihm noch lange nicht gut genug.

Bis zum Einbruch der Dämmerung ist unsere Grube noch lange keinen halben Meter tief. Aber ich bin völlig erschöpft, und mein Hemd und sogar meine Hose sind klitschnass vom Schweiß. Bevor es ganz dunkel wird, gehen wir schnell runter zum Bach, um uns zu waschen.

Sosehr wir uns auch bemühen, es gelingt uns nicht, einen Vorrat

anzulegen. Was wir an Kräutern und Pilzen und Beeren finden, reicht gerade, um uns satt zu machen. Eigentlich reicht es nicht mal dazu. Eigentlich sind wir ständig hungrig. Und jetzt ist Herbst, und es gibt noch Fische und Pilze und Kräuter. In ein paar Wochen wird es Winter. Vielleicht schon in ein paar Tagen. Es wird schneien und frieren. Dann wird alles noch viel schwerer. Das Wasser aus dem Bach ist jetzt schon unerträglich kalt.

Vielleicht fangen wir ja wirklich ein Reh mit der Grube oder ein Wildschwein. Dann hätten wir für ein paar Wochen ausgesorgt. Morgen werde ich weitergraben. Wir haben keine Wahl, wir können nirgendwohin. Selbst der Weg zu einem der Höfe, die in der Nähe liegen, würde mehrere Stunden dauern und würde Lebensgefahr für uns bedeuten. Wenn wir überleben wollen, müssen wir hier überleben.

Und wir wollen überleben.

Vorsichtig frage ich Martin, ob er noch überlegt, sich zu den anderen durchzuschlagen.

»Wäre es dir denn recht, wenn ich hierbleibe?«, fragt er mich vorsichtig.

Warum sollte mir das denn nicht recht sein?

»Natürlich«, sage ich verwundert. »Ich wünsch mir so, dass du bleibst.«

Martin überlegt.

»Zu dritt brauchen wir aber auch Essen für drei«, wendet er ein.

»Aber wir können auch zu dritt danach suchen«, antworte ich. Ich kann es nicht glauben, aber er denkt wirklich, er fällt uns zur Last.

Ich zieh mein durchgeschwitztes Hemd aus und reibe mir damit den Oberkörper trocken. Das Hemd ist eh nass, da kommt es nicht mehr drauf an. Ich zögere kurz und wasche es dann im Wasser des

Baches, zwar ohne Seife, aber besser als nichts. Ich spüle es gründlich durch und wringe es aus und sprinte dann vor Kälte schnatternd wie eine Ente den Hügel hinauf zur Hütte und Martin mir hinterher.

Mit dem letzten Dämmerlicht kommen wir in der Hütte an. Maria sitzt aufrecht am Tisch und sieht uns ernst entgegen. »Ist die Grube fertig?«, fragt sie.

»Noch nicht ganz«, lüge ich.

»Das Radio läuft jedenfalls«, sagt sie frech triumphierend, während sie den Ohrstecker mit einer Hand in ihr Ohr hält. Mit der anderen Hand führt sie einen der Drähte langsam an der Spule entlang. Ich hänge mein Hemd schnell zum Trocknen auf und schlüpfte in meinen Wollpullover. Aber es bleibt schweinekalt.

»Das Signal ist ganz schwach, aber man kann es hören«, flüstert Maria. Ich gehe zu ihr, und sie gibt mir den Ohrstöpsel. Ich halte ihn mir ins Ohr. Das Herz schlägt mir bis zum Hals. Es knattert und knistert, aber darüber ist ganz leise Klaviermusik zu hören. Maria gibt mir auch den Draht und zeigt mir, wie ich ihn an der Kupferspule entlangbewegen muss, um einen Sender möglichst gut hören zu können. Sie hat es wirklich hingekriegt.

Einer von uns hat nun fast immer den Stöpsel im Ohr, damit wir nicht verpassen, wenn die Nachrichten kommen. Der Sender, den wir abgesehen vom Großdeutschen Rundfunk am besten empfangen können, ist die BBC aus England. Ein Feindsender also. Sie senden schon seit ein paar Jahren jeden Abend auch eine Sendung in deutscher Sprache. Maria hat ihn oft gehört und Martin auch manchmal. Für mich ist das völlig neu. Feindsender zu hören, ist streng verboten, dafür kann man ins Gefängnis kommen oder hingerichtet werden. Ich konnte damals kaum glauben, dass Maria so was Gemeines und Verbotenes tut, als sie es mir gesagt hat.

Damals, vor acht Wochen. Als es darum ging, ob ich mich freiwillig melden soll oder nicht. Als ich noch fest daran glaubte, dass Maria Maria heißt und die Nichte unseres Bürgermeisters ist. Und dass Deutschland ein gutes Land ist, für das es sich zu kämpfen lohnt. Und dass wir den Krieg gewinnen werden. Damals, vor acht Wochen, in einer völlig anderen Welt.

Nachdem wir gegessen und das Licht gelöscht haben, bleibt Martin noch am Tisch sitzen und hört Radio. Maria und ich schlüpfen schnell aus unserer Kleidung und kriechen unter die Decken in das eiskalte Bett. Solange Martin noch am Tisch sitzt, ist etwas mehr Platz als sonst.

Wir liegen mit den Gesichtern zueinander. Das ist beim Küssen zum Beispiel ganz praktisch. Unsere Zungen müssen sich nicht ganz so strecken, unsere Hälse sich nicht ganz so sehr recken. Und ohne Martins Atem im Nacken trauen auch meine Hände sich jetzt noch ein bisschen weiter vor, sie ertasten Marias Körper unter der Decke und ihre Hände meinen. Es ist zwar fast dunkel in der Hütte, aber ich ziehe lieber schnell den Vorhang zu, der das Bett vom Raum trennt.

Wir streicheln und kitzeln uns, unsere Hände und Münder suchen und spielen und probieren, bis sie die Stellen beim anderen finden, an denen es uns am allermeisten Spaß macht. Zum Glück interessiert Martin sich wirklich sehr für das Radioprogramm. Er hört aufmerksam der Sendung zu und überlässt uns das Bett, bis er hört, gehört haben muss, wie wir unseren Spaß gehabt haben. Ich hatte schon viele Höhepunkte, logisch, aber bisher nur durch meine eigene Hand. Das hier ist was völlig anderes. Hannes hatte uns wirklich nicht zu viel versprochen. Hoffentlich geht es ihm gut. Hoffentlich lebt er, und seine Wunde verheilt. Hoffentlich kann ich ihm bald davon erzählen. Er kann es bestimmt kaum erwarten, meinen Bericht zu hören.

Maria scheint schon eingeschlafen zu sein. Ich gebe ihr noch einen Kuss, aber sie reagiert nicht darauf. Angestrengt überlege ich, wie ich jetzt den Erguss loswerde, der sich überwiegend auf meinem Bauch befindet. Davon war in Hannes' Erklärungen nie die Rede.

Vorsichtig schiebe ich den Vorhang zur Seite und richte mich ganz langsam auf. Man sieht die eigene Hand vor Augen nicht, so dunkel ist es in der Hütte. Martin sitzt noch auf seinem Stuhl. Ich höre ihn atmen, und ich höre, wie er jetzt über das ganze Gesicht grinst und strahlt.

»Hier«, flüstert er und drückt mir einen Lappen, einen Fetzen Stoff in die Hand. Ich habe keine Ahnung, wo er den herhat, aber er hilft mir damit sehr, mein kleines Problem zu beseitigen, ohne ganz aus dem Bett und in die Kälte zu müssen.

Als ich damit fertig bin und wieder liege, legt Martin sich auch ins Bett.

»War es denn schön?«, flüstert er mir ins Ohr.

»Mhm hmmm«, antworte ich genauso leise, »echt knorke.«

Wir müssen kichern.

»Ich bin so neidisch«, flüstert Martin leise lachend.

Aber das stimmt nicht. Er ist nicht neidisch, er platzt nur fast vor Glück, so sehr freut er sich mit mir und mit Maria.

30.

Mitten in der Nacht wummert es dumpf in meinem Schädel.

Einmal. Zweimal.

Martin lauscht. Maria auch.

War das ...?

Dreimal.

Das ist nicht in meinem Schädel. Es sind Schüsse, von einem schweren Geschütz oder einem Panzer. Weit weg, aber deutlich hörbar. Wir schälen uns aus dem Bett, öffnen vorsichtig die Tür und gehen hinaus in die Kälte, um zu hören, von wo die Schüsse kommen. In der Ferne Richtung Norden sehen wir die Wolkendecke, die von einem großen Feuer hell flackernd erleuchtet wird. Das Feuer selbst können wir nicht sehen, es ist irgendwo hinter der nächsten Hügelkette. Aber es muss gewaltig sein, da es den ganzen Himmel erhellt. Vielleicht ein großer Hof oder ein ganzes Dorf, das in Flammen steht. Und immer wieder das grollende Donnern der Geschütze, kurz darauf gefolgt von den Detonationen.

Ein paar Minuten lang stehen wir fröstelnd zusammen, sehen Richtung Norden und halten uns stumm in den Armen. Wir sprechen nicht viel, wir denken vermutlich alle das Gleiche, während wir in das Lichterspiel am Himmel starren. Das war es also mit unserer friedlichen Zuflucht im Wald.

Ob wir hier jetzt schon in Gefahr sind oder wie lange es noch dauert, bis auch hier Kämpfe toben, wissen wir nicht. Ab jetzt müssen wir jedenfalls viel vorsichtiger sein. Wenn die Front so nah ist,

dann kommen auch die Menschen näher. Soldaten auf der Flucht oder Soldaten zur Verstärkung der Front, Trecks mit Nachschub oder Verletzten, deutsche oder amerikanische, oder Feldpolizei auf der Suche nach Deserteuren. Schwer zu sagen, was für uns am gefährlichsten wäre.

Maria geht zurück in die Hütte. Ich starre weiter in den flackernd erleuchteten Himmel. Martin legt mir den Arm um die Schulter.

»Keine Angst«, sagt er zu mir, »wir kriegen das schon hin.«

»Ich hab keine Angst«, antworte ich. »Nicht, wenn du bei mir bist.«

Er sieht mir ins Gesicht. Ich glaube, er lächelt.

»Bitte, lass mich nicht allein«, sage ich, und dabei schießen mir Tränen in die Augen. Martin umarmt mich.

Und dann gibt er mir einen Kuss.

Nur ein Küsschen. Nur aufs Haar.

Ich erstarre.

»Nur so«, sagt er.

Ich würde ihm gern auch ein Küsschen geben, aber ich kann nicht.

Ich bin wie gelähmt.

Ich hoffe, er merkt es nicht.

»Ich lass dich nicht allein«, erwidert Martin.

Dann löst er die Umarmung.

Am Morgen graben wir weiter an der Fallgrube. Von der Schlacht ist nichts mehr zu hören oder zu sehen. Nur der Wind trägt immer wieder den Geruch von Rauch und Schießpulver zu uns herüber. Maria hilft jetzt beim Graben, damit es schneller geht. Wie tief muss die Grube eigentlich sein, damit ein Tier nicht aus eigener Kraft wieder herauskommt? Martin hebt ratlos die Schultern. Jedenfalls noch viel

tiefer. Bis zum Nachmittag ist die Grube gerade so tief, dass mir der Rand bis zum Bauch reicht, wenn ich drinnen stehe. Da lacht so ein Wildschwein sich ja kaputt über uns.

Während wir weitergraben, erzählt Martin, was er gestern Abend im Radio gehört hat. Aachen ist jetzt in der Hand der Amerikaner. Die erste deutsche Großstadt, die gefallen ist. Kaum vierzig Kilometer von hier. Der Stadtkommandant Oberst Wilck hat kapituliert, obwohl der Führer ihm das ausdrücklich verboten hatte. Er wurde mit einigen Tausend Mann gefangen genommen.

»Bist du sicher, dass das stimmt?«, frage ich ihn. »Vielleicht ist das ja auch nur Feindpropaganda.«

Martin überlegt. Ganz sicher kann man nie sein, sagt er.

Aber Maria sagt, dass die Nachrichten der BBC sich später fast immer als wahr herausgestellt haben.

»Und die berichten auch über ihre eigenen Niederlagen«, sagt sie, im Gegensatz zu den Wehrmachtsberichten im Deutschen Radio, in denen die Deutschen immer nur siegen. Martin nickt.

»Hoffen wir, dass es stimmt«, sagt er, »und dass die Amis weiter so gut vorankommen.«

Unsere einzige Hoffnung.

Ich frage die beiden, was sie glauben, wie das wird, wenn Deutschland verliert und die Amis die Macht übernehmen.

»Auf jeden Fall besser«, sagt Maria, und Martin pflichtet ihr bei. Er ist ganz sicher, dass die USA die Menschen in Deutschland anständig behandeln werden. Außerdem gibt es bei den Amis Schokolade. Hat Martin jedenfalls gehört. Wir sind inzwischen so ausgehungert, dass wir die nächste halbe Stunde nur noch über Schokolade sprechen, über die, die es bei uns früher gab, und über die von den Amis.

Wir beenden das Graben für heute und decken die Grube schon mal mit den Zweigen und Ästen ab, die Martin gesammelt hat, um

auszuprobieren, ob wir sie so tarnen können, dass sie einem Hirsch oder einem Reh nicht schon auf den ersten Blick verdächtig vorkommt. Das Ergebnis macht uns Mut. Bis Maria auf dem Weg zur Hütte die Frage aufwirft, wie wir das Reh oder das Wildschwein oder was auch immer in unsere Falle tappt, denn töten wollen.

»Mit dem Messer«, antworte ich trotzig, aber ich ahne schon in dem Moment, in dem ich es sage, dass sie mal wieder recht hat und dass das nicht so einfach ist, wie es klingt.

»Das sehen wir dann«, sagt Martin und beendet das Gespräch damit.

In der Hütte nimmt Martin sich den Kopfhörer des Radios und sucht die BBC, um zu hören, was es Neues gibt.

»Seid mal still«, ruft er plötzlich und legt den Finger mahmend auf den Mund. Konzentriert hört er zu, gespannt warten wir. Er reicht uns den Kopfhörer. In Riga hat die Rote Armee schon vor einer Woche ein großes Konzentrationslager befreit, sagt der Sprecher. Jetzt haben sie Massengräber gefunden. Mit Tausenden Leichen ermordeter Juden.

»Aber das kann doch nicht sein«, sage ich, auch um Maria einen Rest Hoffnung zu bewahren. Die Nachricht bestätigt nur, wovon sie ohnehin fest überzeugt ist. Trotzdem trifft es sie sehr.

»Wenn der Krieg vorbei ist, finden wir deine Eltern«, flüstere ich ihr zu und drücke ihre Hand.

Maria nickt.

»Ja, bestimmt. Irgendwo in den Bergen aus Tausenden Leichen werden wir sie finden.« Ihre Stimme ist eiskalt. Sie zieht ihre Hand aus meiner.

Es ist zwecklos. Egal, was ich sage. Ich kann sie nicht davon abbringen, zu glauben, dass ihre Eltern tot sind. Und je mehr ich es versuche, umso kälter wird sie. Ich kann doch auch nichts dafür,

denke ich trotzig. Ich will mich nicht streiten. Ich will nur, dass sie nicht so traurig ist.

Später liegen wir stumm im Bett. Aber an Schlafen ist nicht zu denken. In der Ferne wird wieder geschossen. Wir überlegen, ob wir besser Wache halten sollen. Wir könnten uns die Nacht hindurch abwechseln, jeder von uns drei Stunden.

Maria wendet müde ein, dass es uns auch nichts nützt, ein paar Minuten eher zu wissen, dass wir entdeckt worden sind. Martin widerspricht ihr sanft, aber dringend. Ein oder zwei Minuten können einen großen Unterschied bedeuten, um unbemerkt zu fliehen oder um uns zu verteidigen. Er bietet an, die erste Wache zu übernehmen.

Maria ist einverstanden, aber in Wahrheit ist es ihr egal.

Ich mache mir wirklich Sorgen um sie. Sie glaubt nicht mehr, dass es gut für uns ausgeht. Sie glaubt nicht mehr, dass wir das hier überleben werden. Und heute Abend wirkt es so, als will sie gar nicht mehr überleben. Diese bleierne Traurigkeit hatte sie immer mal, aber noch nie so schwer wie heute. Oder habe ich es früher nur nicht so deutlich wahrgenommen?

Unsere erste richtige gemeinsame Nacht war so schön gewesen. Auch für sie, das hat sie mir noch ein paarmal gesagt. Und all die folgenden Nächte auch. Allein dafür lohnt es sich doch zu leben, oder nicht? Alles zu versuchen, um zu überleben, bis es besser wird. Und bis dahin jeden Moment zusammen zu genießen, so gut es geht. Warum ist sie jetzt wieder so endlos traurig und mutlos?

Ich liege neben ihr im Bett, und Martin ist draußen und hält Wache, aber ich traue mich nicht mal, ihre Schulter oder ihre Haare zu berühren, so abweisend und kalt ist sie.

Plötzlich steht Martin neben uns. Das matte Licht der Sterne reicht gerade, um zu sehen, wie er lautlos hereinhuscht und die Tür von innen verschließt. Jetzt greift er nach meiner Schulter.

»Wacht auf. Da kommt wer«, flüstert er uns fast tonlos zu.

Maria sitzt aufrecht im Bett. Wir bewegen uns sehr vorsichtig, um kein Geräusch zu machen, das uns verraten könnte. Vielleicht haben wir Glück, und wer auch immer da draußen durch den Wald schleicht, ist nur zufällig hier und bemerkt unsere Hütte nicht. Wir hätten besser mal vorher überlegt, was wir in so einer Lage eigentlich tun wollen. Jetzt ist es fast dunkel. Ich schlüpfte schnell in meine Hose und ziehe das Messer, das ich in seinem Futteral am Gürtel trage. Martin tastet in der dunklen Ecke der Hütte, in der der Ofen steht, nach dem Spaten. Und Maria versucht, durch das kleine Fenster hinauszuspähen, um zu erkennen, wer da kommt. Aber draußen ist nicht viel zu sehen. Zum Glück wirkt sie nicht so, als wäre es ihr egal, wenn wir jetzt überfallen und ermordet oder verhaftet oder sonst was werden.

Martin steht mit der erhobenen Schaufel in der Hand hinter der Tür, bereit, sie einem Eindringling über den Schädel zu ziehen in genau dem Moment, in dem der die Tür aufbricht. Ich halte mein Messer in der rechten Hand, ebenfalls auf jenen unbekanntem Feind gerichtet, der gleich vermutlich hier in der Tür steht.

Und dann passiert lange Zeit gar nichts. Ich höre nur meinen rasenden Herzschlag, der sich langsam beruhigt. Draußen ist es still. Bis auf die in der Ferne grollenden Kanonenschüsse und das lang gezogene Pfeifen der Granaten alle paar Sekunden, gefolgt von den Detonationen in der Ferne, ist nichts zu hören. Aber die Stille kann auch eine Finte sein, mit der unser unbekannter Feind uns verleiten will, aus der Deckung zu kommen. Wir können die Blicke, die wir uns zuwerfen, und die Zeichen, die wir uns zu geben versuchen, kaum noch erkennen. Es ist jetzt stockfinster.

Maria kommt auf Zehenspitzen zu mir und winkt Martin zu uns. Sie will uns gerade etwas zuflüstern, da hören wir von draußen ein lautes Krachen, gefolgt von einem kurzen, spitzen Schrei. Dann wird es wieder still.

Wir sehen uns an. Wer auch immer da draußen ist, ist scheinbar in unsere Grube gestürzt. Ist das gut oder schlecht?

»Ich geh nachsehen! Schließt die Tür sofort hinter mir ab«, raunt Martin uns zu. Wir wollen widersprechen, aber Martin hat die Tür schon geöffnet und rennt mit dem Spaten in beiden Händen hinaus Richtung Grube. Ich gehe ihm nach. Maria bleibt in der offenen Tür stehen.

»Wer ist da?«, ruft Martin in die Dunkelheit. »Hände über den Kopf, oder ich schieße!«

»Martin?«, fragt eine nicht sonderlich eingeschüchtert klingende Mädchenstimme.

»Wer ist da?«, ruft Martin noch mal, jetzt hörbar verunsichert.

»Lass den Unsinn und hilf mir gefälligst hier raus!«, fordert Gerti.

»Gerti???«

»Was zum Henker willst du denn mit der Schaufel? Bist du nicht ganz dicht oder was?«, fragt sie ihn schroff und ziemlich ungehalten, wie es so ihre Art ist, während er ihr die Hand reicht und sie aus der unter ihrem Gewicht zusammengebrochenen Abdeckung unserer Grube befreit.

Das mit der Falle hat jedenfalls gut funktioniert, denke ich, zufrieden und erleichtert. Maria und ich machen uns auf den Weg zu den beiden. Maria fällt Gerti um den Hals, und dann brechen alle Dämme, und alle Vorsichtsmaßnahmen sind für den Moment des Wiedersehens aufgehoben, bis sich in Marias Freude die Erkenntnis mischt, dass Gerti vermutlich nicht nur zum Spaß den weiten und gefährlichen Weg hierhergemacht hat.

»Komm rein«, sagt Maria mit belegter Stimme.

Ich entzünde eine der beiden Petroleumlampen und stelle die Flamme so klein wie möglich, dann vergewissere ich mich, dass die Vorhänge vor dem kleinen Fenster so gut geschlossen sind, wie es geht. Aber wenn jemand hier in der Nähe ist, hat er uns sowieso längst gehört. Auf das bisschen Licht, das man erst sieht, wenn man direkt vor der Hütte steht, kommt es heute Nacht also kaum noch an.

Maria füllt einen der Keramikbecher mit Wasser und reicht ihn Gerti, die sich erschöpft auf einen der Stühle gesetzt hat, ihren kleinen Rucksack mit der Wasserflasche neben sich abgestellt hat und den Becher in einem langen Zug leer trinkt.

»Was machst du hier?«, fragt Maria sie jetzt.

Gerti schweigt und zögert, und Maria wird in jedem Moment klarer, was das bedeutet, was es bedeuten muss. Fragend sieht Maria zu ihr und schüttelt dann langsam den Kopf, immer wieder, immer dringender, flehentlich, entsetzt, als könnte sie damit irgendwie noch rückgängig machen, was offenbar geschehen ist, was geschehen sein muss, was nie hätte geschehen dürfen und nie geschehen wäre, wenn ich ihr den Antrag nicht gemacht hätte und wenn sie nicht so aufrichtig gewesen wäre, ihn erst abzulehnen und mir dann doch zu erklären, warum sie ihn nicht einfach annehmen kann. Und noch bevor Gerti einen Ton sagt, wissen wir alle, was geschehen ist und dass Marias Leben hier vielleicht endet, weil die Schuld, die sie sich gibt, zu schwer wiegt, weil sie sich das vielleicht nie verzeihen wird.

»Sie haben Vater geholt«, sagt Gerti und zerreißt damit die atemlose Stille. »Die Gestapo.«

»Nein!«, sagt Maria, »bitte sag, dass das nicht wahr ist.«

Aber es ist wahr.

»Der Gause war auch dabei. Hat dabeigestanden und gegrinst wie ein Honigkuchenpferd, dieses Drecksschwein.«

Maria bricht zusammen. Sie schlägt und schreit und heult und tritt um sich, beschimpft sich selbst. Ich nehme sie und greife ihre Handgelenke und brauche all meine Kraft, um sie zu halten und zu verhindern, dass sie sich selbst verletzt. Irgendwann entweicht alle Spannung aus ihr, und sie sackt in meinen Armen zusammen, ich kann sie gerade noch halten, bevor sie auf den Boden schlägt, und dann weint sie nur noch und weint und weint und weint. Gerti versucht, sie zu beruhigen.

»Es ist nicht deine Schuld«, sagt sie immer und immer wieder. »Du kannst nichts dafür. Franz ist schuld, er hat euch belauscht, und er hat euch verraten, nicht du.« Und das hat ihr Vater auch immer wieder gesagt in den letzten Tagen, sagt Gerti. »Er hat immer gewusst, dass so etwas geschehen kann.«

Aber Maria ist nicht mehr zu trösten.

»Wenn er jetzt sein Leben verliert, weil er meins retten wollte«, schluchzt sie, »und alles nur, weil ich so unglaublich blöd war, und egoistisch und gemein.«

Wir müssen irgendetwas tun, denke ich die ganze Zeit. Irgendetwas tun, um Gertis Vater zu retten. Selbst wenn es uns nicht gelingt, wir müssen es versuchen, damit sie das Gefühl von Schuld vielleicht loswird. Oder ist das Unsinn? Aber es ist die einzige Idee, die ich habe.

»Weißt du, wo sie ihn hingebracht haben?«, frage ich Gerti.

»Wahrscheinlich nach Düren. Von da kamen sie jedenfalls.«

»Und der Gause war dabei?«

»Der hat sich wichtiggemacht und hat denen erzählt, was Vater noch alles getan hat, Wehrkraftzersetzung und Hochverrat und Defätismus und was nicht noch.«

Ich frage Gerti, warum sie nicht mit ihrem Vater verhaftet wurde.

»Er konnte sie davon überzeugen, dass ich von nichts wusste.«

»Ein Glück«, sage ich, denke dabei aber schon über was ganz anderes nach. Wenn jemand Gertis Vater freibekommen kann, dann ist es Gause. Nach Düren zu gehen, um Gertis Vater dort aus dem Gefängnis zu befreien, ist völlig aussichtslos für ein paar Kinder wie uns. Unsere einzige winzige Chance ist es, Gause irgendwie dazu zu bringen, dass er Gertis Vater freilässt. Oder dafür sorgt, dass er freigelassen wird.

»Meinst du denn, der hat so viel zu sagen?«, fragt Martin skeptisch, nachdem ich den anderen von meinen Gedanken erzählt habe.

Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich nicht. Vielleicht aber doch.

»Hast du einen besseren Vorschlag?«

Martin schüttelt knapp den Kopf. Nein. Leider nicht.

»Aber selbst wenn er so viel zu sagen hat. Wie willst du ihn denn dazu bringen, Vater freizulassen?«, fragt Gerti. »Er hasst meinen Vater!«

»Er ist ein Feigling«, sagt Maria jetzt. »Das hat dein Vater oft erzählt, wenn ich ihn gefragt habe, warum der so ist.«

»Wir gehen zurück nach Steinbach, wir überraschen ihn, wenn er allein zu Hause ist, nach Einbruch der Dunkelheit, und dann ...«, schlage ich vor und unterbreche mich selbst. Und dann ... ist es wie mit dem Tier, das wir in der Grube fangen wollten. »Das sehen wir dann«, hatte Martin gesagt.

Zu viele Möglichkeiten, zu viele Unwägbarkeiten, um vorher entscheiden zu können, was wir dann genau machen.

Ich weiß, dass es kein guter Plan ist. Eigentlich ist es überhaupt kein richtiger Plan. Aber es ist der einzige, den wir haben. Und es ist jedenfalls besser, als hierzubleiben, hier herumzusitzen, nichts tun zu können, als dabei zuzusehen, wie Maria eingeht an ihren Schuldgefühlen und verrückt wird oder sich selbst etwas antut.

»Das ist doch viel zu gefährlich«, wendet Gerti ein.

Aber Maria hat schon begonnen, die wichtigsten Dinge in ihren Rucksack zu packen. Ihre Entschlossenheit hat die Traurigkeit verdrängt, jedenfalls für den Augenblick. Dieser erste Teil meines Plans hat also geklappt. Der zweite Teil wird nicht klappen. Er kann nicht klappen. Aber es tut trotzdem gut, es zu versuchen.

»Wollt ihr jetzt wirklich nach Hause gehen?«, fragt Gerti entsetzt.

»Es sind doch nur noch ein paar Tage oder Wochen«, fleht sie uns an, »dann haben die Amerikaner uns befreit, und ihr seid in Sicherheit. Bitte, werft doch jetzt nicht euer ganzes Leben weg.«

Sie versucht alles, um uns aufzuhalten. Aber die Entscheidung ist längst gefallen.

»Kommt ihr mit uns?«, frage ich Martin und Gerti.

Ich wundere mich, wie fest meine Stimme ist. Die Entscheidung ist gefallen. Ihr könnt mit uns kommen oder hierbleiben, aber ich gehe. Wir gehen.

Die beiden sehen mich unschlüssig an.

»Ich komme mit euch«, sagt erst Martin und dann auch Gerti.

Wir verabreden, dass wir uns jetzt hinlegen und ausruhen und uns mit dem ersten Licht des Morgengrauens auf den Weg machen. Bei Nacht sei es ohnehin zu gefährlich, erklärt uns Gerti. Die Amerikaner beschießen in den Nächten mit ihrer Artillerie die deutschen Stellungen und Dörfer, die sie am nächsten Tag einnehmen wollen, wenn da noch Widerstand geleistet wird. Wann sie in welcher Gegend angreifen, kann niemand vorhersagen.

Jetzt ist es Maria, die darauf besteht, dass wir die ganze Nacht lang Wache halten, damit uns niemand mehr überrascht in den letzten Stunden in dieser Hütte und unseren Plan vereitelt. Zu viert hätten wir ohnehin nicht in das Bett gepasst. Maria bietet an, die erste Wache zu übernehmen, und Gerti will ihr lieber Gesellschaft leisten, als sich hinzulegen.

Die beiden nehmen sich eine der Wolldecken vom Bett und setzen sich damit vor die Hütte. Martin und ich legen uns hin. Aber Schlafen geht jetzt noch weniger als vor ein paar Stunden, bevor Gerti hier aufgetaucht ist.

Wir lauschen nach den Mädchen. Wir können hören, wie sie flüsternd miteinander sprechen. Was sie sagen, können wir nicht verstehen. Ich hab Gerti immer ein bisschen gerngehabt, aber nicht besonders. Nachdem ich mit Maria zusammengekommen war, war ich manchmal etwas sauer auf sie, weil sie Franz immer so gemein abblitzen ließ. Das hat sich dann aber schnell gegeben, weil Franz sich so blöd angestellt hat. Ich schüttele den Kopf bei dem Gedanken.

»Was?«, fragt Martin leise.

Ich überlege kurz.

»Ich hab nur gedacht«, beginne ich, während ich noch überlege, »ich hab gedacht ... wie großartig von Gerti, dass sie Maria keine Vorwürfe macht.«

»Denkst du denn, dass Maria Schuld trägt?«, fragt Martin.

»Nein«, sage ich. »Aber wenn Gerti es so sehen würde, könnte ich es gut verstehen.«

Martin nickt. Flüsternd fragt er mich, ob ich glaube, dass wir Gertis Vater befreien können.

»Ich glaube, dass wir es versuchen müssen«, antworte ich und merke gleich, dass das nicht ganz stimmt. »Dass *ich* es versuchen muss«, berichtige ich also. »Du könntest mit Gerti hierbleiben und abwarten, bis alles vorbei ist.«

Martin nickt wieder. »Ich lass dich nicht allein«, sagt er nach einem Moment. »Hab ich doch gesagt.«

Dann dreht er sich auf die Seite und schmiegt sich an mich wie jede Nacht, damit die kalte Luft keinen Platz zwischen uns findet. Und dann kann ich doch noch ein bisschen schlafen.

Um zwei in der Nacht wecken die Mädchen uns zur Wachablösung. Die Uhrzeit hat in den letzten Wochen kaum eine Rolle gespielt für uns, aber Gertis Armbanduhr geht ganz genau, daher werden wir pünktlich geweckt. Verschlafen und frierend stehen Martin und ich auf, schlüpfen in unsere Hosen und Jacken, überlassen den Mädchen den Platz im warmen Bett und beziehen unseren Posten in der klirrenden Kälte draußen.

Der Himmel ist jetzt sternenklar. Schüsse sind nicht mehr zu hören. Wir klettern an der Außenwand hoch und setzen uns auf das Dach der Hütte, die in den letzten Wochen unser Zuhause war. Von hier oben sehen wir über unsere von Gerti ziemlich ramponierte Fallgrube bis hinunter zum Bach, der im Licht des Mondes matt glitzert, und den toten Baum, von dem aus wir mit unserem Netz im Liegen fischen konnten, ohne in das eiskalte Wasser zu müssen.

Es war eine gute Zeit hier, denke ich, während ich in die Dunkelheit spähe. Wir sind noch zu jung, um zu sterben. Aber so viele andere sind auch viel zu jung und sterben trotzdem. Wenn wir sterben müssen, dann war die letzte Zeit meines Lebens wenigstens schön.

»Wir werden nicht sterben«, sagt Martin plötzlich, als hätte er meine Gedanken gehört.

»Nein, werden wir nicht«, antworte ich. »Ganz bestimmt nicht.«

31.

Sobald der Morgen graut, wecken wir die Mädchen, füllen unsere Wasserflaschen am Bach, verschließen die Hütte und machen uns auf den Weg. Wir haben zwar den ganzen Tag Zeit, um bis nach Steinbach zu kommen. Aber je früher wir dort sind, desto besser. Bis zur Dunkelheit werden wir uns dann irgendwo verstecken und uns nicht zu erkennen geben. So früh am Morgen ist das Risiko, in eine Kontrolle zu geraten oder von Soldaten oder der Polizei aufgegriffen zu werden, am geringsten, vermuten wir. Maria und Gerti würden vermutlich nicht kontrolliert, weil sie Mädchen sind. Aber Martin und ich würden eine sehr gute Erklärung brauchen, warum wir nicht an der Front oder bei unserer Einheit sind, auch wenn wir aussehen wie die Bauernjungen, die wir immer waren. Denn es gibt jetzt keine Bauernjungen mehr in unserem Alter, die nicht zu einer kämpfenden Einheit gehören, zur Hitlerjugend oder zum Volkssturm oder zur Wehrmacht. Selbst die Waffen-SS rekrutiert inzwischen Jungen ab 16 Jahren. Eine gute Erklärung dafür, dass wir nicht bei unserer Einheit sind, haben wir nicht, daher müssen wir sehr vorsichtig sein.

Für den Fall, dass wir dennoch aufgegriffen werden, verabreden wir, dass wir uns nicht kennen, also wir zwei Jungs mit den beiden Mädchen nichts weiter zu tun haben. Dann hätten Gerti und Maria eine gute Chance, davonzukommen. In Begleitung von zwei fahnenflüchtigen Hitlerjungen dagegen würden auch sie mindestens ins Gefängnis gesperrt, sobald man uns erschossen oder am nächsten Baum aufgehängt hat. Wir sprechen darüber so nüchtern, als ginge

es uns nichts an, als ginge es nicht um uns. Nein. Wir sind noch zu jung. Wir werden nicht sterben. Jetzt jedenfalls noch nicht.

Und tatsächlich kommen wir gut voran. Wir müssen zwar immer wieder den Weg verlassen und uns verstecken, weil jemand kommt. Aber es sind meist Zivilisten, Menschen, die vor der schnell näher rückenden Front fliehen. Familien, die all ihren Besitz verloren und die Überbleibsel ihrer Existenz auf einen Wagen oder einen Esel geladen und sich auf den Weg Richtung Osten gemacht haben, um sich irgendwo bei Verwandten in Sicherheit zu bringen.

Aus dem Wald beobachten wir zwei Frauen, vermutlich Mutter und Tochter. Sie versuchen ihr Fuhrwerk aus einem Graben zu ziehen, in den es hineingeraten ist. Ein Zugtier gibt es nicht, dafür drei kleine Kinder, die jammern und heulen. Die jüngere der Frauen, wohl die Mutter der Kinder, zerrt mit all ihrer Kraft an der Zugstange und schimpft dabei wie ein Rohrspatz auf die Juden und die Bolschewiken, weil die sich feige gegen uns und unseren Führer verschworen haben. Die ältere beschimpft dagegen ihre Tochter, weil die den Hitler doch gewählt hat, diesen Verbrecher, anstatt auf sie zu hören. Dass sie jetzt ihren Hof verloren hat, geschieht ihr nur recht. Und je mehr die beiden streiten, umso lauter schreien die Kinder, und das Fuhrwerk bewegt sich immer noch keinen Zentimeter. Wir würden ihnen gerne helfen, aber es ist zu riskant. Wir gehen tiefer in den Wald hinein und laufen einen weiten Bogen um die Frauen herum.

Später auf der Landstraße nach Gemünd kommen uns drei Melder der Wehrmacht auf ihren Motorrädern entgegen. Sie fahren sehr schnell. In dem Moment, in dem wir sie hören, kommen sie schon um die Kurve und rasen mit ohrenbetäubendem Lärm direkt auf uns zu und an uns vorbei. Wir springen schnell von der Straße in

den Graben und ins Gebüsch. Sie müssen uns gesehen haben. Aber sie bremsen nicht mal ab, um nach uns zu sehen, und wir können ungestört weitergehen.

Noch zwei Kilometer, dann führt die Straße aus dem Wald heraus und über die Felder, die den Bauern aus Heren gehören. Heren kennen wir. Da sind wir manchmal mit der Hitlerjugend hinmarschiert und haben mit deren Ortsgruppe Wettkämpfe ausgetragen. Heren ist ein reiches Dorf, verglichen mit unserem. Die Böden sind hier besser, die Bauern ernten mehr, die Kartoffeln und die Häuser sind größer, und der Kuchen ist süßer als bei uns. Wir wollen trotzdem einen Umweg um Heren herum machen. Das Dorf ist noch nicht zu sehen, die abgeernteten Felder ziehen sich grau den Hügel hinauf. Jetzt riechen wir immer deutlicher, dass es hier irgendwo brennt oder gebrannt hat. Und hinter der Hügelkuppe, wo das Dorf liegt, steigen mehrere Rauchsäulen auf.

Wir folgen unserer Neugier und gehen doch den Hügel hinauf und auf das Dorf zu. Ein fürchterlicher Schrei zerreißt plötzlich die Stille.

»Help me! Help me, please!«, brüllt jemand, in Todesangst.

Martin kann ein bisschen Englisch und übersetzt es für uns. Er will nachsehen, wer da schreit. Wir sollen uns hier im Gebüsch verstecken. Aber wir wollen nicht, dass er allein geht. Wir folgen ihm und gehen vorsichtig, aber zielstrebig und im Schutz der Hecken am Wegesrand den Hügel hinauf. Dann kommen wir oben auf der Hügelkuppe an. Von dem schönen Dorf ist nichts mehr übrig außer verkohlte, zum Teil noch rauchende Trümmer und Ruinen. Nur die kleine Kirche am Marktplatz steht noch. Wir sind plötzlich an der Front, genauer gesagt da, wo sie vor einigen Stunden gewesen sein muss.

Der Wind dreht, und es stinkt jetzt bestialisch, nach Rauch und Tod und verbranntem Fleisch. Wir gehen sehr vorsichtig weiter, auf

einen Kübelwagen der Wehrmacht zu, der ausgebrannt auf der Seite im Straßengraben liegt und die völlig verkohlte Leiche eines Soldaten halb unter sich begräbt. Der weit aufgerissene, stumm schreiende Mund des Mannes ist wie eingefroren, ein grauenhafter Anblick. Ich versuche schnell, Maria wegzuziehen, damit sie das nicht sieht. Aber es ist zu spät.

Dann wieder ein Schrei, noch verzweifelter als eben. »Please, help me, man!«, schreit der Mann mit letzter Kraft um sein Leben.

Wir gehen vorsichtig weiter in die Richtung, aus der der Schrei kommt. Überall liegen Leichen, tote Soldaten, Deutsche und Amerikaner, soweit man das an den Helmen noch erkennen kann, verbrannt, verkohlt, verstümmelt, mit schrecklich verzerrten Gesichtern, in den Ruinen der Häuser, offen auf der Straße, hinter Bänken, im Schatten eines ausgebrannten amerikanischen Sherman-Panzers. Der Anblick ist unerträglich, aber irgendwie ertragen wir ihn. Wir gehen immer weiter und suchen nach dem schreienden Mann.

Martin bleibt plötzlich stehen, breitet beide Arme aus, um uns lautlos aufzuhalten, und schiebt uns schnell hinter einen großen, aus Ziegeln gemauerten Kamin, der in den verkohlten Trümmern des Hauses, das er bisher gewärmt hat, stehen geblieben ist. Der amerikanische Soldat liegt vielleicht dreißig Meter von uns entfernt auf den Stufen der Kirche in einer Lache aus Blut. Er wälzt sich stöhnend hin und her. Er hat uns nicht bemerkt. Zwei deutsche Soldaten tauchen auf und gehen jetzt mit vorgehaltenen Gewehren auf ihn zu. Ihnen galten also seine Rufe. Der eine will ihm auch helfen und stellt hastig seinen Rucksack ab, um an sein Verbandszeug zu kommen.

»Bist du bekloppt?«, schreit der andere ihn an. »Das brauchen wir für unsere eigenen Leute!«

»Zu Befehl«, sagt der eine erschrocken. Er hat offenbar den niedrigeren Dienstrang und verschließt seinen Rucksack schnell wieder.

Der verwundete Amerikaner versteht nicht, was sie sagen, und starrt sie flehend an.

»Willst du ihn denn einfach hier liegen lassen?«, fragt der nieder-rangige Soldat. Der andere grinst und macht sich an dem schwer verletzten Amerikaner zu schaffen. Will er ihn etwa umbringen? Ich kann nicht erkennen, was er tut, während er sich zu ihm hockt.

»No, no, please!«, brüllt der Amerikaner wieder.

Die beiden Deutschen lassen ihn liegen und rennen weg.

Martin ist kreidebleich, Tränen stehen ihm in den Augen.

»Der hat ihn vermint«, sagt er fassungslos.

»Bist du sicher?«, frage ich.

»Natürlich. Der hat ihn vermint!«, wiederholt Martin.

Er kann es selbst noch nicht glauben.

»Wenn seine Leute kommen und ihm helfen wollen, dann reißt es sie alle in Stücke.«

»Was sollen wir denn jetzt machen?«, fragt Gerti.

Niemand hat eine Idee. Entsetzt sehen wir uns an. Der Amerikaner schreit wieder.

»Wartet hier«, sagt Martin, nimmt Gerti ihre Wasserflasche ab und geht entschlossen auf ihn zu.

Wir beobachten, wie Martin sich zu ihm hockt und etwas auf Englisch zu ihm sagt. Dann steht Martin plötzlich auf, hebt den Körper des Amerikaners schnell an, zieht den Sprengsatz unter ihm hervor und wirft ihn mit all seiner Kraft so weit, wie er kann. Die Mine explodiert mit einem lauten Knall noch in der Luft.

Martin kniet sich wieder zu dem schwer verletzten Soldaten.

Er nimmt ihm den Helm vom Kopf und hält ihm Gertis Wasserflasche an den Mund, damit er etwas trinken kann. Was er zu ihm sagt, können wir nicht verstehen. Es sind englische Wörter, die ich nicht kenne.

Was hätte mein Vater gemacht?

Der Gedanke schießt mir plötzlich durch den Kopf.

Was hätte mein Vater gemacht, wenn er einen so schwer verwundenen feindlichen Soldaten gefunden hätte?

Jetzt klingt es so, als würden sie beten.

Was hat mein Vater getan? Hat er verletzte Feinde einfach liegen lassen und auch noch vermint, damit die möglichst viele Kameraden mit in den Tod reißen? Hat er verletzten Feinden wenigstens geholfen, wie der andere es vorhatte? Oder hat er ihnen sogar ein wenig Trost gespendet, wie Martin? Ich muss ihn das unbedingt fragen, wenn er zurück ist. Wenn er hoffentlich bald zurück ist.

Martin beugt sich über den amerikanischen Soldaten. Er schließt ihm mit einer sanften Bewegung die Augen.

Er ist tot.

Martin kniet weinend bei ihm und streichelt seine Hand. Wir gehen vorsichtig hin. Der Soldat war höchstens zwei oder drei Jahre älter als wir.

Aus der Senke, die zwischen dem Wald und dem Dorf liegt, hören wir dumpfe Motorengeräusche, schwere Dieselmotoren, die langsam näher kommen. Es sind Amerikaner, die ihren Kameraden helfen wollen. Doch sie kommen zu spät. Den Hinterhalt, in den sie hier geraten sind, hat keiner von ihnen überlebt. Hier gibt es nur noch Tote zu bergen. Viele Tote, die alle zu jung waren, um zu sterben.

Wir laufen schnell hinter die Kirche, aus dem Dorf heraus und so schnell wie möglich über die Felder und in den Wald hinein. Weit können die deutschen Soldaten noch nicht sein. Wir konnten vorhin nicht sehen, in welche Richtung sie den Ort verlassen haben.

Im Schutz des Waldes setzen wir uns, um wieder zu Atem zu kommen.

»Das war sehr mutig von dir«, sagt Maria zu Martin.

Gerti und ich nicken, aber Martin scheint es nicht gehört zu haben.

Er starrt auf das Blut des Soldaten an seinen Stiefeln.

»Du hättest sterben können«, fügt Maria sanft hinzu.

Martin nickt müde. Ja. Vielleicht. Es ist nicht so wichtig.

»Nur zu überleben, das reicht nicht«, sagt er mit düsterem Blick.

Dann fängt es an zu schneien. Maria treibt uns zur Eile an. Wir stehen auf und setzen den Weg nach Steinbach fort. Wir reden fast gar nicht mehr. Ich hänge meinen Gedanken nach. Bald ist alles weiß, der Weg und der Waldboden und die Äste der Bäume. Wie ein Leichentuch für all die Toten, denke ich. Eigentlich mag ich Schnee und die Stille und die Tage, an denen es schneit. Aber heute kann der Schnee uns das Leben kosten. Wir können keinen Schritt mehr machen, ohne Spuren zu hinterlassen. Wir müssen so schnell wie möglich in die Nähe von Steinbach kommen, wo wir uns auskennen.

Hoffentlich gibt es unser Dorf noch. Hoffentlich ist Steinbach nicht auch schon zerstört worden, wie Heren. Wie es wohl Mama und Emil geht? Vorsichtig frage ich Gerti. An dem Tag vor der Verhaftung ihres Vaters hat sie Emil noch gesehen. Sie haben nicht gesprochen, aber es schien ihm gut zu gehen, sagt Gerti.

Martin stapft schweigend ein paar Schritte vor mir durch den Schnee. Wo hat er bloß seinen Mut her? Und den Anstand? Martin ist der anständigste Mensch, den es gibt. Wie konnte ich nur so blöd sein und das nicht merken all die Jahre? Warum war ich Trottel lieber mit Franz befreundet, diesem gemeinen Idioten?

Aber dieser Idiot hat mich mit seiner Gemeinheit gerettet! Der Gedanke schießt mir plötzlich durch den Kopf. Wenn Franz uns nicht verraten hätte, hätte ich Martin vielleicht gar nicht mehr richtig kennengelernt. Ich würde jetzt mit Franz und den anderen zusam-

men kämpfen, würde Amerikaner umbringen und Verletzte vielleicht hilflos im Dreck liegen lassen und wäre vielleicht auch noch stolz darauf. Vor alldem hat Franz mich bewahrt durch seinen gemeinen Verrat.

Und während ich das denke, ärgere ich mich schon über den Gedanken. Vor allem hat Franz' Verrat Gertis Vater in Lebensgefahr gebracht. Was ist das alles für eine Scheiße. Nachher werden wir Franz' Vater stellen. Ich habe immer noch keine Idee, wie wir das machen wollen. Wir müssen es einfach versuchen. Nur zu überleben, das reicht nicht, hat Martin gesagt.

32.

Am Nachmittag erreichen wir die Anhöhe südlich von Steinbach. Die letzten Meter rennen wir, so gespannt sind wir, ob es unser Dorf noch gibt. Doch unsere Sorge ist umsonst. Friedlich und unversehrt liegt Steinbach vor uns. Es sieht von hier oben richtig schön aus, denke ich, mit dem Schnee auf den Dächern der Häuser. Wir sehen die Kirche und den Gasthof und den Fluss und unsere Wiese. Rechts vom Kirchturm führt der Weg den Hügel hinauf zu unserem Hof. Und links vom Ort liegt hinter ein paar Feldern der Fußballplatz mit dem Heim der Hitlerjugend.

Wir werden hier oben warten, bis es dunkel ist. Dann werden wir in den Ort schleichen, um zu schauen, ob Gause daheim ist und wie wir ihn dazu bringen, dass er Gertis Vater freilässt.

Ich nehme Marias Hand, ziehe sie an meinen Mund und küsse sie. Es geht ihr viel besser, seit wir auf dem Weg sind. Aber was geschieht, wenn wir nichts für Gertis Vater ausrichten können? Ich will dich nicht verlieren, denke ich immer wieder und lehne meinen Kopf an ihre Schulter.

In der Dämmerung ertönt plötzlich das Dröhnen von Motoren, das schnell anschwillt. Es sind zwei amerikanische Flugzeuge. Sie fliegen ziemlich hoch.

»Bitte nicht«, fleht Gerti.

Ängstlich sehen wir zu den Flugzeugen. Plötzlich sieht es so aus, als würde es aus den Flugzeugen schneien. Die beiden Maschinen ziehen eine weiße Wolke hinter sich her, die schnell größer wird und

zauberhaft glitzernd langsam auf unser Dorf herabsinkt. Sie werfen keine Bomben, sie werfen Flugblätter über Steinbach ab. Wir müssen unbedingt wissen, was da draufsteht.

Gerti geht runter in den Ort, um eins der Flugblätter zu holen. Sie hat allein nichts zu befürchten, selbst wenn sie gesehen wird. Und eine halbe Stunde später ist sie wieder zurück, mit vier der Flugblätter und mit einem großen Laib Brot. Sie hat Emil gesehen, sagt sie mir, wie er zusammen mit ein paar anderen Jungvolk-Pimpfen die Flugblätter eingesammelt hat.

Wir schlingen das Brot mit großen, gierigen Bissen herunter, während wir die Flugblätter lesen. Sie sind in deutscher Sprache geschrieben und richten sich an uns, an die deutsche Bevölkerung.

Deutschland wird den Zweiten Weltkrieg verlieren, steht da schwarz auf weiß. Millionen amerikanische, englische und französische Soldaten stehen im Westen bereit und Millionen sowjetische Soldaten im Osten von Deutschland, um diesen Krieg in den kommenden Wochen zu beenden.

»Jetzt kommt es auf euch an!«, haben sie als Überschrift besonders fett gedruckt. Die Bevölkerung soll die Soldaten dazu bewegen, keinen Widerstand mehr zu leisten, sondern sich zu ergeben. »Wenn ihr oder eure Truppen Widerstand leistet, werden eure Dörfer und Häuser dem Erdboden gleichgemacht. Ihr habt die Wahl. Wenn ihr euch und euren Liebsten das Leben erhalten wollt, dann legt die Waffen nieder.«

Unterschrieben ist das Flugblatt von General Omar Bradley, Oberkommandierender der 12. US Army Group und der »Alliierten Streitkräfte« im Westen. Seinen Namen kennen wir nur zu gut. Er hat die Landung der Amerikaner in der Normandie kommandiert und die alliierten Truppen im August in der Schlacht von Falaise zum Sieg

geführt. Zwei Armeen hat er eingekesselt und fast vollständig vernichtet, und Tausende deutsche Soldaten sind gefallen oder wurden gefangen genommen.

Damals. Vor drei Monaten. Als Hannes' Arschbomben in der Urft uns noch die größte Gefahr zu sein schienen und die Amis unsere schlimmsten Feinde waren.

Und General Omar Bradley der schlimmste von allen.

Jetzt scheint er unser Retter zu werden. Jeder Soldat und jeder Hitlerjunge kennt General Omar Bradley. Wer das hier liest, mit seinem Namen darunter, der wird sich zweimal überlegen, ob es sich lohnt, noch weiterzukämpfen.

Wir sehen uns etwas ratlos an. Was heißt das denn jetzt?

Der Angriff der Amerikaner auf unser Dorf steht unmittelbar bevor. Vielleicht morgen, spätestens übermorgen wird es hier zu furchtbaren Kämpfen kommen, wie in Heren. Oder wird Steinbach sich rechtzeitig ergeben? Und was passiert dann?

Mit Einbruch der Dunkelheit machen wir uns auf den Weg ins Dorf. Die Straßen sind dunkel, kein Mensch ist mehr unterwegs. Wir gehen so schnell wie möglich im Schutz der Schatten der Häuser durch den knirschenden Schnee in den Ort, an der Kirche und dem Gasthof vorbei zum Postamt. Auch hier ist alles dunkel. Ob jemand zu Hause ist, sehen wir nicht. Die Fenster sind verdunkelt, wie überall. Und der Eingang ist verschlossen.

Zum Glück kenne ich das Haus gut, weil ich so oft bei Franz zu Besuch war. Ich gebe den anderen ein Zeichen, vor der Tür auf mich zu warten, und schleiche um das Haus. Hinten gibt es einen zweiten Eingang, der in die Stube führt, in der der Briefträger die Briefe und Päckchen sortiert, bevor er sie verteilen geht.

Die Tür ist zwar verschlossen, aber der Schlüssel lag früher immer unter einem Blumentopf. Und da liegt er zum Glück auch heute. Leise öffne ich die Tür und schleiche durch die Stube in den Raum, in dem der vergitterte Postschalter ist. Ich lausche, ob ich von oben aus der Wohnung von Gause irgendwas höre. Aber es ist völlig still. Der Schlüssel zum Haupteingang steckt von innen, wie früher. Vorsichtig drehe ich ihn im Schloss und öffne die Tür. Maria, Gerti und Martin treten ein, dann verschließe ich die Tür wieder und nehme den Schlüssel an mich.

Es ist angenehm warm hier drin. An der Kohle sparen sie scheinbar noch nicht bei der Reichspost. Die letzten vier Wochen habe ich fast ständig gefroren. Aber jetzt ist leider keine Zeit, um die Wärme zu genießen.

Ich gehe vor, auf die hölzerne Treppe zu, die in die erste Etage führt, wo Gause wohnen. Ich kenne die Treppe, sie ist alt und verzogen und knarzt fürchterlich. Franz und ich wussten bei jeder Stufe ganz genau, wo wir auftreten können, ohne verräterische Geräusche zu machen, wenn wir mal heimlich ausbüxen wollten, weil Franz Stubenarrest hatte oder seine Mutter ihn zur Strafe viel zu früh schlafen geschickt hatte. Es gab trotzdem oft Prügel, denn die Treppe war fast unbezwingbar. Und jetzt sind wir zu viert. Wir haben keine Chance, ungehört nach oben zu kommen. Und Gause hat sicher seine Pistole geladen und irgendwo griffbereit liegen.

In dem Moment frage ich mich, ob Franz' Eltern überhaupt genau wissen, was vorgefallen ist. Franz war vermutlich seit dem Moment, in dem er uns verraten hat, nicht mehr zu Hause. Wahrscheinlich weiß Gause noch nicht, dass ich nicht mehr mit Franz und den anderen bei der Einheit bin. Er weiß wahrscheinlich nicht mal, bei welcher Einheit wir jetzt sein sollten.

Ich ziehe die anderen von der Treppe weg in den hintersten Winkel der Amtsstube und erkläre ihnen flüsternd den Plan, den ich plötzlich habe. Ich stecke den Schlüssel wieder in die Eingangstür und gehe durch die Hintertür wieder hinaus. Die anderen verstecken sich hinten in der Amtsstube.

Ich atme einmal tief ein und klopfe energisch gegen die Haustür.

»Herr Gause? Frau Gause?«, rufe ich und klopfe noch mal.

Es bleibt einen Moment still, dann höre ich Schritte oben. Quiet-schend wird die Wohnungstür geöffnet.

»Wer ist da?«, ruft Gause die Treppe hinunter.

»Ich bin's, Jakob!«, rufe ich.

»Jakob?«, fragt er überrascht, kommt schnell auf seinen Filzpantoffeln die Treppe hinunter und schließt die Tür auf.

»Jakob!«, ruft er, und es klingt, als freute er sich wirklich, mich zu sehen. »Was gibt es denn?«

»Darf ich kurz reinkommen?«, frage ich mit rasendem Herzschlag.

»Natürlich!«

Gause weiß von nichts. Das spüre ich. Er lässt mich eintreten und schließt die Tür hinter mir wieder ab. Dann geht er vor mir die Treppe hoch.

»Sieh mal, wer zu Besuch gekommen ist«, ruft er die Treppe hinauf seiner Frau entgegen.

Was ist denn mit seinem Knie, denke ich kurz, er geht die Treppe ganz normal hoch.

»Jakob!«, ruft Franz' Mutter mir entgegen. »Wie schön, du lebst!«

Artig wie früher ziehe ich im Flur die Stiefel aus, bevor ich die Wohnung betrete. Gause führt mich ins Wohnzimmer.

Sie sehen mich beide ziemlich verstört an. Fast verängstigt. Ich sehe wohl ziemlich mitgenommen aus, nach den Wochen im Wald,

und ich rieche vermutlich auch nicht besonders gut. Sie haben keine Ahnung, was ich hier will. Sie trauen sich nicht, mich zu fragen. Sie haben Angst, dass irgendwas mit Franz ist. Das werde ich nutzen.

»Möchtest du etwas trinken?«, fragt Frau Gause mich nervös.

»Gern«, sage ich höflich und sehe mich um.

Das große, golden gerahmte Porträt des Führers hängt nicht wie sonst über dem Sofa an der Wand. Es liegt jetzt weit unten in einem großen Haufen am Fenster, zusammen mit anderen Bildern, mit Büchern und Zeitschriften, Urkunden, Orden und Wimpeln und Aktenordnern.

Vielleicht wollen sie renovieren, denke ich. Ein seltsamer Zeitpunkt, um die Wohnung frisch zu streichen. Haben sie denn das Flugblatt nicht bekommen? Morgen fliegt hier alles in die Luft.

»Ja, wer hätte das gedacht«, sagt Gause nur und lacht heiser.

»Ich habe eine Nachricht, von Franz«, lüge ich, um Zeit zu gewinnen.

»Ist er denn ... Wo ist er denn? Geht es ihm gut?«, fragt er mich.

Gause steht an seinem Schreibtisch im hinteren Teil des Zimmers. Die Schreibtischlampe brennt. Auf der leer geräumten Tischplatte liegt nur noch die lederne Schreibunterlage und sein Revolver in einem Halfter.

»Darf ich?«, frage ich. Das Herz schlägt mir bis zum Hals.

Gause nimmt den Revolver aus dem Halfter und reicht ihn mir.

»Aber Vorsicht, der ist geladen«, sagt Gause.

Schwein gehabt.

Seine Frau kommt herein, mit einem Glas Limonade, das sie mir auf den Couchtisch stellt.

»Jakob hat eine Nachricht für uns, von Franz«, sagt er zu ihr.

Sie denken beide, dass ich hier bin, um ihnen zu sagen, dass ihr

Sohn tot ist. Sie starren mich an. Ich entsichere den Revolver und richte ihn direkt auf Gause.

»Nehmen Sie jetzt bitte die Hände hoch«, sage ich ganz ruhig. »Und Sie bitte auch«, sage ich zu seiner Frau. »Setzen Sie sich auf das Sofa. Und die Hände bleiben oben.«

Sie tun es einfach.

Mit vorgehaltener Waffe und ohne die beiden aus den Augen zu lassen, gehe ich zur Tür und rufe die anderen. Sie kommen schnell die Treppe hoch.

»Also jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr«, sagt Gause, als Maria und Gerti eintreten. Martin bleibt draußen im Flur.

Die beiden Mädchen starren Gause wütend an.

»Lassen Sie sofort meinen Vater frei!«, fordert Gerti.

»Deinen Vater? Was habe ich denn mit deinem Vater zu tun?«, fragt Gause und scheint ehrlich empört.

»Sie waren doch dabei, als er festgenommen wurde«, schreit Gerti, »also tun Sie nicht so unschuldig!«

Gause erklärt ihr, dass er mit der Festnahme absolut nichts zu tun hatte. Er habe nur zufällig gesehen, wie die Sicherheitspolizei in den Ort gekommen ist, und da hat er halt nachgesehen, was los ist. Gerti ist verunsichert, wie seelenruhig Gause sie anlügt. Stimmt das etwa doch, was er sagt, und sie hat alles falsch wahrgenommen?

Gause spürt die Wirkung seiner Worte. »Weißt du, *Maria*«, er betont ihren Namen auffällig, »ich weiß schon sehr lange, dass du eine Jüdin bist. Wenn ich gewollt hätte, dann wäre unser lieber Bürgermeister schon vor zwei Jahren ins Gefängnis gewandert. Und du in den Osten. Ich habe die ganze Zeit über, sagen wir ... geholfen, dich hier zu verstecken.«

»Das ist nicht wahr!«, sagt Maria fast tonlos, voller Entsetzen.

Das kann nicht wahr sein, denke ich. Dreht sich jetzt schon wieder

alles und steht kopf? War wieder alles völlig falsch, was ich verstanden und gedacht und mir mühsam zusammengereimt habe?

Gause muss kurz lachen.

»Was ist schon wahr, in Zeiten wie diesen? Wenn du es mir bestätigst, dann ist es wahr.«

Maria sieht zu mir, dann zu Gerti. Sie versteht kein Wort. Und wir können ihr auch nicht helfen.

»Was soll ich Ihnen bestätigen?«, fragt sie Gause verwirrt.

Gause traut sich jetzt sogar aufzustehen. Ich weiche vor ihm zurück mit der Pistole. Aber ich hindere ihn nicht daran. Gause geht sehr langsam auf Maria zu.

»Ich würde wirklich gerne alles tun, was in meiner Macht steht, damit dieses unangenehme Missverständnis aufgelöst wird und unser Bürgermeister freikommt«, sagt er weihevoll, wie ein Pfarrer beim Gottesdienst. Dieses verlogene Stück Scheiße, denke ich. Aber ich reiße mich zusammen. Immerhin, nichts hat sich gedreht. Er versucht nur, alles zu verdrehen.

»Aber dafür musst du mir auch einen Gefallen tun, *Maria*.«

Er zieht ihren Namen wieder so komisch in die Länge. Ich weiß nicht, warum er das macht. Alle hier im Raum wissen, dass Maria nicht ihr richtiger Name ist.

»Was für einen Gefallen denn?«, fragt Maria.

»Du schreibst mir einen Brief, in dem du dich bei mir dafür bedankst, dass ich geholfen habe, dich zu verstecken.«

Maria sieht entsetzt zwischen Gerti und mir hin und her. Soll sie sich auf die Forderung einlassen? Wenn Gertis Vater dafür freikommt, wird sie den Brief natürlich schreiben. Gause wartet ihre Antwort nicht ab. Er geht seelenruhig zu seinem Schreibtisch, nimmt ein Blatt Briefpapier aus einer der Schubladen und legt es auf die lederne Schreibtischunterlage.

»Bitte, nimm doch Platz«, sagt er freundlich zu Maria und gibt ihr seinen besten Füllfederhalter. Maria gibt sich einen Ruck und setzt sich an den Tisch.

»Was soll ich schreiben?«, fragt sie mit eiskalter Stimme.

Und Gause beginnt ihr zu diktieren.

Bei mir fällt jetzt erst der Groschen. Dieser gemeine Verbrecher plant schon für die Zeit nach den Nazis. Er will den Brief, um sich reinzuwaschen. Er weiß ganz genau, wie viel Dreck er am Stecken hat. Ich sehe wieder zu dem großen Haufen mit den Bildern und den Akten. Hier wird nicht renoviert, das Porträt des Führers hat ausgedient. Gause hat schon die Seite gewechselt. Am liebsten würde ich ihn jetzt sofort erschießen.

Gause denkt laut über einen besonders rührenden Abschluss für Marias Brief nach. »Ich weiß, dass Sie, mein lieber Herr Gause, Ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben, um mir das meine zu retten. Dafür bin ich Ihnen sehr ... nein warte: Dafür *werde* ich Ihnen *auf ewig* dankbar sein«, diktiert er ihr und sieht zufrieden über ihre Schulter auf das Papier, während sie die letzten Worte schreibt.

»Und jetzt bitte noch unterschreiben. Aber mit deinem richtigen Namen.« Maria unterschreibt den Brief wie gewünscht mit *Hannah Dankner*.

Gause trocknet die Tinte mit einem Löschpapier, faltet ihn dann sorgfältig zweimal, steckt ihn in ein mit Seidenpapier gefüttertes Kuvert und in die Innentasche seiner Jacke.

Maria steht auf.

»Jetzt rufen Sie da an«, fordert sie.

Aber Gause lässt sich nicht aus der Ruhe bringen.

Ich mache einen Schritt auf ihn zu, immer noch mit vorgehaltener Waffe.

»Jetzt machen Sie schon. Rufen Sie da an!«, befehle ich ihm.

Und Gause geht seelenruhig um den Schreibtisch herum. Er nimmt ein Büchlein von dem großen Haufen, blättert darin, während er zu seinem Telefon geht, und wählt dann eine Nummer aus fünf Ziffern.

»Verbinden Sie mich bitte mit Düren, Kriminalrat Hansen bei der Sicherheitspolizei. Danke.« Gause nickt mir dabei freundlich zu, als hätte ich nicht seine Pistole auf ihn gerichtet.

»Gause hier, Ortsgruppenleitung Steinbach. Sind Sie das, Herr Hansen?« Er versucht angestrengt zu verstehen, was der Mensch am anderen Ende der Leitung sagt.

»Nein, Gause. HANS GAUSE!«, brüllt er ins Telefon. »Ich bin der Ortsgruppenleiter in Steinbach. Ich muss dringend Kriminalrat Hansen sprechen.« Gause hört wieder angestrengt zu, hält sich das andere Ohr zu, um besser zu verstehen, obwohl wir alle mucksmäuschenstill sind und kaum zu atmen wagen, um alles mitzubekommen, was er sagt. »Können Sie mich denn wenigstens mit der Sicherheitspolizei verbinden?«

Gause schüttelt entnervt den Kopf. Das sieht alles gar nicht gut aus, denke ich und sehe schnell zu Maria und Gerti. Sie starren atemlos auf Gause, wie der noch einen Versuch unternimmt.

»Hören Sie, es ist wirklich wichtig. Bei Ihnen ist ein gewisser Gustav Völker inhaftiert. – GUSTAV VÖLKER! Genau. Er ist unser Bürgermeister hier in Steinbach. Es hat ein entsetzliches Missverständnis gegeben. Würden Sie bitte veranlassen, dass er umgehend freigelassen wird!«

Der Mensch in Düren erwidert etwas, und dann gibt Gause auf.

»Dann kann man da wohl nichts mehr machen«, seufzt er. »Danke, Ihnen auch.«

Er will zum Abschied wie gewohnt »Heil Hitler« sagen, unterbricht sich aber selbst dabei. Dann legt er den Hörer auf die Gabel und stiert betroffen auf die Tischplatte.

»Die Engländer haben heute Düren bombardiert. In der ganzen Stadt steht kein einziges Haus mehr.«

Frau Gause schlägt die Hände vor ihr Gesicht. »Diese Tiere«, jammert sie leise.

»Und die Gefangenen?«, fragt Gerti.

»Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Da ist scheinbar nur noch dieser Wachmann, und der ist betrunken.«

Ich sehe wieder zu Maria und zu Gerti. Das kann sehr gut oder ganz schlecht für Gertis Vater sein. Vielleicht ist er bei dem Bombenangriff gestorben. Oder er ist in dem Durcheinander freigekommen. Oder sie haben die Gefangenen vor dem Angriff noch nach Köln oder Euskirchen gebracht.

Plötzlich steht Gause direkt vor mir, hat seine Hand an der Pistole und bricht mir fast den Zeigefinger, während er sie mir entreißt.

Ich Vollidiot!

Gause geht schnell um den Schreibtisch herum, um Abstand zu uns zu gewinnen. Mit der vorgehaltenen Pistole treibt er uns Richtung Tür.

»Bitte nicht, Hans!«, sagt seine Frau, steht auf und geht auf mich zu. »Jetzt ist doch alles wieder gut«, fleht sie und sieht mich sorgenvoll an. »Hast du denn etwas von Franz gehört?«

Gar nichts ist gut, Frau Gause. Franz hat uns verraten, Maria und Gertis Vater und mich, könnte ich ihr antworten. Wir sind die Tiere, könnte ich zu ihr sagen, und ihr von dem amerikanischen Jungen erzählen, der heute nur deswegen nicht ganz allein gestorben ist, weil Martin für ihn da war. Und von all den anderen, die qualvoll und allein sterben mussten, weil sie uns befreien müssen. Aber was bringt das jetzt. Für sie ist alles schon wieder gut. Ich habe keine Kraft mehr, um ihr zu erklären, dass es nicht stimmt. Ich schüttele also nur den Kopf. »Nein, ich hab ihn länger nicht gesehen.«

»Macht jetzt, dass ihr hier rauskommt«, sagt Gause.

Die anderen sind schon im Flur. Ich zögere noch einen Moment.

»Was ist denn mit Ihrem Knie?«, frage ich ihn.

»Mit meinem Knie?«, fragt Gause, als hätte er keine Ahnung, was ich meinen könnte. »Das war doch nur ein Vorwand«, erklärt er dann, als müsste ich das eigentlich wissen.

»Ein Vorwand?«, frage ich. Seine Dreistigkeit verschlägt mir fast den Atem.

»Natürlich. Ein Vorwand, damit ich nicht in diesem verbrecherischen Krieg kämpfen brauchte«, sagt er und grinst mir hämisch ins Gesicht.

»Und jetzt raus!«

Ich gehe Gerti und Maria nach, zur Tür hinaus auf den Flur, wo Martin auf uns wartet. Ich nehme meine Stiefel, wir laufen schnell die Treppe hinunter und zur Tür und hinaus in die eisige Kälte.

Und jetzt? Wir beschließen, dass wir für die Nacht jeder zu sich nach Hause gehen und erst mal schlafen. Morgen früh treffen wir uns bei Gerti und Maria und überlegen, ob wir zusammen vor dem Angriff der Amerikaner fliehen, um Gertis Vater zu suchen, oder ob wir uns lieber hier den Amerikanern ergeben und hoffen, dass dann schnell alles besser wird, dass wir nicht mehr länger fliehen und uns verstecken müssen, weil wir fahnenflüchtig sind oder weil wir Juden sind oder weil wir einer Jüdin helfen wollen zu überleben. Die Gefahr ist noch nicht vorbei, auch wenn Gause sicher nicht der einzige Nazi ist, der plötzlich kein Nazi mehr gewesen sein will.

Wir gehen zusammen zum Hof von Gertis Vater. Ich umarme Maria ganz fest zum Abschied und küsse sie lange auf den Mund. »Ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich«, sage ich zu ihr und bitte Gerti, gut auf sie achtzugeben heute Nacht.

»Ist ja nur für eine Nacht«, sagt Gerti trocken.

Aber es ist lange her, dass ich eine ganze Nacht lang von Maria getrennt war. Ich bin mir noch nicht sicher, ob das eine gute Idee ist.

»Eben«, sage ich also zu Gerti und umarme sie auch.

Dann bringt Martin mich nach Hause.

Wir gehen langsam durch die stillen, eingeschnittenen Gassen unseres Dorfes, als wollten wir den Abschied noch etwas hinauszögern. Wenn die Polizei kommt, oder die SS, dann werden wir sofort am nächsten Baum aufgehängt. Aber diese Gefahr scheint nicht mehr wirklich zu sein. Nichts scheint mehr wirklich zu sein. Wir sind nicht mehr wirklich im Dritten Reich, wir sind auch nicht wirklich zu Hause. Wir sind nicht im Krieg, hier ist alles ganz friedlich, aber Frieden ist auch nicht. Eine Windböe weht einige der Flugblätter von einem Dach. Sie schaukeln im Wind und fallen unwirklich langsam zu Boden.

»Vielleicht ist so das Fegefeuer«, überlegt Martin. »Anfang und Ende in einem Moment, und man weiß nicht, ob man im nächsten Moment in den Himmel kommt oder in die Hölle.«

Aber er meint es nicht ernst. Oder etwa doch?

»Glaubst du daran?«, frage ich ihn.

»An Himmel und Hölle und ein ewiges Leben?«, fragt er zurück,

»Nein, daran glaube ich nicht. Du?«

Ich schüttele langsam den Kopf. Nein, ich auch nicht. Habe ich als Kind schon nicht geglaubt.

»Was hast du denn zu ihm gesagt?«

Er weiß sofort, was ich meine.

»Nicht viel. Nur dass alles gut wird. Dass jetzt endlich alles gut wird. Und dass wir ihm für immer dankbar sind.«

33.

Ich trete leise in unsere Stube und entzünde die Petroleumlampe. Emil schläft schon, in seiner kompletten Jungvolk-Uniform liegt er in seinem Bett. Sogar die Socken hat er angelassen. Vielleicht haben sie ihm gesagt, dass er jetzt immer sofort einsatzbereit sein muss, um für das Vaterland zu kämpfen und für den Führer zu sterben. Er schläft tief und fest und wird auch von dem warm flackernden Licht der Lampe nicht wach. Aber Mutter muss mich wohl gehört haben. Sie steht jetzt hinter mir und sieht mich an, und ich sehe zu ihr, und dann umarmt sie mich.

»Jakob! Wie schön!«, flüstert sie nur. Ihr Körper zittert.

»Vergib mir bitte«, flüstere ich. Auch in meinem Körper muss jeder einzelne Muskel arbeiten, damit ich nicht laut losheule.

»Ich lass dir ein Bad ein«, sagt Mutter und geht hinaus, stellt den großen Kessel auf den Ofen und legt dann noch mal Holz nach.

Ich betrachte meinen kleinen Bruder, wie er schläft. Sein blondes Haar ist jetzt an den Seiten und hinten kurz geschoren, wie die Hitlerjungen auf den Plakaten es tragen.

»Ist jetzt Vorschrift«, sagt Mutter, als wollte sie sich bei mir für Emils Frisur entschuldigen. Das Hakenkreuz auf seiner Armbinde, das Schloss am braunen Ledergürtel, die schwarze Cordhose, er trägt alles so, wie es sich gehört. Er kann es wohl nicht erwarten, endlich auch zum Einsatz zu kommen, und will seinen Moment auf keinen Fall verpassen. Es kann jetzt jederzeit so weit sein.

Unter seinem Bett liegt noch ein Stapel der Flugblätter, die er mit

seinen Kumpels heute Nachmittag eilig eingesammelt haben muss, damit niemand sie liest und sie die Menschen nicht davon abhalten, bis zum letzten Mann für Führer, Volk und Vaterland zu kämpfen. Ob Gause das noch angeordnet hat, heute Nachmittag, und danach schnell seine Meinung geändert hat? Oder hat hier schon jemand anders das Kommando übernommen? Oder haben die Kinder das von sich aus gemacht, weil sie es für ihre Pflicht halten?

Dann ist mein Badewasser fertig, und alles andere muss erst mal warten. Ich ziehe mich schnell aus und steige in die Zinkwanne, die Mutter sonst nur samstags hervorholt. Heute ist Donnerstag oder gerade schon Freitag, falls es schon nach Mitternacht ist, und heute ist das Badewasser nur für mich. Ich darf baden, solange ich will, und ich kann nicht beschreiben, wie gut es tut, in dem warmen Wasser zu sitzen, mich wieder und wieder einzuseifen und so gründlich zu waschen wie seit Wochen nicht mehr.

Mutter sitzt bei mir und wartet geduldig, bis ich anfangs, ihr alles zu erzählen, was geschehen ist seit dem Wochenende, an dem ich zum letzten Mal zu Hause war, an dem ich mich mit Maria verlobt habe.

Dass sie Jüdin ist, das hat Mutter erst vor wenigen Tagen erfahren, als ihr angeblicher Onkel, Gertis Vater, verhaftet wurde. Es war ein Riesenschreck für sie. Und dass ich schon seit Wochen fahnenflüchtig bin und mich die ganze Zeit mit Maria im Wald versteckt gehalten habe, erfährt sie erst jetzt, von mir. Wir hatten an dem Tag unserer Flucht mit Gertis Vater vereinbart, es ihr nicht zu sagen, um sie nicht in Gefahr zu bringen. Nun weint Mutter doch, vor Erleichterung. Sie hatte angenommen, dass ich irgendwo an der Front bin, vielleicht schon längst nicht mehr lebe, und hat sich umso größere Sorgen um mich gemacht, als sie das mit Maria gehört hat. Dass wir

beide noch leben, freut sie. Und dass ich mich für Maria entschieden habe, freut sie scheinbar noch mehr, stelle ich etwas beleidigt fest. Und sie lacht, sie lacht wirklich, zum ersten Mal seit Monaten oder sogar Jahren, sie lacht, sie hat es natürlich nicht so gemeint, wie es klang. Und ich weiß nicht, was mir besser tut, das warme Bad oder das Lachen meiner Mutter. Vielleicht hat Martin recht, vielleicht wird bald wirklich alles gut.

Plötzlich steht Emil hinter mir. Wir haben gar nicht mitbekommen, wie er aufgewacht ist.

»Hallo, Emil«, sage ich und drehe mich zu ihm, so gut es in der engen Wanne geht. Er beugt sich zu mir und umarmt mich. Er ist noch ganz verschlafen, lange kann er uns nicht zugehört haben.

»Wie viele Amis hast du schon getötet?«, fragt er mich.

Der arme Kerl, denke ich, während ich seinen Kopf an meinen ziehe und ihm einen Kuss geben will. Was ich in den letzten Wochen nach und nach begreifen musste und verstanden habe, das wird er in den nächsten Stunden alles auf einmal abkriegen. Vielleicht fange ich besser gleich damit an, ihn darauf vorzubereiten.

»Keinen«, sage ich und lächele in sein empörtes Gesicht.

»Keinen einzigen?«, fragt er ungläubig.

»Nein, keinen einzigen.«

»Und warum nicht?«, will er von mir wissen.

»Weil ich sehr viel Glück hatte«, antworte ich und sehe, wie sein Gesicht sich verhärtet, wie er sich von mir enttäuscht und betrogen fühlt. So ungefähr habe ich wahrscheinlich geschaut in dem Moment, in dem Maria mir gesagt hat, dass sie Jüdin ist. Ich will nach seiner Hand greifen, aber er weicht zurück. Vielleicht war es doch keine gute Idee, das Gespräch zu beginnen, solange ich noch in der Badewanne sitze. Mutter denkt wohl dasselbe wie ich und reicht mir ein Tuch zum Abtrocknen.

»Bist du etwa ein Verräter?«, fragt Emil mich entsetzt.

»Nein, das bin ich nicht«, sage ich, während ich aus der Wanne aufstehe, mich mit dem Tuch abtrockne und meine Unterhose anziehe. »Ich zieh mich schnell an, dann erkläre ich dir alles.«

Das war es wohl mit meinem Schlaf. Ich hätte einfach die Klappe halten und bis morgen früh warten sollen.

»Du brauchst mir gar nichts erklären«, schreit Emil wütend. »Du bist ein Verräter und ein Feigling! Ich hasse dich!«

»Sprich nicht so mit deinem Bruder!«, herrscht Mutter ihn an.

Aber er hört nicht auf sie. Er hört überhaupt nicht mehr hin.

»Tut mir leid«, sagt Mutter zu mir, »er ist schon seit ein paar Tagen ganz komisch.«

Und da erst wird mir bewusst, dass Emil zwar mein Bruder ist, aber auch eine Gefahr für mich und vor allem für Maria. Schlagartig wird mir klar, dass es vielleicht nicht reicht, ihm alles zu erklären. Dass er es vielleicht nicht versteht und seine Meinung nicht ändert. Dass er mich und uns verraten kann und uns den Nazis ans Messer liefern kann, auch jetzt noch und obwohl er mein Bruder ist, den ich über alles liebe.

Scheiße! Emil will zur Tür raus. Ich kriege ihn gerade noch zu fassen, bevor er abhauen kann. Er brüllt und tritt nach mir und beißt mir in den Arm, mit dem ich sein Handgelenk halte. Ich versuche, ihn unter Kontrolle zu bringen und ihm dabei möglichst wenig wehzutun. Er ist ein kräftiger Junge, aber noch bin ich zum Glück stärker.

Irgendwann habe ich ihn so fest im Griff, dass er sich und mich nicht mehr verletzen kann. Mit beiden Armen umgreife ich seine Brust. Meine Hände fesseln seine Oberarme, ich presse ihn mit seinem Rücken gegen meine Brust, seine Beine hängen in der Luft. Ihm bleibt nur noch, mich zu beschimpfen und dabei wild um sich zu treten oder zu versuchen, mit seinem gegen meinen Kopf zu schla-

gen. So halte ich ihn also und lasse ihn strampeln und schreien und wüten. Mit seinen Fersen trifft er gelegentlich noch meine Knie oder ein Schienbein, aber das ist gut zu ertragen. Und sein Kopf schlägt noch ein- oder zweimal gegen mein Kinn, das tut weh, aber ihm mehr als mir, also lässt er es bald sein.

Als er sich etwas beruhigt oder die Kraft ihn verlässt, fange ich an, ihm alles zu erzählen. Ich erzähle ihm von dem jüdischen Jungen im Wald und wie die SS-Männer ihn ermordet haben, und von dem Tag, an dem ich mich mit Maria verloben wollte. Was sie mir gesagt hat und wie plötzlich klar war, dass alles, was sie uns über die Juden beigebracht haben, falsch war. Weil es von Anfang bis Ende gelogen war. Ich erzähle ihm, wie Hannes angeschossen wurde und was wir bei den Sanitätern erlebt haben, wie die SS-Männer im Lager mit uns umgegangen sind und wie Franz uns verraten hat. Wie wir geflohen sind und uns versteckt haben und was ich in der ganzen Zeit von Maria und Martin gehört und gelernt und erfahren habe. Und ich erzähle ihm, wie wir gestern durch das völlig zerstörte Heren gekommen sind, wie die deutschen Soldaten sich wie feige Verbrecher verhalten haben und wie Martin sein Leben riskiert hat, damit der verwundete amerikanische Soldat wenigstens nicht ganz allein sterben musste.

Ganz allmählich hat Emil aufgehört, sich zu wehren. Meinen Griff habe ich nach und nach gelockert. Irgendwann habe ich mich gesetzt. Seitdem sitzt er auf meinem Schoß, wo ich ihn immer noch genauso festhalte, mit beiden Armen um seinen Körper, nur nicht mehr mit aller Kraft, weil er nicht mehr wegwill, sondern um ihm etwas Halt zu geben und ihn spüren zu lassen, wie lieb ich ihn habe. Weil er immer noch mein einziger Bruder ist, der diesen Verbrechern ganz genauso auf den Leim gegangen ist wie ich und die meisten von uns.

Es wird dauern, bis er das ganz begreift und seine Enttäuschung

überwindet. Ich kann jetzt nicht mehr tun als hoffen, dass meine Worte ihn erreicht haben. Er ist vollkommen erschöpft. Ich lege ihn in sein Bett, ziehe ihm die Uniform aus und decke ihn dann zu.

Als ich sicher bin, dass er schläft, gehe ich zu Mutter in die Stube. Die Tür zu unserer Kammer lasse ich offen.

»Ich weiß nicht, was mit ihm ist«, sagt Mutter. Sie hat alles mitgehört, also brauche ich ihr vieles nicht noch mal zu erzählen. Wir reden trotzdem die halbe Nacht lang über alles. Ich glaube, wir sprechen in dieser einen Nacht mehr miteinander als in unserem ganzen bisherigen Leben. Und wir könnten noch ewig weitersprechen. Aber ich bin furchtbar müde und muss jetzt auch schlafen.

Doch kaum liege ich in meinem Bett, bin ich plötzlich wieder hellwach. Der jüdische Junge starrt mich traurig an, sobald ich die Augen schliesse. Immer wieder höre ich ihn flehen. »Bitte sag denen, dass ich dein Bruder bin. Bitte.« Und dann dieses furchtbare Geräusch. Ich habe schon seit Wochen nicht mehr von ihm geträumt. Auch nicht mehr von meinem Vater. Ich wälze mich von der einen zur anderen Seite und wieder zurück, aber es hilft nichts. Ich kann die Augen nicht länger als einen Moment schließen, und je öfter ich es versuche, umso wacher werde ich.

»Kannst du auch nicht schlafen?«, fragt Emil. Ich schrecke hoch. Er steht plötzlich an meinem Bett.

»Nein«, antworte ich ihm.

»Darf ich zu dir?«, fragt er vorsichtig.

Ich rücke zur Wand, mache ihm Platz und hebe die Decke an, damit er sich zu mir legen kann.

»Entschuldige bitte«, sagt er noch, »dass ich so gemein zu dir war.«

»Angenommen«, murmele ich und decke ihn zu.

Still liegen wir nebeneinander.

»Ich glaube, Papa ist tot«, sagt er plötzlich.

Ich richte mich wieder auf und sehe zu ihm. Aber es ist zu dunkel, ich kann sein Gesicht nicht erkennen.

»Wie meinst du das?«, frage ich.

Er zögert einen Moment, steht dann noch mal auf, geht in die Stube und kommt einen Moment später mit der flackernd brennenden Petroleumlampe zurück. Gespannt sehe ich ihm zu, wie er die Lampe auf dem Boden abstellt und unter mein Bett kriecht. Ich beuge mich über die Kante meiner Matratze und beobachte, wie er unser Geheimversteck öffnet und einen länglichen Brief herausnimmt.

Er setzt sich zu mir auf die Bettkante, nimmt die Lampe vom Boden und stellt sie auf den Holzschemel, der zwischen unseren Betten steht. Fragend sehe ich zu ihm und setze mich auf. Er gibt mir den Brief.

»Ich hab mich nicht getraut, ihn aufzumachen«, sagt er.

Seine Augen füllen sich mit Tränen.

Auf das Kuvert ist der Reichsadler mit dem Hakenkreuz aufgedruckt. Darunter steht in Fettschrift »Heeresgruppe Ost – Der Oberbefehlshaber«. Unsere Anschrift hat jemand mit der Schreibmaschine daruntergeschrieben.

»Weiß Mutter von dem Brief?«, frage ich ihn. Er schüttelt stumm den Kopf und schluckt.

Ich lehne mich gegen die Wand und ziehe Emil zu mir. Dann mache ich mit zitternden Fingern das Kuvert auf, ganz vorsichtig, damit es nicht zerreißt. Ich nehme den Brief heraus, ein zweimal gefaltetes Blatt, und entfalte es. Mein Blick fällt sofort auf die Unterschrift.

*In tiefem Mitgefühl
bin ich Ihr
Werner Hegenberg
Oberleutnant*

Vater ist also tot.

Ich wusste es die ganze Zeit. Aber ich wollte es nicht wahrhaben.

Emil hat seinen Kampf gegen die Tränen verloren und weint.

Ich streiche ihm durchs Haar, reibe mir die Tränen aus den Augen und versuche, den ganzen Brief zu lesen.

*Sehr geehrte Frau Peters,
ich schreibe Ihnen in Vertretung des Kompanieführers ...
aufgrund der anhaltenden Kampfhandlungen ... Ihr Ehemann
... den Heldentod gestorben ...*

Ich verstehe kein Wort.

Mutter muss uns gehört haben. Sie steht jetzt in der Tür.

Ich halte ihr den Brief hin. Und sie ahnt schon, was drinsteht.

Traurig nickt sie, nimmt den Brief, liest ihn, faltet ihn dann sorgfältig und steckt ihn zurück in das Kuvert, das neben mir auf dem Bett liegt.

Sie legt den Brief auf den Schemel und setzt sich zu uns auf mein Bett und zieht uns an sich. Dann weinen wir alle drei.

Nun ist Vater also endgültig abgestürzt.

Er fehlt mir.

Er fehlt mir so.

Wir hätten so viel zu besprechen.

Ich hoffe, er war kein Verbrecher.

Ich glaube, er wäre stolz auf mich.

34.

Am frühen Morgen werde ich wach. Emil liegt neben mir und schläft. Ich steige über ihn aus dem Bett und versuche, ihn nicht zu wecken. Ich stopfe seine Jungvolk-Uniform in einen Beutel und nehme sie mit, um sie zu beseitigen. Und den Stapel mit den Flugblättern packe ich ein. Auf dem Weg zu den anderen werfe ich ein paar Blatt vor jede Haustür oder in den Briefkasten. Rasseschänder und Deserteur bin ich schon, da kommt es auf ein bisschen Wehrkraftzersetzung auch nicht mehr an, denke ich mir.

Wir treffen uns wie verabredet nach Sonnenaufgang bei Gerti und Maria. Ich erzähle den anderen noch nichts von der Nachricht vom Tod meines Vaters. Wir müssen heute sehr aufpassen, dass wir keinen Fehler machen und nicht zwischen die Fronten geraten.

Die Nacht über war alles ruhig. Fast zu ruhig, denn von Gertis Vater gibt es noch keine Nachricht. Irgendwann heute werden die amerikanischen Truppen kommen und schauen, ob hier Widerstand geleistet wird. Wenn er nur hier wäre. Er würde das in die Hand nehmen und dafür sorgen, dass der ganze Ort kapituliert und von den Bomben und der Artillerie der Amis verschont bleibt. Und alle würden auf ihn hören – alle außer Gause vielleicht.

Gerti hat entschieden, nicht nach Düren zu gehen, um ihren Vater dort zu suchen. Die Wahrscheinlichkeit, ihn in der ausgebombten Stadt zu finden, ist viel zu gering, findet sie. Und ihr Vater würde sich wünschen, dass sie hier das Richtige tut und ihn vertritt, so gut es geht. Maria und Martin wollen ihr helfen, ich natürlich auch. Wir

beschließen, dass wir es riskieren müssen, uns nicht mehr länger zu verstecken. Unsere Chancen, das alles und vor allem die nächsten Stunden zu überleben, sind am größten, wenn Steinbach ohne Kampf von den Amerikanern eingenommen wird. Davon sind wir fest überzeugt.

Nachdem wir ein paar Betttücher in je vier große Stücke zerrissen und damit auf allen Seiten des Hofes gut sichtbar weiße Fahnen angebracht haben, machen wir uns auf den Weg in den Ort. Unterwegs verteilt Gerti ein paar der weißen Fahnen und bittet die Menschen, sie an ihren Häusern anzubringen. Die Menschen reagieren unterschiedlich, aber die meisten nehmen den Stoff und sagen nicht viel außer »Danke« oder »Wer hätte das gedacht«. Weiße Fahnen zu hissen, das gilt als Hochverrat, und darauf steht die Todesstrafe. Aber hier ist niemand mehr, der das noch durchsetzt.

Wir gehen an der Kirche vorbei auf das Postamt zu.

Es ist nicht zu fassen.

Gause hat ein großes weißes Bettlaken aus dem Wohnzimmerfenster gehängt. Weithin sichtbar flattert es im Wind. Neben dem Haus hat er den Haufen aufgetürmt, der gestern Abend noch bei ihm im Wohnzimmer lag. Er ist über Nacht noch größer geworden. Seine Uniformjacken liegen jetzt auch darauf, und jede Menge Akten und Bücher. Daneben steht ein olivgrüner Blechkanister, vermutlich mit Heizöl oder Benzin gefüllt.

Gause rennt ins Haus, wohl um weitere Unterlagen zu holen, die ihn demnächst in Schwierigkeiten bringen können, weil sie beweisen, dass er ein Nazi ist. Ich laufe zu dem Haufen und werfe schnell den Beutel mit Emils Uniform dazu. Die kann Gause gerne mitverbrennen, wenn er schon dabei ist. Gause kommt aus dem Haus zurück, mit einigen Aktenordnern bepackt, und wirft sie zu den

anderen auf den Haufen. Emils Uniform nimmt er gar nicht wahr. Er scheint richtig gute Laune zu haben. Ein Nachbar schaut aus dem Fenster und ruft ihm etwas zu. Wir können nicht hören, was der sagt. Aber Gauses Antwort ist klar und deutlich. »Tja, wer hätte das gedacht! Diese Saubande!« Er schüttelt empört den Kopf.

Wir sehen uns kurz an. Wie Gause die Seiten wechselt, ist einfach nur widerwärtig. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er wirklich seine Überzeugungen geändert hat. Aber auch wenn ich am liebsten kotzen würde, es ist für alle am besten so. Jedenfalls für heute. Wenn er noch Widerstand leisten würde und andere dazu anstacheln würde, meinen kleinen Bruder zum Beispiel ... nicht auszudenken, wie viele Menschenleben das zusätzlich kosten würde.

Nein, Gause macht genau das, was ihr Vater jetzt auch machen würde, stellt Gerti ziemlich empört fest. Er verteilt Bettlaken und Tischdecken an die Nachbarn, die keine weiße Wäsche haben, und erklärt ihnen, wie sie die in den Fenstern befestigen können, damit die Amerikaner das von Weitem sehen. Einen dicken Knoten in zwei der Ecken, dann das Fenster auf, die Knoten nach innen, alles andere nach draußen und dann das Fenster mit etwas Gewalt wieder schließen, und fertig. Seine Frau hilft einem älteren Ehepaar von gegenüber, deren weiße Fahne anzubringen, und dann ihre Parteibücher und andere verräterische Unterlagen aus dem Haus und auf den großen Scheiterhaufen zu schaffen.

Wir brauchen gar nichts tun.

Wir setzen uns auf die schneebedeckten Stufen der Kirche in die Sonne und fühlen uns einen Moment lang wieder wie Kinder. Gleich kommen die Amerikaner, und wenn wir Glück haben, ist dann alles vorbei. Wenn wir großes Glück haben, gibt es sogar Schokolade. In Roetgen gab es jedenfalls welche. Hershey's. Das hat sich rumgespro-

chen. Für jedes Kind einen Riegel. Hoffentlich zählen die uns noch zu den Kindern. Es ist ewig her, dass wir Kinder waren.

Martin formt einen kleinen Schneeball und stopft ihn mir aus purer Heimtücke in den Kragen! Laut lachend springe ich auf und versuche, irgendwie den Schnee wieder aus meinem Pullover zu bekommen.

»Oder ist das nur eine List?«, fragt Gerti plötzlich erschrocken.

Nein, nicht die Schokolade. Die weißen Fahnen. Sollen die Amerikaner nur denken, dass der Ort sich ergibt, wie sie es vielleicht in Heren gedacht haben? Wir wissen nicht, was da passiert ist, aber was wir gesehen haben, sah ganz nach einem Hinterhalt aus, in den die Amerikaner gelockt wurden. Martin will sich im Ort umsehen, ob sich irgendwo Truppen versteckt haben. Wir werden hier auf ihn warten. Mein Schneeball trifft ihn am Rücken. Er quiekt wie ein Ferkel, rennt ein paar Schritte und schlägt dabei einen Haken für den Fall, dass ich noch einen Schneeball nach ihm werfe. Dann verschwindet er hinter dem Gasthof.

Gause sieht nervös zu der Holzbrücke und dem Ortsausgang. Von dort müssen die Amis kommen, aber es ist noch nichts zu sehen oder zu hören. Er nimmt den Kanister und verteilt das Benzin über dem Müllhaufen, auf dem alles gelandet ist, was ihm in den letzten zwölf Jahren etwas bedeutet hat. Mit einem Streichholz entzündet er ihn. Das Feuer breitet sich in Sekunden über den ganzen Haufen aus.

Maria fragt, ob wir hingehen wollen. Aber es kommt uns dann doch seltsam vor, uns mit Gause und seiner Frau an ein Feuer zu stellen, um uns aufzuwärmen, eine Jüdin, ihre Fluchthelferin und ein fahnenflüchtiger Rasseschänder. Noch vor zwei Tagen hätten sie uns alle der Gestapo ans Messer geliefert, ohne mit der Wimper zu zucken. Und wir spüren die wohltuende Wärme des Feuers ja auch hier, also bleiben wir lieber auf den Stufen der Kirche sitzen.

Gause steht einfach nur da und starrt reglos in die Flammen. Ich kann es von hier nicht sehen, aber ich stelle mir vor, wie er das Porträt seines geliebten Führers ein letztes Mal betrachtet, während es von den Flammen langsam aufgefressen wird. Was er dabei wohl denkt? Ob er sich wenigstens schämt?

»Mein Vater ist tot«, sage ich zu den anderen.

Maria sieht mich erschrocken an und nimmt mich in den Arm.

»Tut mir leid«, sagt Gerti, »mein Beileid.«

»Und woher weißt du das?« fragt Maria.

»Ein Brief, von seinem Kompaniechef.«

»Und du bist trotzdem hier bei uns?« fragt Martin.

Ich nicke. »Ich glaub, das würde er sich so wünschen.«

Plötzlich huschen Schatten die Straße vom Ortsausgang auf uns zu. Es sind Soldaten, die sich von Haus zu Haus vorwärtsschleichen, immer nur einer von ihnen kommt aus der Deckung und rennt gebückt ein paar Schritte bis zum nächsten Haus oder Mauervorsprung oder was ihnen als nächste Deckung dient. Die anderen geben ihm Feuerschutz. Ist das die Vorhut der Amerikaner?

Gause sieht sie auch und geht ihnen mit erhobenen Händen ein paar Schritte entgegen. Er kneift die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Einer der Soldaten bleibt plötzlich wie versteinert auf offener Straße stehen und sieht zu ihm. Es ist Franz.

»Papa! Gott sei Dank!«, ruft er und fordert dann seinen Trupp auf, aus der Deckung zu kommen. Paul ist dabei, und drei Jungen, die ich nicht kenne. Sie sehen alle schlimm aus, verdreckt und zerlumpt, verletzt und völlig verstört. Paul trägt einen Arm in einer Schlinge. Franz humpelt ziemlich, geht jetzt aber so schnell und aufrecht wie möglich auf seinen Vater zu. Uns hat er noch nicht bemerkt.

»Franz!«, ruft Gause ihm zu, »du lebst!«

»Sind die Amis hier schon durch, Papa?«

Gause starrt ihn hilflos an.

»Nein, bisher noch nicht.«

»Wir wollten sie aufhalten, Papa! Aber es ging nicht. Es waren einfach zu viele.«

Franz steht jetzt vor ihm und schluchzt und heult wie ein Schlosshund.

»Bitte nicht schimpfen, Papa! Wir haben wirklich alles gegeben!«

Er greift nach seinem Vater, will ihn umarmen. Gause weicht ihm aus, es ist ihm unangenehm. Franz reißt sich zusammen und schluckt den Rotz runter.

»Schau mal, Papa!« Er zeigt ihm das Eiserne Kreuz, das er jetzt an der Brust seiner Uniformjacke trägt, und das Panzervernichtungssymbol an seinem Ärmel. Gespannt wartet er auf ein Lob seines Vaters. Aber Gause steht da wie versteinert. Er bringt kein Wort heraus.

»Komm, Papa! Wir müssen Barrikaden errichten«, sagt Franz dann und sieht sich um, wo das am besten geht.

»Schnell! Da drüben, zwischen den beiden Häusern!«

»Nein, Franz«, sagt sein Vater. »Es ist zu spät.«

»Aber wir haben Befehl, Steinbach zu halten!«, sagt Franz, zieht ein verdrecktes und zerknittertes Papier aus der Brusttasche seiner Jacke und gibt es seinem Vater.

Die anderen sind inzwischen bei ihnen angekommen. Sie sind alle bewaffnet. Paul hat uns jetzt bemerkt. »Jakob!«, ruft er überrascht und kommt auf uns zu. Ich springe auf. Wird er versuchen, mich zu verhaften oder sogar zu erschießen?

Paul sieht immer wieder plötzlich in eine andere Richtung, als hätte er von dort etwas gehört, was ihn fürchterlich erschreckt. Aber hier ist nichts zu hören außer dem prasselnd brennenden Feuer. Paul

kommt mit letzter Kraft bei uns an und bricht auf den Stufen der Kirche fast zusammen. Ich setze mich zu ihm. Die anderen Jungen, die nicht von hier sind, stehen ratlos herum. Sie sind ungefähr so alt wie wir. Einer zündet sich eine Zigarette an.

Paul hört weiter Schüsse und Detonationen und Schreie. Ich weiß nicht, was er genau hört, aber in seinen Augen kann ich den Schrecken sehen, den er dabei empfindet. Und seine Todesangst kann ich riechen.

»Was ist denn mit den anderen?«, frage ich ihn vorsichtig.

»Ich weiß es nicht«, sagt Paul und starrt mich erschrocken an.

»Willi und Klaus sind tot, das hab ich gesehen«, sagt er mit von Schmerzen verzerrtem Gesicht.

Er sieht sie auch jetzt noch sterben.

»Und Walter?«, fragt Gerti ihn.

»Walter hat es auch erwischt!«, flüstert Paul nach einem Moment.

»Ach«, sagt Gerti erschrocken und weint.

Ich umarme Paul vorsichtig.

»Walter hat es auch erwischt«, ruft er noch mal, etwas lauter.

»Der war doch selber schuld«, ruft Franz und sieht jetzt zu uns.

»Dieser Feigling! Hat rumgeheult wie eine Sirene! Den hätte ein Blinder mit Krückstock getroffen, so laut wie der geschrien hat. Mich hätten sie auch fast erwischt wegen dem!«

»Hör auf, bitte hör auf!«, fleht Paul und hält sich mit aller Kraft die Ohren zu, vermutlich um Walter nicht länger schreien hören zu müssen.

Walter ist also tot. Nur in Pauls Kopf schreit er noch, vor Angst oder vor Schmerzen oder beidem.

»Du feiger Verräter«, sagt Franz jetzt kalt zu mir. »Dass du dich hier noch hertraust!«

Ich stehe schnell auf, Maria und Gerti auch.

Franz hat eine Pistole in seinem Holster.

Er sieht zu seinem Vater.

»Warum laufen die hier frei rum, Papa?«

Er sieht jetzt die weißen Fahnen an den Fenstern des Postamtes.

»Lass gut sein, Franz«, sagt Gause zu ihm. »Seien wir froh, dass der Krieg jetzt vorbei ist.«

Franz starrt ihn entsetzt an. »Der Krieg ist nicht vorbei«, widerspricht er. Sein Gesicht ist völlig verheult. Sein Blick fliegt jetzt genauso irre hin und her wie der von Paul. Er sieht zu uns, zu seinem Vater, zu der weißen Fahne an ihrem Haus, zu dem lodernden Feuer. Er sieht jetzt all die weißen Fahnen, die in den Fenstern der Häuser hängen, er sieht all die Menschen, von denen niemand mehr eine Uniform trägt.

»Was redest du denn?«, fragt er seinen Vater verzweifelt. »Der Krieg ist nicht vorbei!«

»Doch, Franz. Für uns ist der Krieg vorbei!«

»Aber wieso?«, heult Franz. »Bis zum letzten Mann, bis zum letzten Tropfen Blut! Das hast du doch immer gesagt!«

Gause packt ihn an der Schulter. »Die Zeiten haben sich geändert, Franz. Komm, sprich mir nach: Eii ssörrender. Das sagst du, wenn die Amis hier sind. Eii ssörrender, ei äm fränd.«

Franz schüttelt immer wieder ungläubig den Kopf.

»Und was heißt das?«, will er schluchzend von seinem Vater wissen, obwohl er es längst ahnt.

Sein Vater erklärt es ihm. »Eii ssörrender, das heißt: Ich ergebe mich!«

»Das darfst du nicht, Papa!«, stammelt Franz verzweifelt. »Das ist Hochverrat! Darauf steht die Todesstrafe! Das weißt du doch ganz genau!«

Gause wird langsam sauer.

»Für uns ist der Krieg vorbei, Franz!«, schreit er ihm ins Gesicht. »Also finde dich besser schnell damit ab! Und zieh endlich die verdammte Uniform aus.«

Gause sieht zu den drei anderen Jungen und zu Paul. »Ihr auch! Macht schon, zieht die Uniformen aus, wir verbrennen sie. Sonst müsst ihr in Kriegsgefangenschaft.«

Paul springt auf. Das lässt er sich nicht zweimal sagen. Er zieht sich bis auf die Unterwäsche aus und kniet sich dann auf den Boden, um die verdreckten Lumpen, die kaum noch als Uniform zu erkennen sind, vorschriftsmäßig zu einem Päckchen zu falten, wie Gause es uns bei den Treffen der Hitlerjugend eingeprengelt hat. Der ruft seiner Frau zu, dass sie Hosen und Pullover für die Jungen aus dem Haus bringen soll.

Paul steht auf und geht auf Gause zu. Er zittert vor Kälte und hält ihm die vorschriftsmäßig gefaltete Uniform mit beiden Händen entgegen. Gause nimmt sie ihm ab. Wie von selbst heben sich Pauls Hände langsam über seinen Kopf.

»Ei sörenda?«, fragt er Gause und sieht ihn dabei flehend an. *Habe ich das richtig verstanden*, fragt sein ängstlicher Blick, *wird mich das retten?* Und Gause nickt und weicht seinem Blick aus. »Sehr gut, mein Junge«, lobt er ihn schnell. »Genau so sagst du es, wenn gleich die Amis kommen.«

Er geht die paar Schritte zu dem Feuer und wirft Pauls Uniform hinein. Zwei der drei fremden Jungen machen es Paul nach, ziehen alles aus und werfen ihre Uniformen gleich selbst ins Feuer, an dem sie sich dann aufwärmen, bis Frau Gause mit einem Haufen alter Kleidung von ihrem Mann und Franz aus dem Haus kommt. Der dritte Junge sieht seinen Kameraden wütend dabei zu. Er will sich scheinbar noch nicht geschlagen geben, sagt aber auch nichts dagegen.

Auf der Hügelkuppe auf der anderen Seite der Urft taucht jetzt ein Jeep der US-Army auf. Das muss die Vorhut sein. Ein Soldat steht auf dem Beifahrersitz, mit den Ellbogen auf die Windschutzscheibe gelehnt, und sieht mit einem Feldstecher zu uns herüber. Er muss die vielen weißen Fahnen sehen, und er sieht keine deutschen Soldaten. Martin hatte im ganzen Ort nichts Verdächtiges gefunden. Hier sind nirgendwo Truppen versteckt, es wartet kein Hinterhalt auf die Amerikaner. Gause verfolgt keine List. Er will nur um jeden Preis überleben. Wie eigentlich alle hier.

Der Jeep fährt langsam weiter und lässt vier Sherman-Panzer an sich vorbeifahren. Unendlich langsam schieben sich die vier Kolosse aus Stahl über die Hügelkuppe und dann den Hang hinab und auf die Brücke über die Urft zu. Das tiefe Grollen der gewaltigen Motoren und das ständige Rasseln der Räder, die in ihren Stahlketten laufen, hören wir bis hierher. Ein paar Minuten nur noch, dann sind sie hier. Dann ist es geschafft. Dann ist der Krieg für uns vorbei. Dann haben wir überlebt.

Franz sieht das auch. Er schaut sich noch mal um, dann zieht er plötzlich seine Pistole und richtet sie auf seinen Vater.

»Hände hoch, Unterscharführer! Sie sind verhaftet!«, ruft er seinem Vater feierlich zu. Der Junge, der seine Uniform noch nicht abgelegt hat, ist genauso überrascht wie wir alle, zieht aber auch seine Pistole und zielt damit in unsere Richtung. Franz geht ein paar Schritte auf seinen Vater zu.

»Im Namen des Führers verurteile ich Sie wegen Hochverrats zum Tode!«, sagt er eiskalt und mit vor Wut bebender Stimme zu seinem Vater.

»Das wagst du nicht!«, droht sein Vater ihm.

»Bitte lass doch endlich gut sein, Franz!«, fleht seine Mutter hilflos. Aber Franz hat sich entschieden. Er will weiterkämpfen. Bis zum

letzten Mann, bis zum letzten Tropfen Blut. Wie sein Vater es immer von ihm verlangt hat. Wie er es ihm geschworen hat. Wie wir es ihm und uns tausendmal geschworen haben.

Wir halten den Atem an. Um seinen verlogenen Vater wäre es nicht weiter schade, denke ich bitter. Aber wenn Franz jetzt auf ihn schießt, wenn hier Schüsse fallen, werden die Amerikaner das vielleicht als Angriff missverstehen. Sie werden wohl kaum lange fackeln. Sie werden den Ort und uns alle lieber plattmachen, als mühsam zu klären, was hier genau los ist, und dafür ihr Leben zu riskieren.

Nur ein paar Minuten noch, dann ist alles vorbei, und wir haben überlebt. Franz darf das nicht kaputtmachen. Wir sind noch zu jung, um zu sterben. Ich sehe aus dem Augenwinkel, wie Martin tief durchatmet und auf Franz zugehen will. Nur mit einem Blick halte ich ihn auf und mache selbst vorsichtig ein paar Schritte auf Franz zu. Ich war sein bester Freund. Wenn jemand ihn zur Vernunft bringen kann, dann ich. Ich muss es wenigstens versuchen. Ich halte Franz meine leeren Hände entgegen.

»Bitte, Franz«, sage ich. »Es ist vorbei. Bitte, leg die Pistole weg.«

»Halt dein Maul, du feiger Verräter!«, brüllt er mir entgegen. »Treue zum Führer bis in den Tod, das haben wir uns geschworen, Jakob! Erinnerst du dich?«

Ja, das haben wir. Immer wieder. Ich weiß.

Aber da wusste ich noch nicht, was ich heute weiß.

»Ja, ich weiß«, sage ich nur.

»Und du hast uns trotzdem verraten? Nur weil du lieber diese Jüdin ficken willst!«

Ich gehe nicht auf seine Beleidigungen ein. Wenn ich ihn nur so zu fassen bekäme wie heute Nacht meinen Bruder, denke ich. Aber das kann ich vergessen. Das hier muss nur mit Worten gehen.

»Der Krieg ist vorbei, Franz«, sage ich ganz ruhig und gehe weiter auf ihn zu, Schritt für Schritt. »Wir haben verloren. Aber wir leben.«

»Ist ja kein Wunder, wenn es hier nur noch Feiglinge und Verräter gibt«, erwidert er greinend. Immerhin widerspricht er nicht mehr.

Er zielt mal auf mich, mal auf seine Eltern, mal auf Martin und Paul oder auf die zwei fast nackten Jungen, mit denen er hergekommen ist und die noch nicht dazu gekommen sind, die Kleidung überzuziehen, die Franz' Mutter ihnen gegeben hat. Alle halten die Hände über ihren Köpfen erhoben, damit Franz hoffentlich nicht auf sie schießt.

Ich spreche weiter zu Franz und seinem letzten treuen Kameraden. »Ihr habt jetzt die Wahl. Ihr könnt mich erschießen, dann werdet ihr noch zwei oder drei von uns töten, und dann werden die Amis das Feuer eröffnen, und alle hier werden sterben. Alle und ihr auch.« Ich kann nicht erkennen, was Franz gerade denkt. Er sieht scheinbar durch mich hindurch. »Oder ihr legt jetzt die Waffen weg, wir verbrennen eure Uniformen, und wir haben den Krieg überlebt. Ihr habt zwar nicht gewonnen, aber ihr habt wenigstens überlebt.«

Franz ist wie eingefroren. Wie dieser Moment im Kino, wenn der Film reißt und das Bild noch einen Moment stehen bleibt, bevor alles in Flammen aufgeht. Den Jungen, der bis jetzt noch zu Franz hielt, habe ich wohl überzeugt. Oder die amerikanischen Panzer haben ihn überzeugt. Er sieht noch mal rüber zu der Brücke, wo die Panzer sich jetzt gefechtsbereit aufstellen, um ihrer Vorhut wieder Feuer-schutz zu geben, wenn die gleich als Erste über die Brücke fahren wird. Über der Hügelkuppe steht jetzt eine gewaltige graue Wolke. Es müssen die Abgase der vielen weiteren Panzer sein, die wir noch nicht sehen können.

»Bringt doch nichts mehr«, sagt er traurig zu Franz und geht scheinbar gleichgültig zu den beiden anderen, zieht seine Uniformjacke aus und wirft sie ins Feuer.

Franz nickt mehrfach trotzig und gibt dabei schreckliche Geräusche von sich, irgendwas zwischen Heulen und Jaulen und Fluchen und Schluchzen. Er will noch etwas sagen, aber es gelingt ihm kein verständlicher Ton mehr. Dann richtet er seine Pistole plötzlich gegen sich selbst. Er hält sich die Mündung des Laufs an seine Schläfe, den Zeigefinger hat er weiter am Abzug.

»Bitte, tu das nicht«, sage ich, so sanft ich kann.

»Und warum nicht?«, fragt Franz. »Nenn mir nur einen guten Grund! In einer Welt mit Feiglingen und Verrätern kann ich nämlich nicht leben!«

Auch nur ein einziger Schuss kann für uns alle tödliche Folgen haben. Vor allem aber würde er mit seinem Leben bezahlen, während sein Vater, der das alles mit angerichtet hat, vermutlich ungeschoren davonkommt. Es wäre trotz allem, was Franz uns angetan hat, nicht richtig, wenn er mit dem Leben dafür bezahlt, dass er betrogen und verarscht wurde wie wir alle, während die eigentlichen Betrüger und Verbrecher weiterleben.

»Bitte, Franz«, sage ich also noch mal. »Die haben uns verarscht. Die haben uns nach Strich und Faden verarscht und betrogen und belogen.« Ich sehe zu seinem Vater, der angespannt auf die Waffe in den Händen seines Sohnes starrt. »Wusstest du eigentlich, dass sein Knie gar nicht wirklich kaputt ist?«, frage ich Franz. »Er war nur zu feige, um selbst in den Krieg zu gehen.«

Franz sieht zu seinem Vater und schüttelt ungläubig den Kopf.

Ich mache vorsichtig noch zwei Schritte auf ihn zu.

»Verstehst du, Franz? Die haben uns verarscht. Aber wir leben noch. Du lebst noch. Bitte wirf dein Leben jetzt nicht weg!«

Aber ich erreiche ihn nicht mehr.

Er drückt ab.

Wir zucken zusammen.

Doch statt eines Schusses hören wir nur ein mechanisches Klacken. Franz sieht kurz zu seiner Pistole, lädt sie durch, drückt dann noch mal ab und noch mal. Aber es fällt kein Schuss. Die Pistole ist nicht richtig geladen, oder sie ist kaputt, oder die Munition ist nicht scharf.

»Nein«, jault Franz, »bitte nicht!«

Ich laufe die wenigen Schritte auf ihn zu, entreiße ihm die Waffe und werfe sie möglichst weit weg. Er leistet keinen Widerstand mehr. Er sackt kraftlos in sich zusammen, wie ein Schlauchboot, dem man den Stöpsel gezogen hat.

Wimmernd liegt er im Schnee, wälzt sich in seinem Elend hin und her und verbirgt das Gesicht in seinen Händen.

Ich sehe auf ihn herab. Mit Verachtung und Hass. Einen Moment lang will ich ihm den Rest geben, ihm in die Eier und in den Bauch und ins Gesicht treten. Doch dann ist dieser Gedanke wieder da: Was wäre denn aus mir geworden, wenn Franz uns nicht verraten hätte? Franz hat mich gerettet, er hat mir so vieles erspart. Auch wenn das nicht seine Absicht war, bin ich ihm plötzlich wieder unendlich dankbar für seine Gemeinheit.

»Was ist denn eigentlich passiert, Jakob?«, fragt er schluchzend und sieht zu mir hoch. »Wir waren doch immer beste Freunde!«

Wir waren doch immer beste Freunde. Und trotzdem hast du uns verraten. Warum? Ich denke es nur, ich frage ihn nicht. Ich kann es ihm leider auch nicht erklären. Ich weiß nicht, was passiert ist.

Bist du ein Verbrecher, Franz? Weil du ganz fest an das geglaubt hast, was sie uns all die Jahre gesagt haben? Oder bist du nur das Opfer von Verbrechern wie deinem Vater? Oder irgendwie beides zugleich?

Und Walter und Paul und all die anderen? Sie haben immer getan,

was man ihnen befohlen hat. Als man es ihnen befohlen hat, haben sie gekämpft, so gut sie konnten. Ein paar von ihnen haben amerikanische Soldaten getötet. Sind sie Verbrecher? Oder die Opfer von Verbrechern? Oder beides?

Und ich? Wie viele Amerikaner hätte ich getötet, wenn Franz mich nicht verraten hätte?

Die Vorhut der Amis ist gleich bei uns. Martin läuft schnell zu Franz, kniet sich zu ihm und zieht ihm hastig die Uniform aus. Franz hilft ihm nicht dabei, aber er wehrt sich auch nicht dagegen. Martin wirft sein Hemd und die Armbinde mit dem Hakenkreuz in das Feuer.

Ich gehe zu Maria, nehme sie in den Arm und gebe ihr einen Kuss. Das dürfen jetzt endlich alle sehen. Aber niemand interessiert sich für unseren Kuss, egal wie lang er dauert, denn der amerikanische Tross mit all den Panzern und Lastern und Jeeps ist eindeutig interessanter. Der Jeep kommt vornweg langsam die Straße hoch auf uns zugefahren. Gause winkt ihnen fröhlich zu, mit einer amerikanischen Flagge. Niemand weiß, wo er die auf einmal herhat. Es ist mir ehrlich gesagt auch egal.

»Der wird seiner gerechten Strafe nicht entgehen«, sagt Gerti ruhig. »Dafür wird Papa schon sorgen.« Sie ist sich ganz sicher, dass ihr Vater lebt. »Und sonst machen wir das«, fügt Maria grimmig an, und Gerti nickt. Ich möchte nicht in Gauses Haut stecken. Martin denkt wohl dasselbe, sieht zu mir, hebt die Augenbrauen und bläst die Backen auf. Er sieht dabei so lustig aus, dass ich lachen muss, auch wenn das alles wirklich nicht lustig ist. Ich gebe Martin schnell einen Kuss, so lieb hab ich ihn in diesem Moment. Nur ein Küsschen, nur aufs Haar, wie er mir neulich. Außer Maria sieht es niemand, und wenn doch, dann ist es mir auch egal. Martin sieht mich überrascht an und strahlt.

»Auch nur so«, antworte ich seinem fragenden Blick.

Dann ist der Jeep da und fährt an uns vorbei, dicht gefolgt von dem ersten der Shermans. Die Soldaten auf den vorderen Fahrzeugen sind hoch konzentriert und sehen sich angespannt um. Aber sie sehen überall nur ängstliche und hoffnungsvolle Gesichter.

Soldaten gibt es hier keine.

Und Nazis hat es in Steinbach scheinbar nie gegeben.

Dem ersten Sherman folgen ein paar gepanzerte Fahrzeuge, deren Typen ich nicht kenne, und dann weitere Jeeps und Lastwagen und dann wieder ein Sherman. Es hört überhaupt nicht auf. Die amerikanischen Soldaten sitzen jetzt in den offenen Luken und auf den Geschütztürmen ihrer Panzer. Aus dem Führerhaus von einem der Laster ist Musik zu hören. Sie klingt fremd und fröhlich und irgendwie frei.

Immer mehr Menschen kommen aus ihren Häusern oder schauen und winken aus den Fenstern. Alle sind erleichtert. Die Soldaten scherzen und lachen. Sie sind genauso erleichtert wie wir.

Jetzt ist es also geschafft.

Es ist wirklich vorbei.

Wir haben überlebt.

Wir winken ihnen zu.

Die Amerikaner winken zurück.

»Hey Krauts!«, ruft einer. »How are you?«

»Ei sörenda. Ei em fränd«, kräht Paul mit erhobenen Armen.

Er versteht kein Wort, und die Amis lachen und heben die Daumen.

Einer wirft ihm etwas zu.

Es ist ein Riegel Hershey's Schokolade.

Martin sieht das und rennt hin, läuft neben dem Wagen her, sagt etwas auf Englisch zu dem Soldaten und kommt dann strahlend zu uns zurück, mit einem Riegel Schokolade für jeden von uns.

Ich öffne vorsichtig das Papier und beiße ein kleines Stück von meiner Schokolade ab, lasse sie im Mund schmelzen. Neben mir steht Maria, nein, Hannah, die jetzt endlich wieder Hannah sein darf, die ich mehr liebe als irgendwen auf der Welt, ganz egal wie sie heißt, und Martin, mein Freund, der beste Freund, den es gibt.

Mein Vater wäre stolz auf mich. Oder nicht?

Ich werde es leider nicht erfahren. Und werde nicht erfahren, ob ich stolz auf ihn sein kann. Aber ich werde damit leben.

Ich sehe zu den lachenden Soldaten auf ihren Panzern.

Und ich frag mich wieder, wie viele von ihnen ich getötet hätte, wenn Franz mich nicht verraten hätte? Ich weiß es nicht.

Ich bin nicht besser oder klüger als er und all die anderen.

Ich hatte nur mehr Glück.

Ich hatte nur das Glück, verliebt zu sein.

In dem kleinen Dorf Steinbach in der Westeifel ist der Zweite Weltkrieg am 17. November 1944 beendet. Ab da dauert es noch fast ein halbes Jahr, bis das »Dritte Reich« am 8. Mai 1945 kapituliert. In diesem halben Jahr verlieren noch Millionen Menschen ihr Leben oder werden schwer verletzt, Soldaten und Zivilisten.

Der Zweite Weltkrieg endet erst am 2. September 1945 mit der Kapitulation des japanischen Kaiserreichs. Insgesamt sind weltweit über 80 Millionen Menschen im Zweiten Weltkrieg und durch den Holocaust gestorben. Das größte Verbrechen in der Geschichte der Menschheit.

Die Schlachten im Hürtgenwald enden am 9. Februar 1945, nachdem die Ardennen-Offensive der Wehrmacht gescheitert ist und es der 1. US-Army gelungen ist, das Städtchen Schmidt endgültig einzunehmen.

Hannahs Eltern waren zwei von über sechs Millionen ermordeten Juden. Bis zu ihrem Tod waren sie in einem Außenlager des KZ Auschwitz-Birkenau gefangen. Wann sie gestorben sind, lässt sich bei vielen der Toten später nicht mehr klären.

Gertis Vater wurde bei dem Bombenangriff auf Düren schwer verletzt. Er wird von den Engländern versorgt und kann im Januar 1945 heimkehren. Hannes geriet wie viele andere deutsche Soldaten und Kriegshelfer in Gefangenschaft und kommt im Sommer 1945 nach Hause. Von den neun Hitlerjungen aus Steinbach, die im Spätsommer 1944 an die Westfront geschickt wurden, haben nur sieben den Krieg überlebt.

Franz kann seinem Vater den Verrat nicht verzeihen. Während sein Vater weiter bei der Post arbeitet, nun im Dienst der Besatzungsmächte, schließt Franz sich einer Gruppe Werwölfe an, ehemaligen Hitlerjungen, die hinter der Front mit Sabotageakten und Attentaten weiter gegen die alliierten Besatzungstruppen kämpfen. Sie können zum Glück nicht mehr viel ausrichten. Franz wird wie viele von ihnen festgenommen und bleibt bis 1947 in amerikanischer Gefangenschaft.

Zeittafel

Die Geschichte von *Das letzte Aufgebot* ist fiktiv und spielt von August bis November 1944. Folgende reale Ereignisse, die im Roman erwähnt werden, fanden in dieser Zeit statt:

1944

- | | |
|----------------------|---|
| 6. Juni | Die Westalliierten, insbesondere britische und amerikanische Truppen, landen in der Normandie im von Deutschland besetzten Norden Frankreichs. |
| 20. Juli | Eine Widerstandsgruppe um Offizier Claus Schenk Graf von Stauffenberg versucht erfolglos, Adolf Hitler in der Wolfsschanze zu töten. |
| 21. August | Die Kesselschlacht bei Falaise endet mit einem Sieg der Westalliierten unter dem Kommando der <i>US Army</i> . Die Wehrmacht verliert zwei ganze Armeen. |
| 8. September | Eine erste V2-Rakete (das V steht für Vergeltungswaffe) wird auf London geschossen, richtet dort aber nur wenig Schaden an. |
| 12. September | Die <i>US Army</i> befreit das Dorf Roetgen als erste deutsche Gemeinde. |
| 25. September | Durch einen Erlass Adolf Hitlers wird der sog. <i>Volkssturm</i> gebildet. »Alle waffenfähigen Männer zwischen 16 und 60 Jahren« werden damit zum Kampfeinsatz aufgerufen. Erste Einheiten werden im Oktober aufgestellt. |
| 13. Oktober | Die sowjetische <i>Rote Armee</i> befreit das Konzentrationslager Riga-Kaiserwald und entdeckt dabei Massengräber mit Leichen ermordeter Jüdinnen und Juden. |
| 16. November | Die britische <i>Royal Air Force</i> bombardiert Düren, um vor allem den englischen und amerikanischen Truppen den weiteren Vormarsch Richtung Rhein zu ermöglichen. |

NACHWORT UND DANK

Das Dorf Steinbach in der Eifel ist frei erfunden, ebenso all die Menschen, die in diesem Roman beschrieben werden, im Gegensatz zu den historischen Ereignissen, dem Zweiten Weltkrieg und der Schlacht um den Hürtgenwald, die leider nicht erfunden sind.

Mein Vater, Peter Seibert, hat als Jugendlicher eine ganz ähnliche und doch ganz andere Geschichte erlebt. Er wurde im Jahr 1929 geboren und war ab 1942 Schüler der »Adolf-Hitler-Schule« in Sonthofen. Im Frühjahr 1945 wurde er als 15-jähriger einer Einheit von Gebirgsjägern zugeteilt, die auf Skiern die »Alpenfestung« gegen die amerikanischen Truppen verteidigen sollten.

Ich weiß leider viel zu wenig von dem, was mein Vater in diesen Monaten erlebt hat, um seine Geschichte erzählen zu können. Das wenige, das ich zu wissen glaube, setzt sich aus Erinnerungsfetzen zusammen, aus vagen Erinnerungen an Gespräche, die ich vor mehreren Jahrzehnten mit ihm, mit meiner Mutter oder auch mit meinem Großvater geführt habe. Ich will hier nicht in die Details gehen, aber ich bin sicher, dass diese Monate am Ende des Zweiten Weltkriegs meinen Vater sehr schwer getroffen und lebenslang geprägt haben, obwohl er körperlich unverletzt geblieben ist.

Als Schüler einer Eliteschule war er vollkommen überzeugt von der Ideologie der Nazis und hat mit viel Idealismus alles getan, um das Dritte Reich zu verteidigen, ähnlich wie Franz im Roman, und hat wie Franz auch nach der als Niederlage empfundenen Befreiung noch als »Werwolf« gegen die amerikanischen Truppen gekämpft

und dafür einige Monate in Gefangenschaft verbracht. Umso größer waren dann sein Entsetzen und seine Enttäuschung, als ihm klar wurde, welch ungeheuerlichem Lügengebilde er aufgesessen war, welche verbrecherischen Ziele er zu seinen eigenen gemacht hatte, wie sehr er sich hatte täuschen und von dem Nazi-Regime missbrauchen lassen.

Über all das habe ich jahrzehntelang selten nachgedacht und kaum gesprochen, bis 2018 die Idee entstand, für das von mir geleitete »Junge Theater Bonn« ein Theaterstück über die NS-Zeit zu entwickeln. Auf der Suche nach geeigneten Themen kamen wir schnell auf die Kindersoldaten, auf die vielen Kinder und Jugendlichen, die in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs noch eingezogen und an die Front geschickt wurden, als Kriegsfreiwillige oder im »Volkssturm«, die ideologisch fanatisiert den alliierten Truppen entgegengeworfen wurden, um die endgültige Niederlage des »Dritten Reiches« noch etwas hinauszuzögern.

Mein Vater lebte schon über zwanzig Jahre nicht mehr, als wir mit der Entwicklung der Geschichte begonnen haben, und ich konnte ihn leider nicht mehr nach seinen Erlebnissen fragen. So war von Anfang an klar, dass wir mit *Das letzte Aufgebot* eine völlig fiktive Geschichte erzählen, die von den Erinnerungen an meinen Vater und seine Erlebnisse nur inspiriert wurde, die aber nicht in Anspruch nehmen kann oder will, seine Erlebnisse wiederzugeben.

Bei den Recherchen habe ich dann auch zum ersten Mal bewusst von der »Schlacht im Hürtgenwald« gehört, die nur wenige Kilometer von Bonn entfernt von Oktober 1944 bis Februar 1945 stattgefunden hat und eine der blutigsten und für die Amerikaner verlustreichsten Schlachten des Zweiten Weltkriegs war.

Nach einigen Wochen der Recherche habe ich dann gemeinsam mit Oscar Kafsack, Fabiola Mon de la Fuente und Karl Junker, drei Jugendlichen aus dem Nachwuchsemble des Theaters, mit der Entwicklung der konkreten Geschichte und des Theaterstückes begonnen. Im Februar 2019 konnten wir mit den Proben beginnen. In dem Stück haben die drei Jugendlichen die Hauptrollen Jakob, Maria und Franz übernommen und haben weiter – nun als Schauspielende – mit mir nach Antworten auf die vielen Fragen gesucht, die das Thema aufwirft: Wie konnte es gelingen, ein ganzes Volk so sehr zu indoktrinieren, dass es all die Verbrechen bereitwillig begangen hat, dass Jugendliche nicht nur notgedrungen, sondern oft mit Begeisterung in den Krieg und den fast sicheren Tod gegangen sind, und wie war es, in einer solchen Zeit jung zu sein und erwachsen zu werden, den eigenen Platz in der Gesellschaft zu suchen, die erste Liebe zu erleben und die eigene Sexualität zu entdecken? Antworten haben wir auf diese Fragen nicht gefunden, aber es hat trotzdem sehr gelohnt, diese Fragen auf der Bühne mit der Inszenierung zu stellen. Anfang Juni 2019 haben wir *Das letzte Aufgebot* dann uraufgeführt. Das Publikum und die Presse waren voll des Lobes für das Stück, das bis 2023 auf unserem Spielplan stand. Standing Ovationen nach den Vorstellungen waren eher die Regel als die Ausnahme.

Doch für mich war das Thema damit offenbar noch nicht auserzählt, es hat mich weiter beschäftigt, wahrscheinlich auch wegen der Geschichte meines Vaters. Schon einige Wochen nach der Uraufführung habe ich angefangen, die Geschichte als Roman noch mal ganz neu zu erzählen. Nun ist dieser Roman – mein erster Roman – fertig und geht in den nächsten Tagen in den Druck, und dafür bin ich sehr, sehr dankbar.

Zuallererst danke ich meinen Eltern, Wiltrud und Peter, die mir die Bedeutung von Geschichten und die Liebe zum Geschichtenerzählen so früh und so gründlich nahegebracht haben, dass ich daraus meinen Beruf gemacht habe, und meinem Großvater Dr. Günther Klemm, der mich auf diesem Weg sehr unterstützt hat.

Dann danke ich vor allem Oscar, Fabiola und Karl, die diese Geschichte als Theaterstück mit mir erfunden und auf die Bühne gebracht haben, für ihre Fantasie und ihre Kreativität, mit der sie bei der Entwicklung und der Inszenierung des Stückes ihre Figuren geprägt haben, und ich danke Oscar zusätzlich dafür, dass er auch an dem Roman mitgearbeitet hat.

Ich danke allen anderen jugendlichen und erwachsenen Schauspielerinnen und Schauspielern, die an der Inszenierung des Theaterstücks mitgewirkt haben, und dem ganzen Team des Jungen Theaters Bonn, das die Produktion mit mir gestaltet hat.

Ich danke von ganzem Herzen meiner wunderbaren Agentin Bettina Breitling, die meinem ersten Roman den Weg zur Veröffentlichung geebnet hat und an den Text schon geglaubt hat, als der noch lange nicht fertig war.

Und ich danke ebenso von ganzem Herzen dem Team des Karibu Verlags, insbesondere Jürgen Brandt und Christine Lederer, für das Vertrauen und die Unterstützung, und vor allem meiner Lektorin Céline Plötz, die mich in den letzten Monaten bei der Arbeit an dem Text hervorragend betreut und beraten hat und mit großer Liebe zu den Figuren und der Geschichte und mit viel Begeisterung dazu beigetragen hat, der Geschichte und dem Buch seine endgültige Form zu geben.

Herzlichen Dank euch allen!

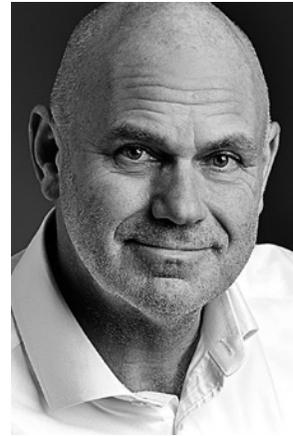
Moritz Seibert

P. S.

Herzlichen Dank auch an die Autorinnen und Autoren der folgenden Bücher, die bei der Recherche für das Theaterstück und den Roman neben unzähligen Quellen im Internet sehr wichtig waren:

- *Die Freibadclique* von Oliver Storz
- *Jahrgang 1926/27 – Erinnerungen an die Jahre unter dem Hakenkreuz* von Alfred Neven DuMont (Hg.)
- *Jugend im Dritten Reich* von Arno Klönne
- *Tagebuch eines Hitlerjungen* von Klaus Granzow
- *Ich war Hitlers letztes Aufgebot* von Günter Lucks und Harald Stutte
- *Erinnerungen und Geschichten eines Hitlerjungen* von Gerhard Kraemer
- *A Village in the Third Reich* von Julia Boyd
- *Hürtgenwald 1944/45* von Rainer Monnartz
- *Zeitreiseführer Eifel 1933–1945* von Alexander Kuffner
- *Ländliches Leben in der Eifel in historischen Fotografien* von Joachim Schröder

© Foto Menke, Bonn



Moritz Seibert wurde 1967 in Berlin geboren und hat an der Filmakademie Baden-Württemberg Filmregie und Drehbuch studiert. Als Autor und Regisseur hat er verschiedene Filme, Fernsehspiele und Theaterstücke geschrieben und inszeniert, darunter den Spielfilm *David im Wunderland* und Bühnenadaptionen internationaler Bestseller wie *Die unendliche Geschichte* oder *Die drei ???*. Seibert ist Intendant des Jungen Theaters Bonn, das unter seiner Leitung zum bestbesuchten Theater für junges Publikum in Deutschland wurde. *Das letzte Aufgebot* hat er mit einer Gruppe Jugendlicher aus dem Nachwuchsensemble zunächst als Theaterstück entwickelt und inszeniert. *Das letzte Aufgebot* ist nun Seiberts Debüt als Romanautor.

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe



1. Auflage 2025

© 2025 Edel Verlagsgruppe GmbH, Kaiserstraße 14a, 80801 München

Alle Rechte vorbehalten

Das Zitat von Margot Friedländer stammt aus der Vogue,
erschienen am 07/08/2024 in der Ausgabe Juli/August, S. 168

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Layout & Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-96129-487-9

Printed in Germany

www.karibubuecher.de

»WIR SIND MITTEN IM KRIEG,
ABER HIER BEI UNS FINDET ER NICHT STATT.
NOCH NICHT.«

Steinbach, 1944: Das Leben des 15-jährigen Jakob hat sich verändert, seitdem sein Vater im Zweiten Weltkrieg kämpft. Doch die Liebe zu Maria lässt ihn die Entbehrungen, die harte Arbeit auf den Feldern und die Schikanen in der Hitlerjugend gut ertragen. Bis die SS zu ihnen ins Dorf kommt und den Krieg mitbringt: Jakob und seine Freunde werden als Soldaten eingezogen. Die Jungen sind davon begeistert und wollen an der Westfront zu Helden werden. Aber Maria ist am Boden zerstört, denn sie will Jakob nicht verlieren. Und sie hütet ein Geheimnis, das sie beide in große Gefahr bringt ...

Eine eindringliche Geschichte über
eine verlorene Jugend

ISBN 978-3-96129-487-9

WG: 1260



€ 16,99 (D)

www.karibubuecher.de

KARIBU